



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

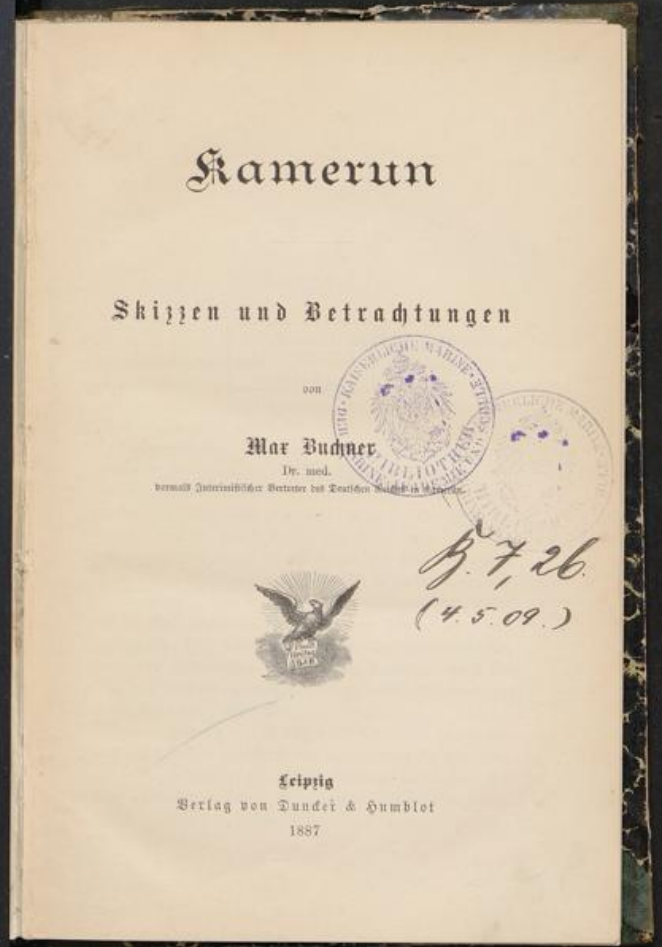
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

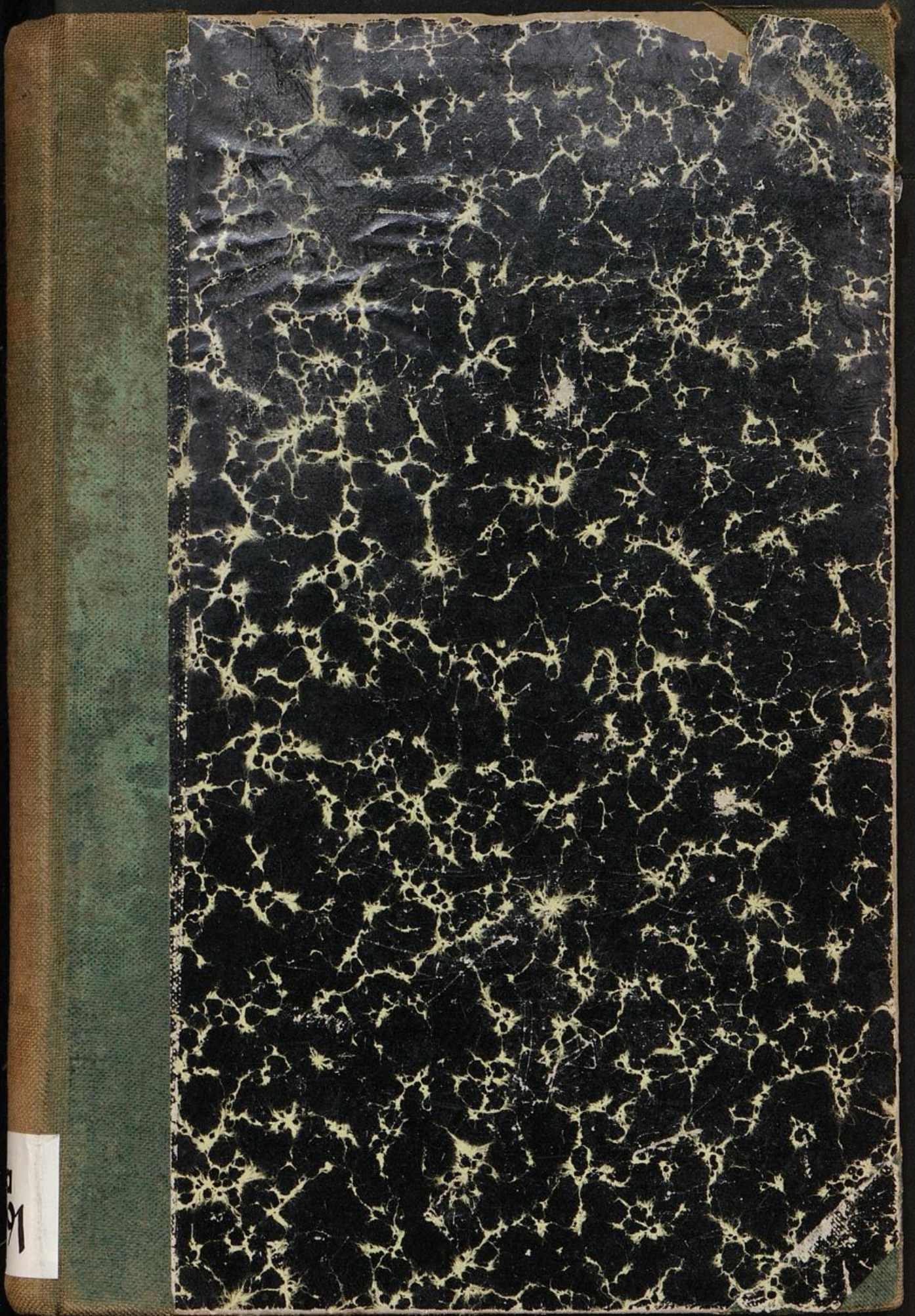
Kamerun

Buchner, Max

Leipzig, 1887

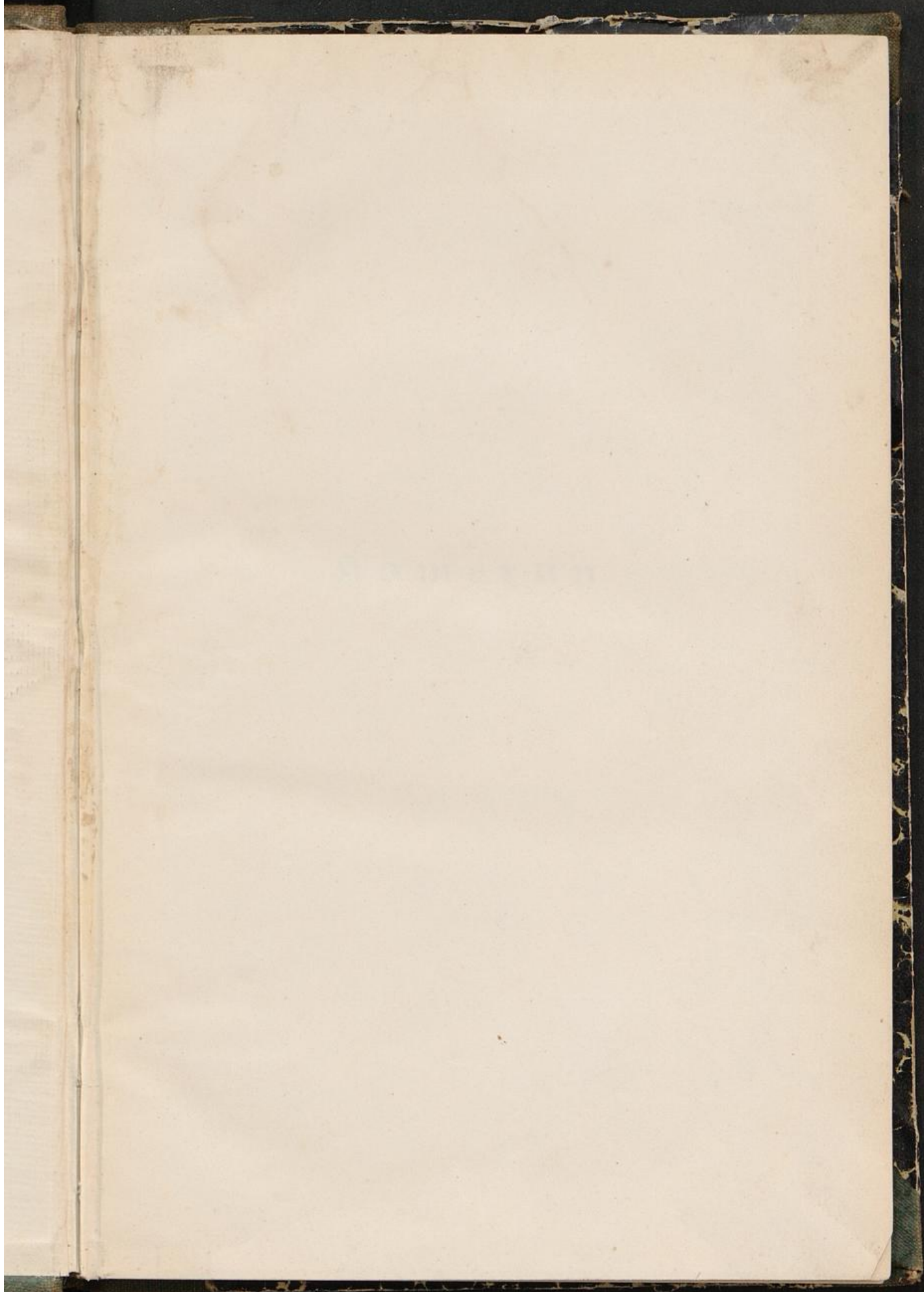
urn:nbn:de:gbv:46:1-10241

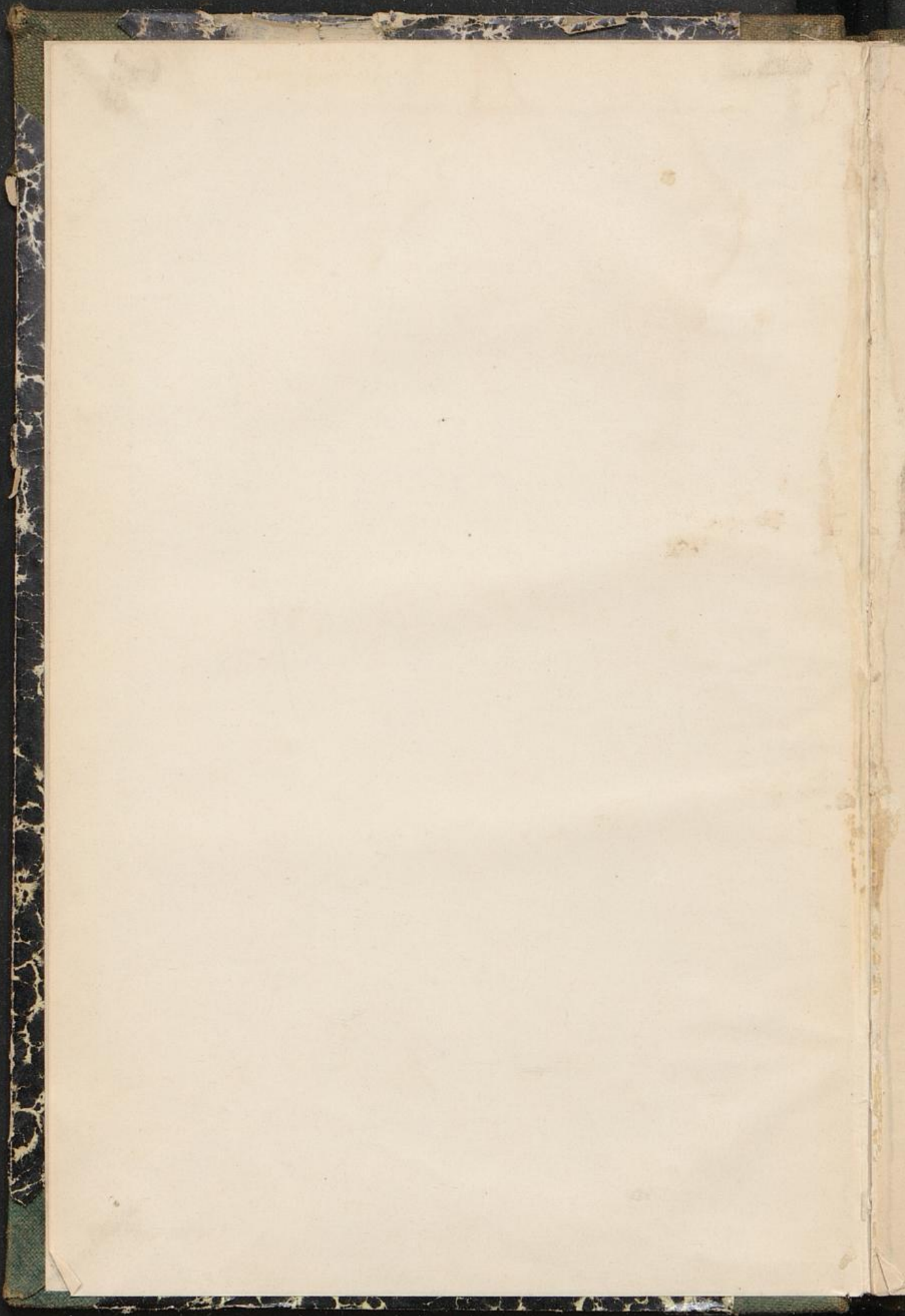




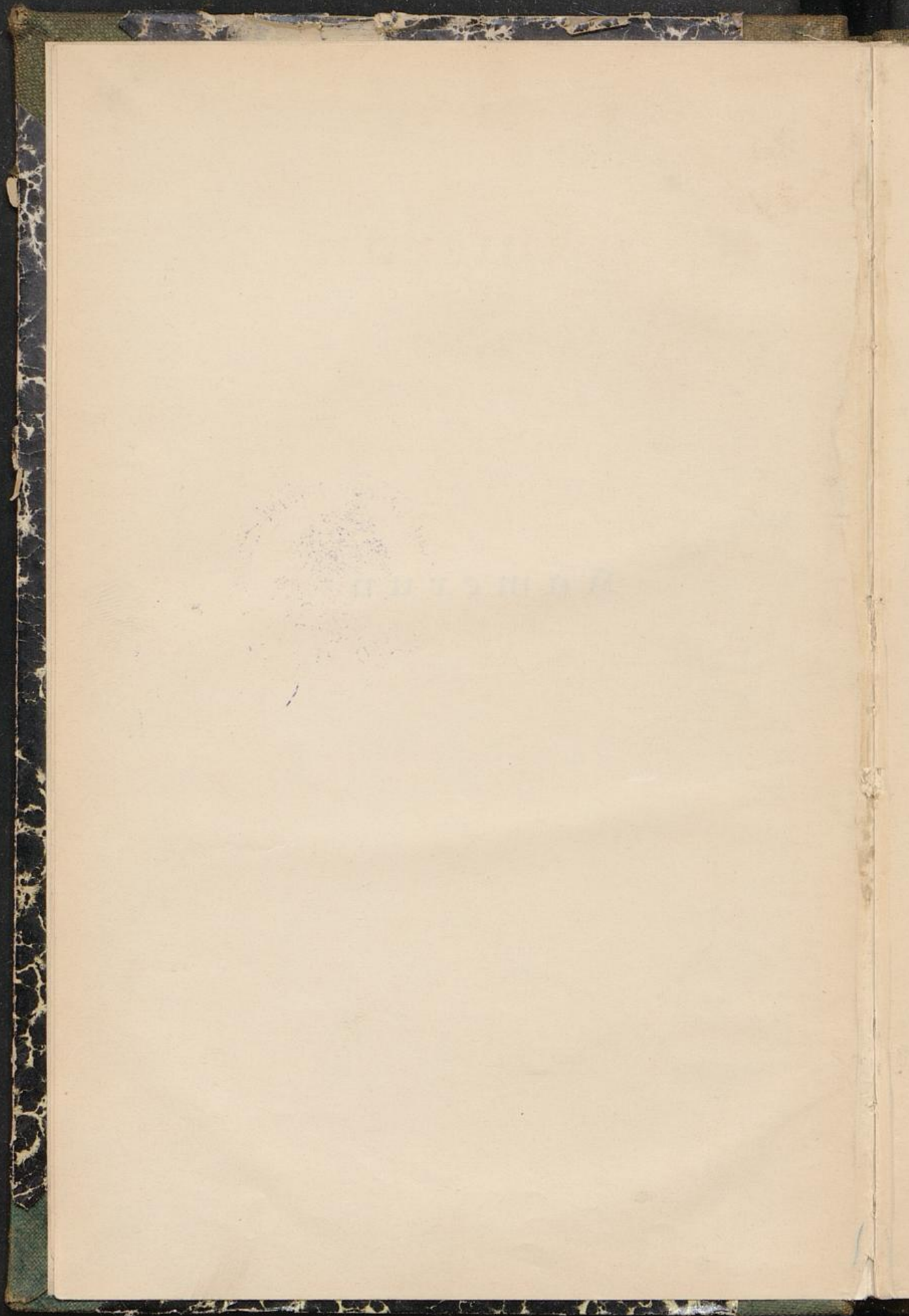
M

Ka 7991





A m e r u n



Kamerun

Skizzen und Betrachtungen

von

Max Buchner

Dr. med.

vormals Interimistischer Vertreter des Deutschen Reiches in Kamerun.



Leipzig

Verlag von Duncker & Humblot

1887



B. 7, 26.
(4. 5. 09.)

71 Ka 7991

HT

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
KIEL

Das Recht der Übersetzung, sowie alle anderen Rechte vorbehalten. .

u

A

Vorwort.

Eines der Hauptmotive im Leben des Menschen und der Völker ist von je die Unzufriedenheit gewesen. Es ist das kein schönes, kein angenehmes Motiv, aber es ist da und es wirkt. Unzufrieden mit dem, was die nächste Umgebung bietet, glaubt der Mensch in fernen Erdräumen die Verwirklichung seiner Wünsche erhoffen zu müssen.

Wenigen gelingt es, sich zu überzeugen, daß auch draußen weit über dem Meere das Paradies nicht zu finden ist, und diese wenigen kommen schließlich zu jener geduldigen, ruhigen Resignation, daß unser Planet überhaupt viel zu wünschen läßt, von wo aus man ihn auch betrachten möge. Ich gehe noch weiter und behaupte: Europa ist der schönste und beste Teil unserer Erde. Aber leider können wir nicht alle in diesem bevorzugten Erdteile bleiben, denn er ist uns zu eng geworden. Wir müssen hinaus, auch die weniger guten Länder zur Fristung des Lebens auszunutzen. Oder mit anderen Worten: Die Kolonialpolitik ist eine harte Notwendigkeit, nicht etwa ein Vergnügen, sie ist kein Spielzeug für Enthusiasten, sondern einzig ein Gegenstand ruhiger, kalter, hartherziger Überlegung.

Wenn man als Schiffbrüchiger auf dem Meere heruntreibt und kein Proviant mehr vorhanden ist, frist man sich gegenseitig auf. Dabei fragt es sich für den Einzelnen nur darum, wer dem Anderen zuvorkommt. Ganz dasselbe gilt auch für die gesamte Menschheit auf unserem im Weltall vorwärts tausenden

Erdball, der immer enger wird. Je mehr der vorhandene Stoff die Form von Menschen annimmt, desto mehr schwindet er aus der Form von Nahrung. Das Defizit heißt Hunger.

Wir stehen zwar noch nicht unmittelbar vor dem wirklichen Auffressen. Aber es wird doch gut sein, schon jetzt eine Stellung zu wählen, die uns günstig ist, wenn es einmal losgeht. Jene eigenartige Erregung, die erst kürzlich durch die Deutsche Nation ging, und die von Spöttern nicht ganz unpassend als Kolonialrausch bezeichnet wurde, war vielleicht weiter nichts als ein kleiner, weit vorausgeworfener Schatten des dereinst kommenden Hungerdeliriums der gesamten Menschheit.

Jene Zeiten, in denen man Volksvermehrung als ein Glück betrachten konnte, haben aufgehört, und zwar nicht bloß im nationalen, sondern auch im allgemein menschlichen Sinne. Noch haben wir für den Überfluß unserer Massen Nordamerika. Aber auch Nordamerika wird im Jahre 1900 voll besetzt sein. Dann wird auch dort die bisherige extensive Bewirtschaftung sich in eine intensive verwandeln müssen, und dann wird dort drüben die Reibung, die Not, noch viel schlimmer sein, als sie je bei uns war. Auch jene Zeiten haben längst aufgehört, in denen das Kolonisieren so einträglich war, daß sich dadurch ganze Nationen rasch bereichern konnten. In den Jahren 1815 bis 1849 vermehrte das Englische Volk seine Zahl um 47 Prozent, zugleich aber auch den Wert seiner Ausfuhr um 63, die Tonnenzahl seiner Handelsschiffe um 55, das bewegliche Vermögen um 93, das unbewegliche Vermögen um 78 Prozent¹⁾. Dieses Ideal fortschreitender Prosperität wird niemals wieder erreicht werden können.

Unzweifelhaft ist die Verteilung der Erde zwar bereits zu einem gewissen Abschluß gelangt, aber doch noch mancher Unde-

¹⁾ Deutsche Rundschau Band XXXI (April, Mai, Juni 1882): Deutsche Kolonisation I. und II.

rung fähig. Blieben die Gruppierungen des Besitzes so wie sie jetzt sind, wären wir Deutsche sicherlich übel daran. Es bliebe uns dann weiter nichts als das völlige Aufgehen in anderen Völkerschaften, wie es hier und dort kleineren Maßstabs schon länger vor sich geht, aber dann überall auf der ganzen Erde, ausgenommen allein unser altes Deutschland, das besten Falles zum Bodensatz der schwerer beweglichen Reste herabsinken würde. Früher in den romantischen Zeiten der ersten Entdecker war es die günstige Lage am Meere, die den Wagemut der Nationen hinauslockte. Heute, im Angesichte des näher rückenden Hungers, ist es der profaische Schrei nach Brod, der sie unruhig macht und herumtreibt. Diese Frage wird nicht mehr durch kühne Konquistadores, sondern durch die Massen entschieden werden. Und das ist einer der wenigen Vorteile, die wir für uns haben.

Was jüngst in Afrika sich vollzog, ist an sich nur wenig, ein Nichts im Vergleich zu dem, was wir brauchen. Aber es kann doch der erste kleine Anfang zu Größerem sein, wenn die Zukunft uns wohl will. Für unseren leidigen Überichuß an Bevölkerung, also für eigentliche Auswanderer, ist im tropischen Afrika allerdings nichts zu holen. Jene Zeitungsartikel, die einmal sogar die Niger- und Kongo-Länder als Auswanderungsziele empfahlen, waren weiter nichts als Massenmordversuche aus Unvernunft, wenn nichts Schlimmeres.

Von den europäischen Nationen kommen an der Westküste Afrikas nur mehr Engländer, Franzosen, Portugisen und Spanier in Betracht. Der belgische Kongo-Staat ist ein zu zweifelhaftes Gebilde, als daß man ihn ernsthaft mit aufführen könnte. Die Dänen und die Holländer haben ihre ehemals vorhandenen westafrikanischen Hoheitsrechte an die Engländer abgetreten, die Spanier und die Portugisen werden wohl auch noch eines schönen Tages im Beerbtwerden an die Reihe kommen, und auch was die Franzosen haben, dürfte in guten Händen sein. Dem-

nach blieben schließlich nur mehr die unvergleichlichen Engländer als die übermächtigen Konkurrenten.

Es geht ein eigener Zug festerer Gruppierung durch die Geschichte, ganz das Gegenteil kosmopolitischer Lockerung. Die Einheit der Herde kommt wieder mehr zur Geltung. Die Völker und Staaten schließen sich gegen einander ab, neue Zollschranken werden errichtet, der Interessenkampf der Nationen verschärft sich. Da wäre es denn mehr als je geboten, enger zusammen zu treten und kleinere Unterschiede zu vergessen, sich zu freuen, wenn dem Genossen Vorteile erstehen oder erhalten werden. Jeder, der sich selbst bereichert, bereichert auch seine Nation. Es darf nur nicht auf Kosten der Gesamtheit geschehen. Wie die Ausglei chung oder Aufteilung später stattfinden wird, ist eine Frage für sich. Wahren wir vorläufig was wir haben.

Mit einer gewissen Berechtigung wird von kolonialfeindlicher Seite geltend gemacht, daß Kolonien heutzutage ein überwundener Standpunkt seien, daß es sich nicht mehr lohne, Kolonien zu besitzen, daß es überhaupt viel besser sei, niemals Kolonien gehabt zu haben. Es scheint, daß die Konsumtionsfähigkeit der Europäer für tropische Erzeugnisse ein gewisses äußerstes Maß eben erreicht hat, während die Produktion noch immer fortfuhr, sich auszudehnen, so daß eine Rückstauung eintreten mußte. Die traurigen Zustände, die selbst über Java, das Musterland der Kolonialschwärmer, hereingebrochen sind, bekräftigen diese Anschauung und sicherlich leben wir gerade in einer kritischen Zeit, die für Kolonialbesitz ungünstig ist. Es ist das dieselbe Krisis, unter der auch das landwirtschaftliche Grundeigentum schwer zu leiden hat. Wer vermöchte aber daraus den Satz abzuleiten, daß Grundeigentum überhaupt nichts mehr taugt und aufzugeben sei? Diese unterste, erste Basis unseres ganzen Lebens wird niemals entbehrt werden können. Wenn auch gegenwärtig die Erzeugung der Nahrungsstoffe wegen allzu großer Konkurrenz nicht mehr

sonderlich rentirt, künftige Generationen werden die Überproduktion schon noch aufzehren, und dann werden die Preise der Nahrungsstoffe auch wieder lohnender werden. Und ganz das Gleiche wird mit den Erträgnissen der Kolonialgebiete, die momentan so sehr im Werte gesunken sind, schließlich wieder der Fall sein. Das eben ist ja die große Aufgabe des modernen Nationstaates, daß er seine Ideen und Pläne nicht nach vorübergehenden Konjunkturen, sondern nach weit in die Zukunft blickenden Interessen einzurichten hat.

Nebst dieser allgemein irdischen Krisis sind zu den mancherlei Schwierigkeiten einer Kolonialpolitik heutzutage noch einige weitere, gleichfalls ganz neue hinzugetreten: Zunächst die Ausbreitung besserer Waffen durch den Handel und dann aber auch die Humanität. Niemand kann leugnen, daß die Humanität in ihrem Übereifer dazu beigetragen hat, die sogenannten Wilden selbstbewußter und gefährlicher zu machen. Es wird allmähig Zeit, daß wir aufhören, jene anderen Rassen mit allzuviel platonischer Liebe und mit zu wenig egoistischer Vorsicht zu betrachten. Wir sind gewohnt, sie als niedriger stehend zu bezeichnen. Aber vergessen wir nicht, daß auch sie als Konkurrenten im Kampf um's Dasein mitringen, und daß nicht bloß in Europa ein beständiges Empordrängen der unteren Menschenschichten vor sich geht, sondern daß diese soziale Bewegung in größerem Maßstab über der ganzen Erde herrscht. Wir werden ja den Lauf der Geschichte nicht aufhalten können, und sollte es bestimmt sein, daß im kommenden dritten Jahrtausend dem afrikanischen Völkern die Führung der Rassen zufällt, so läßt sich dagegen wenig vorbeugen. Aber den Selbstvernichtungsprozeß geradezu beschleunigen brauchen wir doch sicherlich auch nicht. Das wäre denn doch eine etwas gar zu große Konzession an die schöne Menschenliebe. Die Machd-Wirren im südlichen Egypten, der Kaffernkrieg, die Katastrophe der Italiener in Harrar und jetzt wieder in Abessinien, der In-

dische Aufstand, Afganistan, Tonkin und Birma sind nur die ersten Anfänge jenes allgemeinen Rassenkampfes gewesen, dem noch mehrere größere Ereignisse gleicher Art folgen werden.

Wohl keine einzige Kolonie, wie überhaupt kein einziges Staatsgebilde ist ohne Sünde gegen die schöne Menschenliebe groß geworden. Mit der sogenannten Humanität lassen sich Kolonien eine gewisse Zeit lang halten, nicht aber schaffen. Die glücklichen Besitzenden haben deshalb gut reden, wenn sie dieselben Sünden, durch die sie reich wurden, den anderen einfach verbieten.

Ein nicht minder bedenklicher neuer Feind für die Kolonialpolitik ist viertens der Enthusiasmus. Diese lustige Benebelung der gesunden Vernunft hat es dahin gebracht, daß man ernsthaft über Afrika gar nichts mehr äußern kann, ohne erst in dem Wirrsal der Phrasen aufgeräumt zu haben, die über dieses neueste Eldorado hereingebrochen sind.

Da schlummert zum Beispiel im dunklen Kontinent der so sehr beliebte „Reichtum an unbekanntem Schätzen“. Ein köstliches Wort! Der „Reichtum eines armen Teufels“ besagt ungefähr dasselbe. Man versuche einmal einen hungrigen, frierenden Menschen ungefähr so zu trösten: „Du bist ungeheuer reich, in Deinen Taschen steckt eine Menge Geld. Du weißt es nur nicht. Und je öfter Du nachsuchst und nichts findest, um so reicher bist Du.“ Das klingt wie Wahnsinn. Die Afrikaschwärmer aber konnten ganz ungestraft wirklich solches Zeug schwätzen. Da hofft man dann auch auf die „ungeheuren Absatzgebiete“, die sich dort uns eröffnen, auf die „Konsumptionsfähigkeit ungezählter Millionen von Negern“. Allerdings, konsumptionsfähig ist Afrika ganz gewiß, der Neger nimmt alles, was man ihm gibt. Es bleibt nur die große Frage, was er seinerseits dafür zurückliefern kann. Absatzgebiete sind in Afrika zweifellos vorhanden. Absatzgebiete sind auch die Meere, drei bis vier Fünftel der gesamten

Erdoberfläche. Man braucht bloß unsere Erzeugnisse hineinzuwerfen. Absatzgebiete allein nützen aber unserer Industrie sehr wenig, wenn sie nicht zugleich Zahlgebiete sind. Und ein Zahl-, ein Gewinn-Gebiet von Bedeutung ist Afrika nicht, kann es vielleicht noch werden, aber sicher nur langsam und spät. Für die Gegenwart steht die Ausfuhr aus Afrika denn doch in einem gar zu auffälligen Mißverhältnis zur räumlichen Größe des Kontinents, und jedenfalls sind die sogenannten Reichtümer Afrikas einer Vermehrung dringend bedürftig.

Der „Reichtum an unbekanntem Schätzen“ besteht zum Teil aus Edelmetallen und Edelsteinen, zum Teil aus einer großartigen Fruchtbarkeit des Bodens. Was wir von diesen beiden angenehmen Dingen bis heute gehört haben, ist über das Stadium leerer Behauptungen noch nicht hinweggelangt, ausgenommen etwa die Hinterländer der Goldküste und die südafrikanischen Diamantfelder. Von dem Vorkommen wertvoller Minerale in Afrika außerhalb der genannten Distrikte läßt sich mit einiger Ernsthaftigkeit gar nicht reden. Wir wissen darüber einfach nichts. Nur die unverbesserlichsten Optimisten sind im Stande, aus dieser negativen Tatsache allein schon die schönsten Hoffnungen aufzubauen. Solchen Leuten möchte ich raten, sich einmal dem nähern und bequemern Boden Berlins oder Hamburgs goldgrabend zuzuwenden.

Auch die große Fruchtbarkeit des afrikanischen Bodens ist eines der leersten Schlagwörter, mit denen jemals Unfug getrieben wurde. Auch über diese Frage wissen wir noch zu wenig, um ein festes Urteil zu fällen, und auch hier läßt das Wenige was wir wissen, eher das Gegenteil vermuten. Ganz besonders gilt das von dem roten Laterit-Boden, der vier Fünftel des ganzen tropischen Afrika überzieht. Wie ich glaube, bin ich der einzige Reisende geblieben, der Lateritproben mitgebracht und

chemische Analysen derselben veranlaßt hat¹⁾. Es ergab sich daraus ein auffallender Mangel an Phosphaten, die doch zum Gedeihen von Körnerfrüchten so notwendig sind. Körnerfrüchte spielen denn auch in der Ernährung des Negers nur eine zweite Rolle und werden durch Bananen und Maniokwurzeln ersetzt. Die afrikanischen Gräser vermehren sich fast immer bloß durch Rhizome und nur ausnahmsweise durch Samen. Inner-Afrika ist zum größeren Teil ein Hungerland, das dichte Bevölkerungen niemals ernähren könnte, und in dem selbst die spärlich zerstreuten Stämme ein halb nomadenhaftes Dasein führen, um immer wieder neuen Urboden aufzusuchen und auszubeuten.

Die zuversichtlichen Aussprüche über stupende Fruchtbarkeit, denen man bei manchen Reisenden begegnet, und die in der öffentlichen Meinung so sehr gefielen, haben meistens keine reellere Basis als das Staunen über die Üppigkeit des Baumwuchses und der Gebüschentwicklung, wie man sie hie und da an der Küste und in den Thälern der Flüsse findet. Der verstorbene Pogge hat einmal geschrieben, daß eine Stunde landwirtschaftlicher Arbeit in Afrika zehnmal mehr Resultate als in Norddeutschland brächte. Hätte Pogge geahnt, zu welchem Mißbrauch diese flüchtig hingeworfene Meinung, deren Richtigkeit ich bestreite, nun herhalten muß, er würde sich besser besonnen haben. Und wäre er nicht gestorben, so würde er wahrscheinlich selber gegen die Folgerungen protestiren. Man schreibt auf Reisen unter dem Einfluß momentaner Stimmungen manchen Satz in's Notizbuch oder sogar in Briefe, den man später bei ruhiger Überlegung schnell wieder austreibt.

Pogge, der Optimist, ist leider tot, selbst ein Opfer des afrikanischen Innern, das er immer so sehr belobte. Lebte er noch, so könnte man seine Behauptung mit ihm ausfechten. Aber

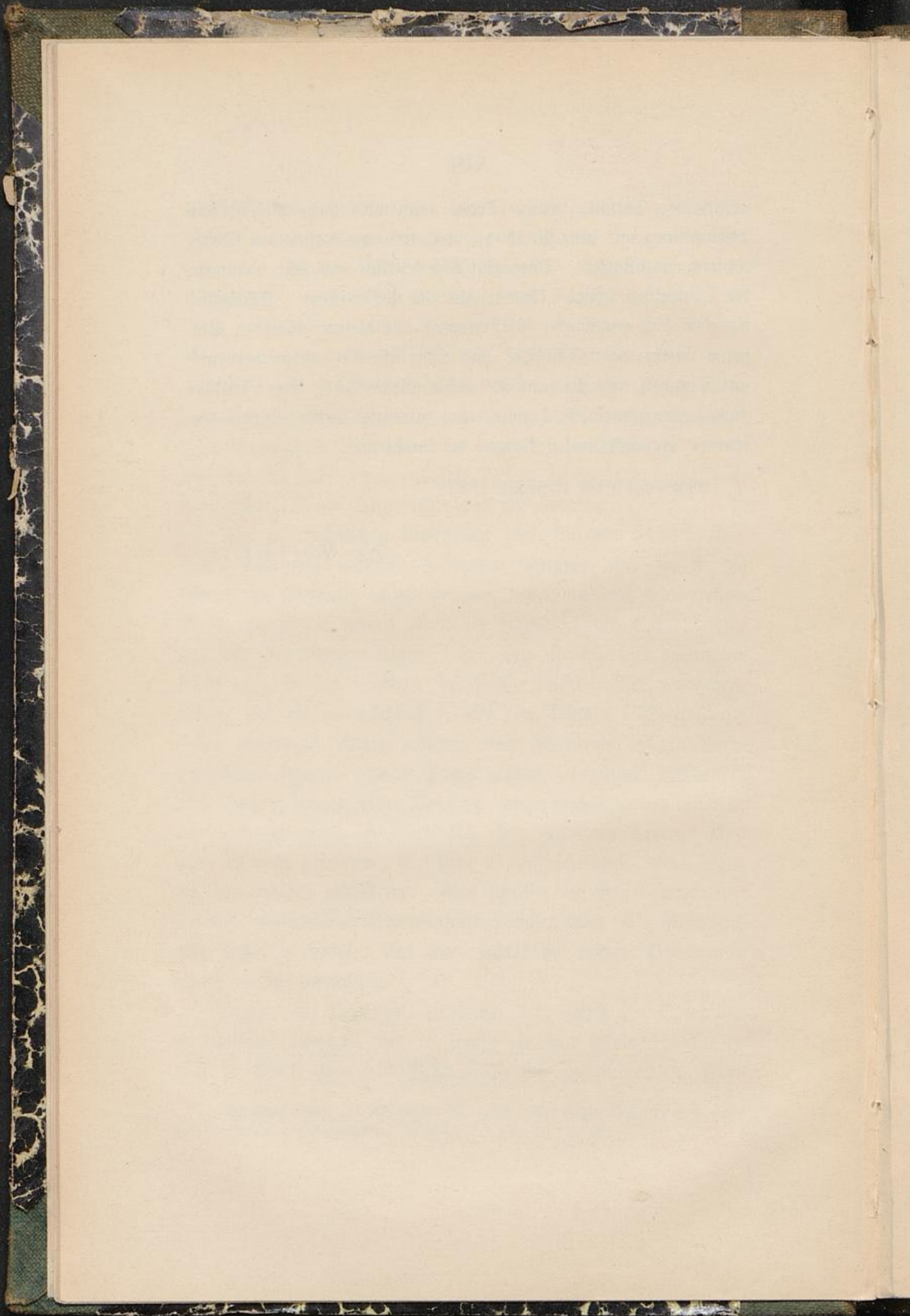
¹⁾ Ausland 1883 Nr. 43 (Dt. 22) „Über den Naturcharakter des südwestafrikanischen Hochplateaus zwischen 7° und 10° s. Br.“

XIII

gerade die Tatsache seines Todes muß nun dazu dienen, jene Behauptung mit dem Nimbus eines treu zu wahren Testaments auszustatten. Das zeigt doch deutlich, wie sehr viel mehr die Optimisten schaden können als die Pessimisten. Schließlich ist eben ein gemäßigter Pessimismus auf diesem schönen Planeten immer das Richtigere und sicherlich viel näher verwandt mit Klugheit und Vorsicht als dessen Gegenteil. Ein wirklicher Nutzen, der unverhofft kommt, thut niemals weh. Wohl aber schmerzt ein geträumter Nutzen, der ausbleibt.

München im Februar 1887.

Der Verfasser.



Inhalt.

I. Natur und Eingeborene.

Seite

Allgemein Geographisches. Das Fluß-System. Geologisches und Meteorologisches. Vegetation und Tierwelt. Landschaftliches. Schnee. Die Dualla-Dörfer. Die Dualla und ihre ethnographische Stellung. Äußere Erscheinung. Nahrung. Palmwein. Vorteile der Nacktheit. Häuslichkeit und Menge der Bedürfnisse. Frechheit und Neigung zu Gewaltthaten. Streitigkeiten und Palaver. Religion. Geheime Orden und Eidschwüre zur Verbrüderung. Toten-Bestattungen. Tänze. Gesellschaftliche Zustände. Anarchie. Sklaven. Eheliche Verhältnisse. Das Verheirathen der Töchter als Schachervergnügen der Väter. Ein Weiber-Streit. Zum Gemüthsleben der Negerin. Medizinische Kenntnisse. Beschneidung. Sport. Ringkämpfe und Kanuu-Wettfahrten. Trommelsprache. Verkommenheit. Die Reste alter Gewerbsthätigkeit. Schnitzereien. Feldbau und Handel. Neger-Englisch. Herkunft der Dualla. Die Hierarchie der Häuptlinge. King Bell und seine Leute. King Akwa und seine Leute. Manga Bell als christlicher Jüngling und als Heide. Manga Akwa und seine Abenteuer. Die Nachbarstämme. Höhere Qualität der Bewohner des Inneren. Afrikanische Verträge und ihr moralischer Wert

1—72

II. Die Europäer und der Handel.

Englische und deutsche Firmen. C. Woermann. Janken und Thormählen. Court of Equity. Missionare und Forscher. Die Baptist Missionary Society, ihre Anmaßungen und geringen Erfolge. Nachbar-Missionen. Die beiden Schweden Knutson und Waldau. Herr Rogozinsky. Ausfuhr-Produkte. Betrag des Exports. Mannigfaltigkeit der europäischen Waren. Handelstechnik. Was heißt Tauschhandel? Kamerun-Baluta. Englisches Geld. Aufrechterhaltung eines gewissen Tarifs. Ungleichheit der Maße bei den Eingeborenen. Das Handels-Monopol der Häuptlinge. Truft, Small Book und Datsch. Stoppage of Trade. Kumi. Dampfer-Verbindungen und Hafen-Verhältnisse. Schwarze Lootsen.

Die Kru-Jungen und ihre Löhne. Utrá-Leute. Die Dualla als Arbeiter. King Mangro. Die Agenten und die Angestellten. Gehälter. Faktorei-Leben. Über den Umgang mit Negern. Festliche Diners und Verdauungsstörungen. Palmoil-Chop und Ziegenfleisch. Teuer und schlecht. Konserven. Afrikanische Früchte. Gartenkunst. Die Gefahren des Klimas. Das Fieber und seine Wahrscheinlichkeiten. Perniziöse Fälle. Hautkrankheiten. Syphilis. Schlechte hygienische Bedingungen. Nächtliches Ungeziefer . . .	73—135
---	--------

III. Programm für die Entwicklung.

Wirtschaftliche Bedeutung und Produktionskraft. Handel und Pflanzung. Fruchtbarkeit. Empfehlenswerte Kulturen. Hygienische Maßregeln. Das Fiebergift und seine Bedingungen. Ratschläge in Bezug auf Wohnung, Kleidung, Nahrung. Sanatorium. Liederlichkeit und Trunksucht. Die schwarzen Herzensfreundinnen. Notwendigkeit eines Arztes. Chinin. Erforschung des Hinterlandes und Festlegung der Grenzen. Wege und Transportmittel. Die afrikanischen Eisenbahnprojekte. Keitochsen. Der Elefant als Lasttier. Die Arbeitsfrage. Abschaffung der Handelsmonopole. Ohne Kolonialtruppe wird es nicht gehen. Vorschieben der Faktoreien oder Herabkommenlassen der Produzenten? Grundeigentum. Hoffnungen auf die unverdorbenen Stämme des Innern. Sklaverei und Schnaps. Unsinn und Heuchelei in der Antisklaverei-Bewegung. Das Recht in Afrika. Prinzip der möglichststen Nichteinmischung. Hebung der angestammten Autoritäten. Das Ansehen der weißen Rasse. Steuern. Geprägtes Geld. Schulen. Zweifelhafte Wert der englischen und verwandter Missionen. Schluß	137—202
---	---------

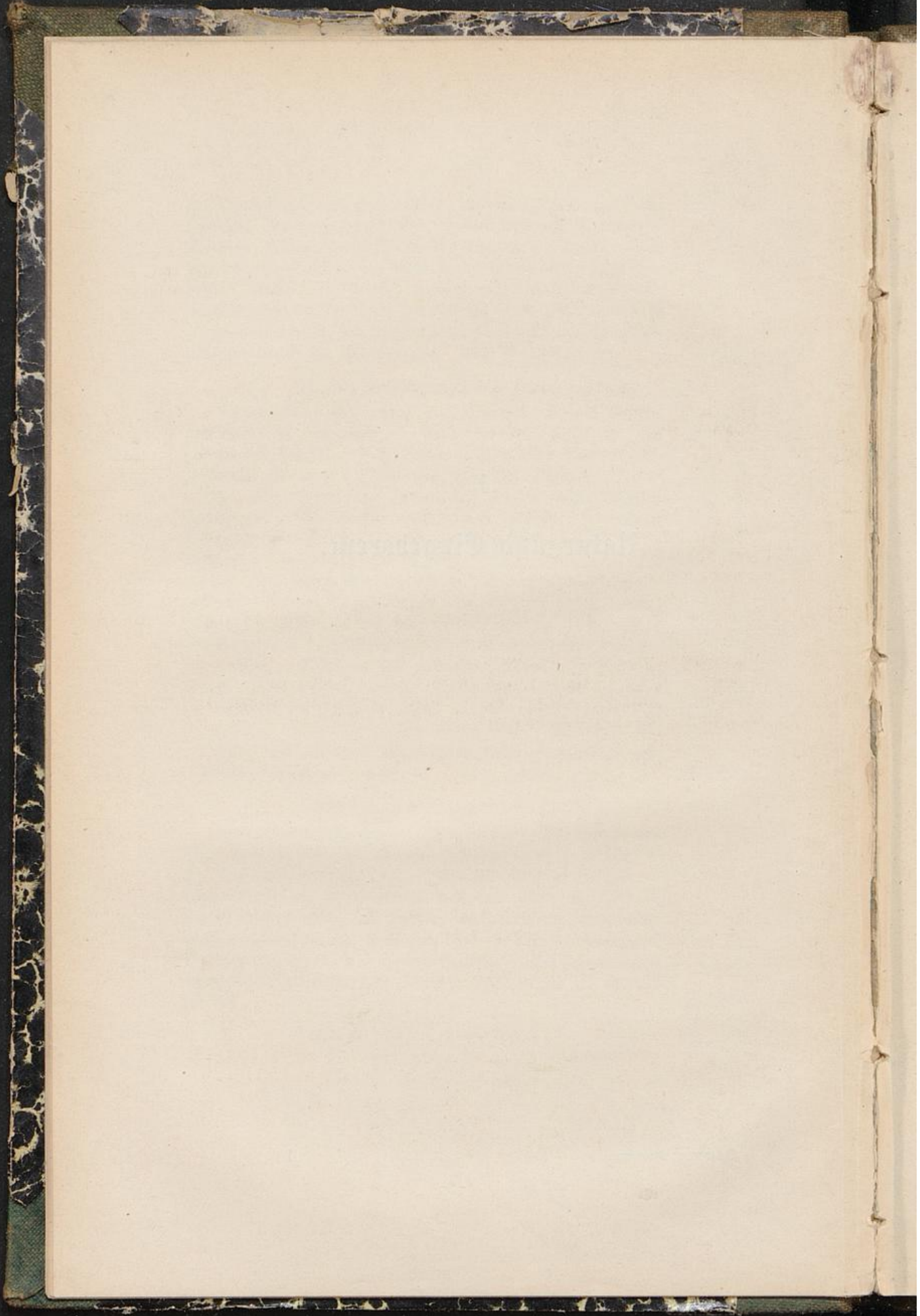
Anhang und vermischte Notizen.

Zum Vorwort S. 205. — Zu I. S. 206—223. (Regen und Wetter in Kamerun 1884. August 1. bis September 27 S. 206. — Die Dualla-Sprache S. 210. — Kamerun-Englisch S. 213. — Stammbaum der beiden Kings Bell und Akwa S. 223.) — Zu II. S. 224—245. (Rechtsfälle, verhandelt vor dem Cameroons Court of Equity 1883 und 1884 S. 227. — Kameruner Preisliste für verschiedene Artikel S. 242. — Stand der Kumi-Angelegenheit vom 19. Febr. 1885 S. 243.) — Zu III. S. 246 bis 251	203—251
---	---------

Alphabetisches Register	251—258
-------------------------	---------

I.

Natur und Eingeborene.



Allgemein Geographisches. Das Fluß-System. Geologisches und Meteorologisches. Vegetation und Tierwelt. Landschaftliches. Schnee. Die Dualla-Dörfer. Die Dualla und ihre ethnographische Stellung. Äußere Erscheinung. Nahrung. Palmwein. Vortheile der Nacktheit. Häuslichkeit und Menge der Bedürfnisse. Frechheit und Neigung zu Gewaltthaten. Streitigkeiten und Palaver. Religion. Geheime Orden und Eidschwüre zur Verbrüderung. Toten-Bestattungen. Tänze. Gesellschaftliche Zustände. Anarchie. Sklaven. Eheliche Verhältnisse. Das Verheirathen der Töchter als Schachervergnügen der Väter. Ein Weiber-Streif. Zum Gemüthsleben der Negerin. Medizinische Kenntnisse. Beschneidung. Sport. Ringkämpfe und Kanuu-Wettfahrten. Trommelsprache. Verkommenheit. Die Reste alter Gewerbsthätigkeit. Schnitzereien. Feldbau und Handel. Neger-Englisch. Herkunft der Dualla. Die Hierarchie der Häuptlinge. King Bell und seine Leute. King Akwa und seine Leute. Manga Bell als christlicher Jüngling und als Heide. Manga Akwa und seine Abenteuer. Die Nachbarstämme. Höhere Qualität der Bewohner des Inneren. Afrikanische Verträge und ihr moralischer Wert.

Quer durch den Golf von Guinea geht ein vulkanischer Spalt unserer Erdrinde, aus welchem die Vulkanreihe Anno Bom, Principe, San Thomé, Fernando Po und Kamerun hervorgequollen ist. Diese fünf großen Vulkane kennen und wissen wir, aber wahrscheinlich gibt es deren noch mehr in der Fortsetzung jener Nordnordost-Linie, wir kennen sie nur noch nicht oder haben bloß ungewisse Gerüchte von ihrem Dasein erhalten.

Bei klarem Wetter sieht man denn auch vom Kamerun aus in derselben Richtung eine Reihe bizarrer Bergformen auftauchen, die fünfzig bis hundert und mehr Kilometer entfernt sein mögen. Sie gehören alle noch dem unbekanntem Innern, dem großen weißen Fleck Innerafrikas an, der ja nirgends so nahe an die Küste herantritt wie hier. Es ist dort einer der interessantesten Winkel der Erde noch zu entschleiern. Mit einem kleinen Dampfer den

Mungo-Fluß, der hinter dem Kamerun-Vulkane hervorkommt, zwei Tage lang aufwärts, bis zu dessen Wasserfall, dann noch zehn Kilometer zu Fuß nach Nordost, bin ich bereits bei Menschen gewesen, die noch nie einen Weißen gesehen hatten und bei denen meine Ankunft einen Enthusiasmus erregte, wie ich ihn auf meiner ersten Afrikareise mehr als 1500 Kilometer im innersten Innern niemals erlebt hatte. So nahe ist man dort noch vollkommen jungfräulichen Länderstrecken.

Südlich vom Kamerun-Berge ergießt sich der Kamerun-Fluß ins Meer. Es ist der alte Rio dos Camarões der portugiesischen Entdecker. Camarão Plural Camarões bedeutet einen Krebs, der periodisch, man sagt jedes dritte Jahr auf einige Tage, in großer Menge den Fluß zu beleben pflegt. Rio dos Camarões heißt also „Fluß der Krebse.“ Die praktischen Engländer haben daraus Cameroons und wir Deutsche, auch einmal praktisch, noch kürzer Kamerun gemacht. Die Eingeborenen nennen sich Dualla oder genauer batu ba (Leute von) Dualla und ihr großes Wasser madiba ma (Wasser von) Dualla. Der Name Dualla soll einen sagenhaften Häuptling bedeuten.

Seiner kartographischen Gestalt nach läßt sich der Kamerun-Fluß einem fünfzackigen Ahornblatte vergleichen, dessen mittelster, schmälster und längster Zipfel den eigentlichen Kamerun-Hafen bildet. Die Spreite des Blattes stellt ein richtiges Haff dar, getrennt vom Meere durch eine Mehrung sandiger Dünen. So stattlich aber auch die fünf Ausstrahlungen des Haffes an ihrem unteren Ende sind, um so rascher verjüngen sie sich nach innen zu und keine bleibt, selbst blos für leichte Kanus, auf mehr als fünfzig Kilometer schiffbar. Zugleich erreicht die Geschwindigkeit ihrer Strömung nach dem Innern zu drei und vier Knoten per Stunde.

Sieben größere Flüsse: Mungo, Abo, Wuri, Lungasi, Ndunga, Awakwa und Edea, betheiligen sich an dem Zustandekommen des Kamerun-Systems. Nur im Innern, fern der Küste, kann man jene sieben Flüsse als solche einzeln unterscheiden. Denn kurz vor ihrer Mündung, sobald sie die Mangrove-Zone betreten,

da wo süßes und salziges Wasser sich mischen, spalten sie sich in hundert kleinere Kanäle; die einzelnen Kanäle fließen wieder zusammen, trennen und vereinigen sich abermals und bilden so ein wahres Labyrinth von Wasseradern, an denen man nicht mehr erkennen kann, welcher einzelnen Fluß-Individuen sie angehören. Jedes der sieben wollte sich ein Delta bilden, aber zu nahe aneinander geratend haben sie ihre Deltas zu einem einzigen verflochten und schließlich auch noch die geräumige Wasserfläche des Gaffs als gemeinschaftliches Ästuarium ausgenagt.

Die mittelfte und zugleich hauptsächlichste Mündung durchbricht die Mehrung in einer Breite von fünf Seemeilen zwischen den Dünenzungen Suellaba und Kap Kamerun. Links um die Ecke des Kap Kamerun blickt man in einen Winkel des innerhalb Alles umgrenzenden Mangrove-Gürtels hinein, von dem aus mehrere Kanäle nach der zweiten nördlichen Mündung, dem Bimbia-Flusse hinüber führen. Ebenso geht rechts nach Süden zu der Malimba-Kanal ab. Die Verbindung, die er ehemals mit dem Malimba-Flusse, als der dritten südlichen Mündung, hergestellt zu haben scheint, ist aber heutzutage versandet, so daß die Kanäle eine kleine Strecke über Land gezogen werden müssen. Dafür kann man jetzt weiter oben durch den Kwakwa in den Edea und durch diesen in die Malimba-Mündung gelangen.

Geologisch betrachtend gehen wir am besten von dem Basalt-Massiv des Berges aus. Zwischen Bimbia und Rio del Rey tauchen dessen Pfeiler direkt ins Meer. Nach Nord und Nordost zu, ins Innere, setzen sich die Basalte noch lange fort; wo sie aufhören ist nicht bekannt. An das Massiv schließen sich dann die Hügel-Länder des Mungo und des Ubo an, die sich über den Wuri hin, nach Süden zu, immer mehr verflachen. Der Katarakt des Mungo tobt herab über Klippen und Blöcke eines schönen Granits mit rosafarbigem Feldspat. Auf dem Granit liegen weiße bis rötliche Sandsteine und auf diesen folgt dann der Laterit, die überall wieder zu findende rote afrikanische Erde.

Seinen meteorologischen Verhältnissen nach gehört die

Gegend des Kamerun-Flusses gerade noch zur nördlichen Hemisphäre. Der meteorologische Äquator soll nämlich diese Küste unter dem dritten Grad nördlicher Breite durchschneiden, so daß die südlicheren Teile des gesamten, politischen Kamerungebietes bereits der Wetterordnung der südlichen Hemisphäre gehorchen. Das ganze Kamerun-Gebiet hat ein echt tropisches, feuchtes Klima mit reichlichen Niederschlägen. Darauf deutet schon beim ersten Betreten des Landes die sogleich auffällige Erscheinung, daß fast alle die schlanken Stämme der Palmen bis zur Krone hinauf mit einem Überzug von Schmarotzerpflanzen, Farren und Orchideen, bedeckt sind.

Nur zwei Monate lang regnet es für gewöhnlich nicht. Diese reine Trockenzeit mit dichten Nebeln ist Januar und Februar und entspricht dem Winter der Hemisphäre. In allen übrigen Monaten hat man Regen zu gewärtigen, am meisten im Juli und August. Von diesem nassesten Sechstel des jährlichen Kreislaufs nehmen die Regen nach beiden Richtungen ab. Nur ausnahmsweise regnet es gleich Tage lang fort, meistens nur gegen Abend und die Nacht durch, und das nicht einmal alle Tage. Selbst mitten im Juli und August gibt es zuweilen Tage ganz ohne Regen. Die Regen während dieser beiden eigentlichen Regenmonate treten fast niemals mit Donner und Blitz auf. Weiter im Süden und weiter im Norden dagegen sind die Regen fast immer von Donner und Blitz begleitet. Nur in den Uebergangsmo- naten Mai, Juni, September, Oktober stellt sich auch hier der Regen zuweilen mit Gewittern ein, und im März, April, November, Dezember steigern sich diese ab und zu bis zu den sogenannten Tornados, worunter Gewitter mit Sturmböen aus der Osthälfte des Horizonts zu verstehen sind. Die gewöhnlichen Regen kommen aus Südwest.

Die Regenmengen sind weniger hinsichtlich der Gesamtsummen als vielmehr der auf einmal fallenden Güsse reichlich. Das Wasser der Flüsse weit oberhalb des Bereiches von Ebbe und Flut steigt oft in einer einzigen Nacht ein bis zwei Meter, um ebenso rasch und ebenso tief wieder zu sinken. Ich habe

während der Zeit vom 1. August bis 27. September 1884 täglich Messungen der Regenmengen angestellt (ausgenommen fünf Tage der Abwesenheit) und folgende Zahlen erhalten: Im August fielen 575,6 Millimeter, im September, die letzten drei Tage ausgeschlossen, 415,5 Millimeter. Davon erhielt ich am 27. August allein in fast kontinuierlicher Folge nicht weniger als 123,5 Millimeter und außerdem zeichneten sich acht andere Tage mit 50,0, 63,0, 70,0, 55,5, 71,0, 80,5, 85,5, 74,5 Millimeter aus.

Kamerun ist kein auffallend heißes Land. Überhaupt gehört die Westküste Afrikas, ihre nördlicheren Teile ausgenommen, zu den vergleichsweise kühlen Tropengebieten, und es scheint für dieselben ein Gesetz zu sein, daß die höchsten Temperaturen von Nord nach Süd abnehmen, mit mancherlei Unstetigkeiten zwar, aber völlig unbekümmert um den Äquator. In St. Louis am Senegal unter 16° nördlicher Breite sind 40 Zentigrade keine Seltenheit, in Loanda unter 8° südlicher Breite ist innerhalb dreier Jahre, aus denen exakte Aufzeichnungen vorliegen, ein höherer Thermometerstand als 35 Zentigrade (oder 28° R.) niemals beobachtet worden. Nicht viel anders dürfte auch in Kamerun die Temperaturbewegung sich herausstellen, und wahrscheinlich ist es hier weniger heiß, als an der Kongo-Mündung. Schätzungsweise möchten als mittlere Extreme der Temperatur 17 und 37 Zentigrade anzunehmen sein. Dazu kommt noch als lokaler Vorzug der eigentlichen Kamerun-Ortschaft die täglich in den Vormittagsstunden mit großer Pünktlichkeit auftretende Seebriese aus Südwest, die so wild und ungestüm zu Fenstern und Thüren hereinweht, daß die Gardinen sich gleich Flaggen aufbäumen und alle nicht mit der peinlichsten Sorgfalt beschwerten Papiere auf und davon fliegen. In der ersten Nachthälfte schläft diese Seebriese ein und wird dann von einem viel schwächeren, oft kaum bemerkbaren Landwinde aus Nord abgelöst, der bis etwa 9 Uhr morgens anhält. Ab und zu, namentlich des Morgens nach regnerischen Nächten, kann man sogar ordentlich frieren. Das Regenwasser hat gewöhnlich 23 Zentigrade und wirkt dann, getrunken, als köstliche Erfrischung. Allerdings

lernt man auch hier die Sonne hassen, wenn sie einmal ordentlich durchbricht, und bald wird man eine gleichförmige graue Bewölkung des Himmels, wie sie zum Glück die Regel ist, als das angenehmste Wetter schätzen. Noch viel weniger als in dem eigentlichen Kamerun hat man in den herrlichen Waldregionen der Nachbarschaft, welche es nicht blos im Norden gegen den Berg zu, sondern ziemlich allseitig zu umgeben scheinen, von Hitze zu leiden. Dort kann man im tiefen Schatten riesiger Bäume zu jeglicher Tagesstunde spazieren gehen, ohne selbst von der brennendsten Sonne Unangenehmes zu empfinden.

Die Vegetation des Kamerun-Gebietes läßt denn auch von der sonstigen Trockenheit Afrikas wenig vermuten. Gleich hinter dem schmalen Streifen hellblinkenden Sandes, dessen sanfte Böschung die Wellen des Meeres züngelnd bespülen, beginnt der Gürtel des Mangrove-Waldes. Führt man durch dieses eigenartige Dickicht auf Stelzen stehender Bäume, das im Anfang noch jeden anderen größeren Pflanzenwuchs ausschließt, weiter binnenwärts, so mischen sich allmählig Pandanus, Rotang, Raphia-Palmen dazwischen. Die Raphia-Palme tritt schließlich in ungeheuren Beständen auf und entfaltet sich in einer Größe und Schönheit, wie ich sie früher nie gesehen. Hinter dem Waldsaum des Flusses erhebt sich dann das Laterit-Plateau, etwa zehn Meter hoch, an feinen Rändern gekrönt mit den Riesengestalten des Wollbaums, dessen ungemein kraftvolle Ästung an unsere Eichen erinnert. Ist man oben auf diesem ersten Stück Festland, so ändert sich der Vegetationscharakter. Weite wellige Grasebenen, aus denen als Zeugen zeitweiligen Abbrennens Baumskelette ihre bleichenden Arme zum Himmel strecken, dehnen sich bis zu den blauen Hügeln und Bergen des Innern. Während der zehn Monate, die ich in Kamerun zugebracht habe, worunter auch Dezember und Januar, die beiden sogenannten Trockenmonate, wäre allerdings das Gras niemals dürr genug gewesen, daß man es hätte anzünden können, wie ich früher auf meiner Reise nach Lunda doch so oft gethan.

Während also das niedrige Laterit-Plateau auch hier den

dürftigen Charakter der Savanne trägt, bedecken majestätvolle Forste das Gebiet der vulkanischen Erde. Besonders an den Hängen des Berges, an den Ufern des Mungo, gediehen diese Forste zu ihrer mächtigsten Entfaltung. Eine Fahrt auf dem Mungo gehört denn auch wohl zu dem Besten, was an tropischer Waldes Schönheit unsere Erde zu bieten vermag. Man denke sich einen Fluß, 150 Meter breit, in stetiger, ziemlich rascher Bewegung herunter drängend, links und rechts eingefast von steilen Hügeln, die über und über mit Baumkronen bis zu fünfzig und mehr Meter hoch bedeckt sind. Unten tauchen die Zweige ihre Spitzen ins Wasser, ein dichtes Gewirre von Schlingpflanzen, wie eine endlose Draperie, fettet die vordersten Bäume aneinander. Hier und dort streckt einer seine Äste fahl in die Luft. Seine alten Blätter hat er abgestreift, seine neuen noch nicht getrieben, dafür aber schmücken ihn jetzt unzählige, faustgroße, scharlachrote Schmetterlingsblüten¹⁾, und über dem Ganzen fliegen Hunderte freischwender Papageien hin und her, aus einem der dunklen Laubgewölbe hervorbrechend, um alsbald in einem anderen wieder zu verschwinden.

Von außen erscheinen diese Forste undurchdringlich; denn an ihren Rändern, wo noch Luft und Licht ist, webt sich Unterholz, Gebüsch und Schlingwerk zu einer dichten, ungemein widerstandsfähigen Masse zusammen. Innen aber öffnet sich sofort die freie Säulenhalle schlank emporgeschossener Stämme; denn das Schattendunkel läßt den niederen Pflanzenwuchs nicht aufkommen und der Boden bleibt fast nackte Erde, gerade wie in unseren Wäldern auch. Tiefeingeschnittene, wunderbar klare und frische Bäche durchziehen die dunklen Gründe, hier und dort mit tosenden Wasserfällen zum Mungo hinabstürzend. Die Zone des tropischen Urwalds hört an den Hängen des flachen radiär gefurchten Vulkankegels mit scharfen, unregelmäßig auf und nieder steigenden Linien auf, was an klaren Tagen

¹⁾ Wahrscheinlich *Spathodea campanulata* P. B., abgebildet in *Flore d' Oware und de Benin* par Palisot Beauvois.

schon das bloße Auge beobachten kann. Oberhalb sollen dann Farrenkrautbestände auftreten und fast bis zum Gipfel hinaufreichen.

Wenig Interessantes läßt sich von der Fauna sagen. Elefanten gibt es in größerer Menge und überall trifft man ihre Spuren bis dicht an die Meeresküste heran. Nachdem ich fast vier Jahre lang in Afrika gewesen war, wurde mir das Glück, einem freien Elefanten zu begegnen, erst in Kamerun und zwar gelegentlich einer Fahrt auf dem Mungo zu Teil. Nilpferd und Krokodil fehlen in den Flüssen nirgends. Allein sonst ist kaum ein größeres jagdbares Tier, namentlich kein Wild im engeren Sinne, häufiger vorhanden. Niemals sieht man bei den Eingeborenen Felle im Gebrauch und das sagt Alles. In einigen Flüssen soll das Manati vorkommen. Auch Affen soll es in den Wäldern geben, doch habe ich mit eigenen Augen niemals einen gesehen. Der im benachbarten Ogowé-Gebiet heimische Gorilla ist unbekannt. Einmal hörte ich von einem Leoparden sprechen. Löwen scheinen zu fehlen. Jedenfalls ist passionirten Jägern abzuraten, zur Befriedigung ihrer Leidenschaft das Kamerun-Gebiet aufzusuchen.

Unter den Vögeln spielt in den Waldregionen die erste Rolle der erwähnte graue westafrikanische Papagei mit rotem Schwanz. Dieser hat nämlich gerade hier sein Verbreitungszentrum. An den buschigen Ufern der Wasserläufe sind mehrere Arten buntschweifiger Eisvögel häufig. In den Dörfern zerzausen zwitschernde Scharen von Webevögeln die Blätter der Palmen, um an die übrig bleibenden kahlen Rippen ihre Nester schläuche zu hängen. In der Savanne gurren zahlreiche Tauben aus den Gebüschern sumpfiger Mulden, und hier und dort sitzt auf dem kahlen Geäste eines durch Feuer getöteten Baumes einsam und finster blickend ein Geier.

An Schlangen habe ich in zehn Monaten kaum sechs gesehen, einen Skorpion niemals, an Tausendfüßern, die häufiger sein sollen, zwei oder drei. Moskitos sind in mittlerer Menge

vorhanden. Ueber die Palmstrohhdächer der Neger raschelt allenthalben der Gecko, schön stahlblau mit hellrotem Kopf.

Unter den nicht sehr zahlreichen Fischen sind zwei interessante Arten hervorzuheben, der ungemein zierliche, ornamental gegliederte *Pantodon Buchholzi*, der unseren Aquarien zum größten Schmucke gereichen würde, und ein kleiner elektrischer Wels, der nicht länger zu werden scheint als einen Fuß. Trotz seiner Kleinheit vermag er jedoch ganz empfindliche Schläge auszu-theilen, und mehrere Personen können sich von ihm elektrifiziren lassen, indem die zwei nächsten ihn fassen, der eine beim Kopf, der andere beim Schwanz, während die übrigen einen Kreis schließen, indem sie sich die Hände reichen.

Unter den Insekten herrschen, wie überall in Afrika, die lärmenden Massen der Heuschrecken, Grillen und Zirpen vor, dann die Ameisen, von den schrecklichen, in großartigen Wanderzügen erscheinenden *Anomma*-Arten, bis zu jenen kleinsten Formen, welche mit Vorliebe die Speisekammern und Zuckerbüchsen zu beleben suchen. Termiten fehlen zwar nirgends, treten aber in merklicher Menge erst mehr nach dem Innern zu auf und zwar zuerst mit pilzförmigen Bauten. In den dunklen Wäldern der Gebirgsregion gaukeln schöne große Falter durch die Schatten und über die Lichtungen hin, unter denen noch manche neue Art aufzufinden sein möchte. Käfer sind verhältnismäßig selten, ebenso Schnecken und Muscheln.

Erwähne ich schließlich auch noch des Erd- oder Sandfloh, *Pulex penetrans* oder *Sarcopsylla penetrans* Westwood, wie ihn die modernere Nomenklatur nennt, der sich bekanntlich zum Zweck der Vermehrung in die Haut von Menschen und Tieren einbohrt, so ist der Fauna die nötigste Gerechtigkeit voll widerfahren. Dieses lästige Tierchen soll erst im Jahre 1872 durch die Brigg „Thomas Mitchell“ aus seiner Heimat Brasilien nach Ambriz eingeführt worden sein und sich von dort aus über die ganze Küste verbreitet haben. Heutzutage gibt es wohl in ganz Westafrika keinen einzigen Küstenplatz mehr, wo diese Plage fehlte, und an

den großen Karawanenstraßen Angolas ist dieselbe bereits mehr als 500 Kilometer weit ins Innere gedrungen.

Kehren wir nun zur Kamerun-Ortschaft zurück, um von dort aus die Durchmusterung der verschiedenen Menschenstämme zu beginnen, die unsere neuen Vaterlandsgegnossen geworden sind. Der allgemeine Landschaftscharakter ist dort unten weniger bezaubernd als oben in der prachtvollen Wildnis des Mungo. Es ist das Bild eines weiten Sees mit flachen, dunkelbewaldeten Ufern, ein nicht gerade entzückender, aber doch anmuthiger, freundlicher und freier Rundblick. Die Wasserfläche ist nirgends schmaler als 1200 Meter, ihre Länge von Südwest nach Nordost beträgt zwanzig Seemeilen. Unten gegen die Mündung sieht man noch etwas Meereshorizont, in der anderen Richtung, oberhalb Hicorytaun auf dem rechten und Daidotaun auf dem linken Ufer, schwillt der Fluß zu einem runden Becken an, von dem aus die Verästelung zu dem Netzwerk der Kanäle und Inseln beginnt.

Eine eigenartige Staffage bilden die sieben auf der weiten Wasserfläche verankerten Hulks, alte abgetakelte Segelschiffe, die nicht mehr seetüchtig und deshalb verurtheilt sind, den Rest ihrer Tage als schwimmende Faktoreien abzuverdienen. Ihre gekappten Masten ragen traurig mißgestaltet wie amputirte Glieder in die Lüfte. Graue struppige Palmstroh-Dächer decken die müden Leiber, deren Riele in vergangenen Zeiten stolz die schäumende Meeresflut durchfurchten. Sechs Stunden liegen sie mit ihren Schnäbeln binnenwärts gewendet, dann kommt der Flutstrom, kehrt sie um und läßt sie die nächsten sechs Stunden nach der See zu schauen. So geht es Tag für Tag weiter mit der Regelmäßigkeit einer Uhr, bis die alten Dinger so sehr lecken, daß man sie ausräumen, auf den Strand setzen und verlassen muß.

Daß ganz nahe, kaum einen halben Grad Länge entfernt, einer der größten Berge unserer Erde von 14 000 Fuß Höhe

emporsteigt, davon nimmt man nur ausnahmsweise etwas gewahr, und der stattliche Kamerun-Vulkan ist deshalb zur Kamerun-Landschaft eigentlich nicht zu rechnen. Während der 310 Tage, die ich dort zugebracht habe, kam er wohl kaum mehr als 30 mal zum Vorschein. Meistens bleibt er im trüben, graulichen Dunst der Atmosphäre völlig versteckt¹⁾. Hier und da sieht man bloß seine Spitze hoch aus den Wolken ragen. Selten enthüllt er sich ganz und dann wird er auch gleich so klar, daß man an seinen Hängen die Einzelformen, Schluchten und Grate, ja selbst die scharfe, aber unregelmäßig gezogene Grenze seiner Waldbedeckung erkennt. Dann taucht aber auch im Westen Fernando Po aus dem Meere, und nach Nordnordost zu werden die geheimnisvollen Kettenberge des geographisch noch unentschleierten Inneren sichtbar. Am Morgen des 15. September 1884 zeigte sich die Spitze des Kamerun-Berges bis zur Hälfte seiner Höhe herab mit Schnee bedeckt; bald nach Mittag, als die Sonne durchbrach, war die weiße Kappe schon wieder verschwunden.

Es wurde bereits gesagt, daß das Ästuarium des Kamerun- oder Dualla-Flusses zu mnemotechnischem Zwecke sich am besten einem fünfzackigen Ahornblatte vergleichen läßt, dessen mittelster, schmälster und längster Zipfel den eigentlichen Kamerun-Hafen bildet. Erst oberhalb des Doktor-Krif, am südöstlichen Ufer, taucht aus der monotonen Niederung grau-grüner Mangrove-Dickichte festes Land empor, mit einem zehn Meter hohen roten Steilrand bis an die weite Wasserfläche vortretend, und damit beginnen zugleich auch die Dualla-Dorfschaften, um auf dieser geradlinig nach Nordnordost verlaufenden Seite, ungefähr zehn Kilometer lang, nicht mehr aufzuhören. In kontinuierlicher Reihe, nur zwei oder drei mal unterbrochen durch die breiten Thäler von Bächen und abgegrenzt durch kaum bemerkbare Hecken, folgen einander Belltaun, Akwataun, Daidotaun, Koantaun, John Akwataun, Young Blacktaun und wie sie alle heißen, die vielen

¹⁾ Das Kamerun-Panorama in Berlin ist landschaftlich überraschend gut gelungen und gibt sehr wahr die schwüle Stimmung der Luft, die dort meistens vorherrscht.

Tauns der verschiedenen großen und kleinen Häuptlinge, unter denen eigentlich noch speziellere Unterabteilungen zu benennen wären. So geht es, wie gesagt, zehn Kilometer lang durch lauter Dualla-Dorfschaften fort, bis schließlich hinter einem größeren Zwischenraum freier Wildnis das Land der Wuri beginnt. Dabei handelt es sich aber nicht um geschlossene, eng bebaute Orte, sondern mehr um Haine von Del- und Kokospalmen mit Anpflanzungen aller Art, in welche die Hütten der Menschen anmutig eingestreut sind.

Diese Palmenhaine, welche gleichbedeutend sind mit Dorfschaften, heben sich scharf ab von dem Vegetationsbild der Sawanne, die das Hinterland bedeckt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß auch sie ihr Dasein künstlicher, wenn auch nicht immer absichtlicher Pflanzung, sowie der Düngung durch Abfallstoffe des menschlichen Haushalts verdanken. Wo in die Sawanne Palmen eingestreut sind, hat sie der Zufall gesät als verlorene Kinder jener Siedelhaine. Das gilt sowohl von der Kokos- als von der Delpalme. Erst dreißig Kilometer weiter im Innern, in Abo, findet man die letztere als heimisch den ganzen Landschaftskarakter beherrschend, und Hügel und Thäler sind dort gleichmäßig von ihr ausgefüllt, während die Kokospalmen als indische Fremdlinge nach dem Inneren zu immer mehr verschwinden.

Auf der anderen, nordwestlichen Seite des Flusses tritt das feste Land erst an der Hickory-Spitze hervor, um alsbald wieder zu verschwinden, gleichfalls mit einer Dorfschaft, die aber vereinzelt bleibt. Außer dieser „Hickorytaun“ sind noch zwei andere vereinzelt Ortschaften zu erwähnen: Gibaré und Soroku, die erstere auf der gleichnamigen Insel, die letztere am Bumano-Krif gelegen, und die roheste Übersicht über die Siedelungen der Dualla oder Kameruner im engeren Sinne ist fertig.

Man berechnet die Zahl der Dualla-Leute auf zwanzig bis dreißig Tausend. Bloss vom Flusse aus möchte man die Be-

völkerung allerdings stark überschätzen. Betritt man aber das Land, so ergibt sich, daß die dichtgedrängten Dörfer nur einen 100 bis 200 Meter breiten Saum des Ufers bilden, hinter welchem sogleich die freie, menschenleere Savannen-Wildnis beginnt.

Die Dualla-Sprache gehört gleich allen Nachbar-Dialekten oder Sprachen zur großen Bantu-Familie und zwar zu den wohl-lautendsten Gliedern derselben. Der Missionar Saker, dem wir eine Grammatik des Dualla verdanken, hat gefunden, daß es aus 52,3 pZt. Vokalen und 47,7 pZt. Konsonanten besteht. Die Dualla selbst aber gehören zweifellos zu den interessantesten Negern. Manche ihrer Eigenschaften und Fertigkeiten erinnern so lebhaft an die Berichte Stanley's über die Völker des mittleren Kongo, daß man sich dem Gedanken nicht verschließen kann, in ihnen die nächsten Verwandten oder eine Fortsetzung jener hochrespektablen Bewohner des innersten Inneren anzunehmen, gleichwie ja auch der größte weiße Fleck des Unbekannten gerade hier am dichtesten bis an das Meer vorspringt. Ihre bewunderungswürdigen, großartigen Kähne, ihre Trommelsprache, ihre ritterlichen Kampfspiele, die Kontinuität und der Garten- oder Hain-Karakter ihrer Dörfer sind kulturelle Eigentümlichkeiten, die man bei anderen Küstenstämmen nirgends findet. Und auch physiognomisch, sowie durch die auffallende Häufigkeit hellfarbiger, rötlicher bis gelblicher Individuen, an denen die oftmals reichliche Tätowirung um so hervorstechender zur Geltung kommt, erinnerten mich die Dualla vielfach an die Tuschilange, die ich auf meiner Lundareise leider nur an ihren südlichen Grenzen zu sehen bekam, die aber dafür von Pogge und Wismann um so gründlicher durchquert worden sind.

Daß die Dualla ein schöner Menschenschlag wären, läßt sich nicht behaupten. An wuchtiger Entwicklung des Skeletts und der Muskulatur, also an stattlicher Gestalt, stehen sie zwar keiner anderen Menschenippe nach, und in Bezug auf Schenkel und Waden gehören sie neben den Kru-Leuten der Liberia-Küste zu den bevorzugtesten Negern. Die von den Anthropologen behauptete Wadenlosigkeit der Neger wird von den Dualla schmä-

lich Lügen gestraft. Wohlgebildete, ja sogar edle, bedeutende Gesichtszüge dagegen, wie man sie bei anderen Vantu-Stämmen, bei den Kiofo z. B. zuweilen trifft, haben unsere Dualla nicht aufzuweisen. Die Physiognomien tragen fast alle den Stempel des Gemeinen und nähern sich mehr oder minder dem traditionellen Negertypus. Noch mehr als von den Männern gilt das von den Weibern, die man geradezu besonders häßlich nennen kann, indem ihnen als merkwürdiger Kontrast zur imponirenden Wohlgestalt ihrer Gebieter auch noch ein unscheinbarer kümmerlicher Wuchs zu teil geworden ist. Ihre unsympathischen, breiten Gesichter sind außerdem fast regelmäßig so sehr mit blauen, eintätowirten Ornamenten verunziert, daß sie den Eindruck der Schmutzigkeit machen, zumal wenn die natürliche Farbe der Haut eine helle, gelbliche ist. Eine eigentümliche Unsitte besteht darin, daß beide Geschlechter sich die Augenwimpern auszureißen pflegen, was mittels eines kleinen eisernen Spatels und des Daumens geschieht. Als Grund hievon wird angegeben, daß die Wimpern eigentlich ganz unnütz seien und, wenn zu dicht wachsend, nur lästig fielen. Selbst ganz vernünftige und zivilisirte Leute huldigen dieser Mode und finden sie bequem. Doch gibt es auch solche, die nichts davon wissen wollen.

Die hauptsächlichsten Nahrungspflanzen sind hier Bananen und Yamis, dann die *Colocasia esculenta* „Koko“, das „Taro“ der Südsee, sowie die süße Kartoffel *Convolvulus batata*, welche in den Dörfern als Unkraut über die Wege wuchert, und erst in fünfter Linie die Maniof- oder Kaffade-Wurzel, die bei den südlicher wohnenden Vantu der Angola- und Lunda-Gebiete vorherrschend ist. Zu gewissen Jahreszeiten gibt es Bohnen, Erdnüsse, welche „Mitoba“ heißen, eine andere Art oder Gattung als die gewöhnliche *Arachis hypogea*, und Mais. Die drei echt afrikanischen Getreidesorten Sorgum, Eleusine und *Penicillaria* habe ich nie zu Gesicht bekommen. Die Maniof-wurzel wird, zerstampft und zu einem Brei mazerirt, in denselben zierlich gewickelten, stinkenden Blätterwürstchen verabreicht,

wie sie auch am Kongo und in Angola als „Kifoanga“ beliebt sind.

Alles wird in Palmöl gekocht mit reichlichem Zusatz von spanischem Pfeffer. Fische und Krebse liefern die Fleischkost des gemeinen Volkes. Die Vornehmeren, die überhaupt auf gute Ernährung halten, lassen sich Hühner, Ziegen und Schweine schlachten. Die Kameruner Ziegenrasse ist ausgezeichnet durch eine auffallende Größe und Stärke. Die Böcklein werden kastriert und wachsen dann zu wahren Riesengestalten an Wuchs und Mastung heran. Dafür sind die dortigen Kinder, die aus dem Innern kamen und deren zwei Herden von je zwölf Stück existierten, auffallend klein, aber ungemein fett und rundlich. Die wenigen vorhandenen Schafe gehören der allenthalben im tropischen Afrika zu findenden schlichthaarigen, meist schwarz und weiß gefleckten Spezies an.

Auch Palmwein gibt es in Kamerun, welcher von den Eingeborenen „Maui“, von den Weißen „Mimbo“ genannt und sowohl von der Raphia als von der Ölpalme gewonnen wird. Dagegen ist das Negerbier dort unbekannt. Um den Palmwein abzuzapfen oder um die großen schweren Fruchtbüschel der Ölpalme, welche das Palmöl liefern, mit der Art abzuhauen, müssen die schlanken, oft zwanzig und mehr Meter hohen Stämme bis zur Blätterkrone hinauf erklettert werden. Hierzu dient dieselbe ebenso originelle als geschickte Vorrichtung, die für alle Bantu-Neger charakteristisch sein und bei den Sudan-Negern fehlen soll. Ein zwei bis drei Meter langer Palmblattstengel ist zu einem steifen, ovalen Rahmen zusammengezwungen; ein kunstvoll gefügter Knoten, der sich leicht öffnen läßt, vereinigt die beiden Enden. Dieser Rahmen wird nun um den zu erkletternden Stamm gelegt und wieder geschlossen. Dann begibt man sich gleichfalls in ihn hinein, indem man ihn über Kopf und Schultern stülpt und mit beiden Armen die langen Bogen des Ovals festhält. Zwischen Stamm und Körper bleibt noch so viel Spielraum, daß die Schultern in einem Winkel von 45 Grad sich zurück-

lehnen können, während die Füße an dem ersteren sich feststemmen. In dieser Stellung werden dann abwechselnd Rahmen und Füße ruckweise emporgeschoben, wobei die alten Narben früherer Blätterkronen als Leitersprossen oder Treppenstafel mithelfen.

In seiner äußeren Erscheinung hat sich der Kamerun- oder Dualla-Mann eine recht glückliche Treue gegen die Vorzüge der altangestammten Nacktheit bewahrt. Reinlich mit europäischer Seife abgewaschen und gesalbt mit dem angenehmen brenzlich duftenden Oele der Palmfrucht, das ihm eigens zu diesem Zwecke bereitet wurde; um die Hüften ein buntes, gleichfalls reinliches, neu aussehendes Tuch aus gutem europäischem Stoff, das ihm bis zu den Knien reicht; um die beiden Handgelenke breite, schwere, gelbweiß schimmernde Manschetten aus Elfenbein, die unteren hohlen Zylindersegmente je eines größeren Zahnes¹⁾; um den Hals eine Perlenchnur; die Haare kurzgeschoren und wohlausgekämmt, vielleicht durch einen Scheitel sorgsam von vorn nach hinten geteilt; im Gesicht eines oder mehrere blau tätowirte Ornamente: So steht er selbstbewußt, kraftvoll und wohlgenährt am Strande, mit Waden und Muskeln, die uns schwächliche Blafgesichter zum Neide reizen, und hält über seinem Haupte einen dunklen, soliden und gut aussehenden europäischen Regenschirm ausgespannt, denn es regnet ja fast beständig.

Ungefähr ebenso wie die Männer verhalten sich auch die ebenbürtigen Weiber in Bezug auf's Kostüm. Hüftentuch, Perlenchnur um den Hals und Regenschirm sind von derselben Beschaffenheit. Der Elfenbeinmanschetten erfreut sich zuweilen auch das zarte Geschlecht, aber seltener und in kleineren, schwächeren Dimensionen. Statt ihrer treten häufiger Perlenchnüre ein, deren etliche bereits an den Fußgelenken klirren. Einer eigenen genaueren Beschreibung bedarf blos die Frisur. Wie

¹⁾ Ganz dieselben Elfenbein-Manschetten tragen nach Reichard auch die Baniamuesi der Ostküste.

das kurze, gekräufelte Haar der Negerinnen am vorteilhaftesten anzuordnen sei, das neu zu erfinden, wäre wohl keine ganz leichte Aufgabe. Hier sehen wir sie bestens gelöst. Daß die Formung verschiedener Wülste das Richtige ist, darauf sind auch schon andere schwarze Esvatöchter gekommen. Aber die Wülste so kokett unsymmetrisch in Schnecken- und Mäandertouren über das schmale längliche Haupt zu ziehen, wie es die Kamerun-Weiber verstehen, übertrifft Alles, was ich derart kenne.

So etwa sehen die Normaltypen aus, von denen nun wieder manche Abweichungen stattfinden. Aber stets beschränken sich diese Abweichungen auf den Oberkörper und bestehen in Hemden und Jacken jeglicher Art, in Uniforms- und anderen Röcken, Mützen, Hüten und Helmen. Als kriegerischer Schmuck bei Palavern und Wettfahrten, bei denen eine gewisse Kampflust zur Schau getragen werden soll, dient häufig eine eigens präparierte originelle Sturmhaube aus Ziegenfell mit einem nach vorne gewendeten Kamm. Zum Fischen und Rudern bei schlechtem Wetter wird ein schwerer breitkrämpiger Regenhut, aus Palmblättern fest und solide zusammengebunden, auf das Haupt gesetzt.

Niemals wird man einen echten Dualla-Mann in Hosen erblicken. Nur solche, die sich von ihrem Stamme losgesagt und den Missionaren überantwortet haben, sind damit behaftet. Und ebenso wagen es nur die von den Missionaren bekehrten Weiber, sich in langsamer Metamorphose der europäischen Tracht zu ergeben, indem sie mit einem taillelosen, vom Hals frei herabfallenden Kleide beginnen. Je mehr man Gelegenheit hat, mit solchen Kultur-Negern zu verkehren, desto mehr lernt man die reinliche Nacktheit schätzen. Denn die Gewänder haben nicht bloß den Nachteil, daß sie üble Gerüche konserviren, sie dienen häufig genug als bequeme Verdeckung der Unsauberkeit, und die Mühe des Aus- und Anziehens verleidet die Pflicht des Badens, der sich die nackten Neger mindestens einmal im Tage gewissenhaft unterziehen.

Während nun die Dualla bezüglich der Kleidung von der sie berührenden Zivilisation so wenig sich haben verändern lassen,

trägt dafür ihre Häuslichkeit einen um so größeren Sinn für europäischen Komfort zur Schau. Sie wohnen noch immer in ihren alten Giebelhütten, deren Länge bei ungefähr acht Schritt Tiefe bis zu hundert Schritt und mehr betragen kann, sodaß sie ganze Straßen bilden, und die trotz ihrer äußerlichen Zierlichkeit im Innern doch auch nach europäischen Begriffen hinlänglich Raum gewähren, jedenfalls aber hoch erhaben sind über jenen erbärmlichen Vorrichtungen gleichen Zweckes des Lunda-Gebietes, in denen man auf allen Vieren herumkriechen muß.

Diese langen Giebelhütten sind der Quere nach in Gemächer geteilt, von denen mehrere einen eigenen Eingang besitzen und deren mittelstes die Wohnung des Mannes ist, während die anderen den zahlreichen Weibern und Kindern gehören. Eine zwei bis drei Fuß hohe Plattform aus festgestampftem Lehm, zu der man über einen als Thürstapel eingeschlagenen Palmstumpf hinaufsteigt, trägt die Wände, welche aus einem Gitterwerk von gespaltenen Palmrippen gebildet und deren Zwischenräume mit Rindenplatten ausgefüllt sind. Die Dachung ist aus mehreren Lagen von Palmblatt-Ziegeln hergestellt. An den besseren Hütten bestehen die Wände aus doppelten Schichten von Rindenplatten, die zweierlei Bäumen entstammen und durch eigene Namen unterschieden werden. Derlei ausgesuchte Rindenplatten haben zuweilen ohne Risse und sonstige Fehler bis zu zwei Quadratmeter Fläche. Die Palmblatt-Ziegel werden aus den Fiederblättern der Öpalme zusammengefügt, ungefähr so wie unsere Kinder im Frühling sich Blätter-Girlanden verfertigen. An zwei Längsstäben wird ein Fiederblatt nach dem anderen übergreifend mit Schilfsplittern wie mit Stecknadeln aufgereiht. Natürlich lassen sich diese leichten, luftigen Ziegel, die bis zu zwei Meter breit sein können, nur so lange das Material noch grün ist, zubereiten.

Betritt man das Zimmer des Mannes, so wird man erstaunt sein über das europäische Aussehen desselben. Da steht in der Mitte ein größerer Tisch mit mehreren guten Stühlen, alles natürlich europäischen Ursprungs. Darüber hängt eine

schöne Petroleumlampe und dahinter an der Rückwand ein großer Spiegel. Außerdem sind die Wände mit Bildern, Lithographien und Öldrucken, und nicht einmal immer ganz schlechten, sowie mit Gefäßen geschmückt, auf denen alle möglichen Flaschen und Gläser sich reihen. Links und rechts neben einer schön polirten Kommode, die vielleicht auf einem Blechschild den Namen des Besitzers preisgibt, steht ein Duzend verschiedenartiger, wahrscheinlich mit Zeugen gefüllter Koffer aus Blech und aus Holz, alle sauber glänzend und wenig gebraucht, neben und über einander, und wo es nur immer angeht, ist jede horizontale Fläche mit Nippfachen, Brunkgeschirr u. dergl. bedeckt. Aus der Ecke aber, hinter einem Vorhang, sieht eine europäische eiserne Bettstelle hervor, auf welcher der Gebieter all dieser Herrlichkeiten zu schlafen pflegt, freilich ohne Matratze, überaus hart und unbequem.

So viele europäische Dinge im Hausstande eines Negers zu finden, gewährt Befriedigung. Verglichen mit dem anderwärts üblichen Schund afrikanischen Handels sehen auch die meisten Sachen so gut und solide gearbeitet aus, daß man nicht umhin kann, sich zu freuen über die Menge anständiger Bedürfnisse, die den schwarzen Menschenbrüdern zum Besten unseres Industrie-Elendes hier bereits beigebracht sind. Allerdings befinden sich unter jenen Bedürfnissen auch solche, die wir lieber nicht befriedigt sehen würden. Die intensive Konkurrenz der europäischen Kaufleute hat den Kamerunern zu einer so guten Ausrüstung in Schießwaffen verholfen, daß kriegerische Verwickelungen mit ihnen nicht mehr so ungefährlich sind, wie sie ehemals waren.

Ist derjenige, den wir besuchen, gerade gut gelaunt, so bietet er uns auch wohl eine Flasche Bier oder Rotwein oder Palmwein oder Kokosnußwasser an, freilich immer nur mit dem Hintergedanken, daß er uns morgen dafür ein viel größeres Gegen Geschenk oder sonst einen Vorteil abringen werde. Das Gesagte gilt selbstverständlich nur von ersten Persönlichkeiten und nicht

einmal von allen, insofern als die Vornehmsten angefangen haben, sich eigene, von den langen Hütten der Weiber und Kinder getrennte Häuser aus europäischen Fichtenbrettern zu erbauen.

In jeglicher Dorfschaft sind zweierlei Teile schon durch ihre Anordnung zu unterscheiden. Während zunächst dem Steilrand des Ufers die vornehmeren Quartiere der Häuptlinge liegen und sich durch breite gerade Straßen auszeichnen, deren jede einer bestimmten Familie gehört, geräth man abseits davon, nach der Savanne zu, in eine Zone eingefriedigter Gärtchen und schmaler Pfade, welche das Viertel der Sklaven, die sogenannten „Slave-towns“, bilden.

Biel weniger vorteilhaft als vom Aeußeren unserer Dualla werden die Eindrücke ausfallen, wenn wir ihr Inneres, die Kundgebungen ihres Gemüthes, ins Auge fassen. Aufgeblasenheit, Jähzorn und Rachsucht, Neigung zu Raub und Gewalt sind un- gemein stark ausgeprägte Züge, die den Verkehr mit ihnen un- angenehm und gefährlich machen, und als englisch erzogene Neger gehören sie zu den schlechtest erzogenen Halbwilden, die der Erd- ball kennt. Während in Angola, im Lande der so häufig ge- schmähten Portugisen, die Neger, und wären es auch ihrer hundert, bescheiden vom Wege ins Gras treten, wenn ein Euro- päer kommt, hat in Kamerun häufig genug der Weiße dem Schwarzen auszuweichen, will er nicht roh gerempelt werden. Wohlthaten werden in der Regel mit brutaler Grobheit als etwas Selbstverständliches gefordert, ein Dankwort gehört zu den seltenen Ausnahmen, eine That des Dankes ist unerhört. Hat ein Kranker von mir Arznei erhalten, wobei ich noch aufpassen mußte, daß er mich nicht bestehle, so glaubt er daraus auch noch ein Recht auf eine Flasche Rum ableiten zu dürfen, und wenn ich ihn auch noch so lange mit aller Menschenliebe behandelt habe: Sollte ich einmal in die Lage kommen, von ihm eine kleine Gefälligkeit zu verlangen, so wird er mich erst voller Unver- schämtheit fragen, was ich ihm dafür bezahle. Das Treiben in einer Faktorei nimmt gewöhnlich den Charakter einer vielstim- migen wüsten Zänkerey an, die jeden Augenblick in Thätlichkeiten

auszuarten droht, und was sich der weiße Händler hier manchmal des lieben Geldes wegen gefallen lassen muß, streift hart an die äußersten Grenzen des Erträglichen. Offen und ohne Umschweife zu betteln, hält dementsprechend der erwachsene Kameruner meist unter seiner Würde. Diese erste naivste Äußerung des beim Afrikaner doch so stark entwickelten Aneignungstriebes läßt sich dafür um so häufiger bei den Kindern beobachten. Kaum daß sie reden können, rufen sie beim Anblick eines Weißen sofort „Sizpence“. Jene beiden exotischen Begriffe scheinen sich also bereits in den jüngsten Neugehirnen freundlich zu assoziieren.

Wie schnell die stets vorhandene Lust am Rauben und Plündern durchbricht, kann man bei jeder füglichen Gelegenheit beobachten. Als einmal eine Hult in Brand geriet, was zum Glück bald wieder vorüber war, sah man hier und dort am Strande kurz aufgeschürzte, fast nackte Kerle mit Haumessern und Gewehren auftauchen und Kanus ins Wasser schieben, offenbar mit der Hoffnung, daß das Unglück größere Dimensionen annehmen und gestatten werde, den Wirrwarr zu gewaltthätigem Eingreifen zu benützen.

Von Zeit zu Zeit, angeblich jedes dritte Jahr, erscheinen im Kamerun-Fluß unzählige Krebse, eine Squilla-Art, die übrigens, nebenbei gesagt, von etlichen gelben Fetttropfen abgesehen, merkwürdig inhaltslos und nach europäischen Begriffen ungenießbar ist, die aber doch allgemein die größte Freude und sogar eine Art Volksbelustigung hervorruft. Ganz Kamerun beginnt dann von den Überresten dieser Tiere zu stinken. Gewöhnlich am frühen Morgen werden sie gefischt und voll von zappelnder Beute legen die Rähne an den Strand an. Unter fröhlichem Jauchzen eilen die Weiber vom Dorfe herab, den Fang ihrer Männer in Körben gehäuft auf den Köpfen nach Hause zu tragen. An jeder passenden Ecke aber haben sich Rudel nichtsnutziger Bursche aufgestellt, um die schwerbeladenen Weiber zu überfallen und ihnen so viel als möglich von ihren Bürden zu entreißen. Mancher Korb fällt da zu Boden und wird zertreten. Auch hier bethätigen

selbst die kleinsten, kaum dem Säuglingsalter entwachsenen Kinder bereits ihre schlimmen Instinkte, indem sie gleichfalls einen oder zwei Krebse wegschleppen. Schreckliches Gezeter, wie man es nur von entrüsteten Negerinnen hören kann, erhebt sich; aus ihren Rähnen eilen mit Knütteln bewaffnet die Männer herbei und eine blutige Schlägerei entspinnt sich. Das scheint so Mode und ein stehendes Attribut der verhältnismäßig seltenen, periodischen Krebse-Bescherung zu sein.

Von den hundert verschiedenen Streitigkeiten, die stets aus Handelsursachen im Gange sind, ist kein Ende abzusehen, weil unaufhörlich Repressalien geübt werden. Eine alte Beleidigung wird noch nach Jahren plötzlich gerächt, indem der Gefränkte den lange erwarteten Zufall einer günstigen Gelegenheit wahrnimmt, seinem Feinde einen Angehörigen, gleichviel ob Freien oder Sklaven, wegzufangen und in Eisen zu legen, um damit ein Lösegeld zu erpressen. Der so Geschädigte rächt sich dann wieder an irgend einem Freunde des ersten und so geht es unabsehbar weiter. Schließlich wird zur Beilegung solcher Fehde ein Palaver zusammenberufen, an dem sowohl die beiden Widersacher nebst ihrem Anhang als auch unparteiische dritte Gruppen teilnehmen, aber nicht selten endigen die Palaver statt mit einer Entscheidung nur mit einer Verwicklung und Verschlimmerung des Falles. Da der ganze Verkehr sich auf dem Wasser bewegt, so spielt das gegenseitige Wegnehmen von Bötten oder Kanus, womöglich beladener, eine große Rolle, und gewöhnlich werden die Injassen bloß geprügelt und ins Freie gejagt. Derlei Akten des Faustrechts sind auch Weiße ausgesetzt, nur daß in solchem Falle die zuweilen tödtlichen Prügel meistens den Kru-Jungen derselben zukommen.

Die Erregbarkeit einzelner Individuen im Vergnügen, im Zorn, im Rausch, übersteigt oft jegliches Maaf. Bei einer Totenfeier in Akwataun, bei der es wie üblich ungeheuer lustig zuging und allgemeine Trunkenheit herrschte, kam es vor, daß ein junger Mann aus purer Raserei plötzlich sein Snider-Gewehr holte und unter die Menge losdrückte. Ein anderer junger

Mann, ein Freund des Tobsüchtigen, wurde getroffen und blieb sofort tot. Er selbst aber wurde mehrere Tage darauf regelrecht abgeurteilt und hingerichtet. Wenige Monate vorher hatte ein Bewohner von Daidotaun an einer ganzen Gesellschaft, die des Abends um ein Feuer sitzend, Übles von ihm sprach, seine Wut ausgelassen, indem er einen Pulversack mitten unter sie ins Feuer warf, wobei nebst sieben Opfern er selber zu Grunde ging. Beide Ereignisse haben sich noch im Jahre 1884 zugetragen.

In religiöser Beziehung scheinen unsere Dualla außerordentlich wenige Bedürfnisse zu haben. Fetische, Götzen und Amulette, jene zahllosen Vorrichtungen aller erdenklichen Art, wie sie bei anderen Negerstämmen so sehr dem Auge sich aufdrängen, vermisst man bei ihnen eigentlich ganz. Weder an den Wegen, noch in den Hütten, noch an den Menschen selber sind deren aufzufinden. Nur auf Feldern stecken hie und da Gerten, welche an ihrer Spitze ein kleines, aus Wurzeln und Blättern zusammengewickelttes Packet tragen.

Dagegen gibt es bei ihnen drei geheime Orden, namens *Clung*, *Clongolo* und *Mungi*, die einen religiösen Inhalt beanspruchen. Schade, daß man so wenig Sicheres und Stichhaltiges über das eigenartige, uns so völlig fremde und deshalb eigentlich auch nicht recht begreifliche Getriebe derselben erfahren kann. Erst ein jahrelanges, mit Kritik und Vorsicht unternommenes Studium wird imstande sein, wirklich Wahres hierüber zur Erkenntnis zu bringen.

Am häufigsten nimmt man vom *Clung* etwas wahr. Vor der Thür irgend einer Hütte wird aus Palmen- und Bananenblättern ein dichter, halbkreisförmiger Zaun aufgebaut und der Weg zu beiden Seiten durch einen Strick abgesperrt. Zuweilen hört man dann hinter dem Zaun eine Anzahl Männer, etwa zwanzig oder dreißig, beten, winseln, heulen, singen und trommeln. Diesen mysteriösen Übungen näher zu treten, ist jedoch streng verboten und man wird schon von Weitem durch grobe,

heftige Geberden und Scheltworte ermahnt, dem Heiligtume fern zu bleiben, oft ehe man es erblickt hat.

In jeder Dorfabteilung soll der Elung einen Hauptmann haben, dessen Hauptfrau dann auch als Mitglied dazu gehört, während Weiber sonst ausgeschlossen sind. Jeder Neueintretende hat dem Hauptmann für die Aufnahme und die Einweihung in das Mysterium ein Geschenk im Werth eines Kru (etwa 13 Mark) und sämtlichen älteren Mitgliedern ein Essen zu geben. Der Elung ist immer nur morgens oder bei Mondschein im Gang. Statt des Namens Elung hört man häufig auch das Wort *Elomba*, doch ist mir die Bedeutung desselben unklar geblieben. Das Gleiche gilt von dem Ausdruck *Niengo* oder *Jengo*.

Das oder den *Ekongolo* weiß ich vorläufig nicht anders zu definiren, als „Erschütterung des Gemüthes durch schreckhafte Fragen“. Allenthalben unter den sogenannten Wilden stößt man auf den Gebrauch, sich zeitweilig durch eine Art Teufel anrufen zu lassen. Bei Tänzen und sonstigen Feierlichkeiten zu Ehren eines Toten, der dem *Ekongolo* angehört hat, fahren hie und da Masken mit geschnittenen Antilopenhörnern auf den Köpfen unter die fröhliche Menge. Alles schreit dann „*Ekongolo, Ekongolo!*“ und stiebt freischend auseinander. Diese Masken, deren Körper mit europäischen und afrikanischen Zeugen behangen sind und deren Hörnerschmuck häufig nach vorne zu in einer eisernen Spitze endigt, mit der sie zustechen können, erhalten von den Festgenossen beschwichtigende Geschenke. Ab und zu mischen sie sich auch wohl ganz friedlich unter das Publikum, und nur anfallsweise beginnen sie zu rumoren und mit weit, gleich Flügeln ausgebreiteten Ärmeln durch das Dorf zu rennen und die Menschen vor sich herzujagen. Solche Totenfeste, an denen der *Ekongolo* sich beteiligt, dauern neun Tage, dann geht der *Ekongolo* wieder nach Haus, und die betreffende Familie hat ihm zum Abschied noch eine Ziege zu zahlen.

Eine ganz schlimme Geschichte muß der *Mungi* sein, von dem man zuweilen hört, er werde in der Nacht durchs Dorf

gehen, und kein weibliches Wesen darf sich dann auf die Straße wagen. Für gewöhnlich scheint er aber im Walde zu hausen und dort von seinen Dienern verehrt zu werden, wobei früher auch Menschenopfer eine Rolle gespielt haben mögen. Denn der Mungi kann töten, wen er will, was vielleicht mittels Vergiftung geschah. Auch er ist überall durch einen Hauptmann vertreten, Weiber können ihn aber nicht ansehen, ohne sofort zu sterben. Die Hauptleute gehen in den Wald und verwandeln sich in wilde Tiere, dann schreien sie heraus: „Der Mungi ist da und sagt so und so.“ Was er gesagt hat, bleibt ein strenges Gesetz, gegen das kein Widerspruch gilt; „der Mungi hat's gesagt“ ist das kräftigste Argument. Mit dem Mungi identisch ist der Begriff *Egbo*, nur daß dieses Wort den benachbarten Kalabar-Leuten angehört.

Eine noch schlimmere Sache heißt *Male*, eine Art Eidschwur zum Bündnis, bei dem ein Mensch lebend verbrannt werden muß. Nach glaubwürdigen Berichten hat im Oktober 1884 als Folge der deutschen Besitzergreifung noch ein derartiger Fall stattgefunden. Die englisch gesinnten Rebellengruppen verbündeten sich gegen ihren King Bell und uns, indem sie eine alte Sklavin so an eine Stange schnürten, daß sie sich nicht mehr rühren konnte, und sie dann über einem Feuer aus Holz und dürren Bananenblättern langsam zu Asche verbrannten. Schließlich wurde die Asche als Wahrzeichen des Schwures an alle Verbündeten ausgeteilt.

Es gibt indeß auch noch mildere Formen des *Male*. Man zerteilt zum Beispiel eine lebende Ziege oder ein lebendes Huhn in zwei Hälften, verzehrt erst die Eingeweide gemeinsam und nimmt dann das Übrige mit nach Hause. Der Bruch eines *Male* zieht den Tod nach sich.

Ein vierter Orden namens *Mufuku*, eine Art Noviziat der Jünglinge, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Beschneidung, der sich die Knaben auch jetzt noch zwischen dem sechsten und zehnten Jahre allgemein unterziehen müssen, soll aufgehoben sein. Die jungen Leute wanderten auf ein Jahr in den Wald, um dort in Einsamkeit, unter Aufsicht eines Meisters, völlig

nackt, nur mit weißer Thonerde eingesalbt, eine ganz andere eigene Sprache zu reden und hie und da nächtlicher Weile Einbrüche in die Dörfer zum Zweck des Stehlens zu unternehmen. Etwas Ähnliches scheint Muemba zu sein. In Akwataun gab es einmal einen großen Skandal, wobei es hieß Muemba-Leute hätten ein Schwein totgeschossen und fortgetragen und das Schwein sei infolge dessen unersezbar verloren, denn Muemba-Leute könne und dürfe man nicht belangen.

Außer den erwähnten ist von Veranstaltungen oder Festen irgendwie religiösen Charakters höchstens noch das Bestatten der Toten zu nennen. Die Toten werden von den Weibern beweint und beklagt, und zwar beginnt das laute Jammern sofort mit dem Erlöschen des Lebens; dann werden sie möglichst bald, meist noch an demselben Tage, in derselben Hütte, in der sie starben, eingegraben, weshalb man auch niemals eigene Grabstätten sieht¹⁾. Die Hütte bleibt noch für einige Zeit bewohnt und wird erst nach mehreren Wochen verlassen und dem Verfall preisgegeben. Dem Leichnam, der mit dem Kopf nach dem Meere zu liegen soll, gibt man Gewänder und Geschirre zum Essen und Trinken mit in die Erde; bei vornehmen Personen wurden früher häufig genug auch Menschen, nicht immer bloß Sklaven, zuweilen sogar auch Freie, mit eingescharrt. Ist die Bestattung vorüber, so folgt die eigentliche Feier, welche wie gesagt regelmäßig die größte Lustbarkeit des Negers bildet. Hunderte von Menschen strömen da zusammen, um sich ungefähr eine Woche lang mit Tanz, Gesang und Getrommel, Schnapstrinken und sonstiger Kurzweil zu unterhalten.

Über die geheimen Orden, Eidschwüre und sonstige mystische Formen von Gemeinschaften zur gegenseitigen Unterstützung und Förderung wäre noch viel zu erforschen. Sollen ja sogar unter den Sklaven, die aus dem Inneren stammen, landsmannschaftliche Vereinigungen bestehen, in denen heimische Zeremonien und Kulte geübt werden.

¹⁾ Auch die Akra-Leute an der Goldküste sollen ihre Toten in den Hütten begraben.

Auch die zuweilen wirklich großartigen Tanzvergünstigungen, die aus Anlaß bedeutenderer Todesfälle mit oder ohne Ekongolo abgehalten werden, tragen entschieden einen diabolischen Charakter. Nur Weiber, Kinder und Sklaven pflegen sich daran zu betheiligen. Die Bewegungen und Geberden der einzelnen tanzenden Personen sind dabei immer dieselben: Langsames stampfendes Hin- und Her- oder Vorwärtstrampeln mit eingeknickten Beinen, Vorsichhinstoßen der Arme, halb knetend, halb bogend, Beckenzuckungen, Augenrollen, schreckhaftes Stieren und Zähneknirschen. Ab und zu ergreift dann plötzlich die ganze Schar ein heftiges Schütteln des Körpers wie ein allgemeiner Fieberfroß, was namentlich bei den alten Weibern mit ihren schlotternden Formen wirkungsvoll ist, und wer sich am kräftigsten und schnellsten zu schütteln vermag, scheint darauf stolz zu sein.

Diese Übungen werden bald in einem sich knäuelartig verschlingenden Gänsemarsch, bald wieder dichtgedrängt in geschlossener Masse ausgeführt, wobei die Kinder immer ganz vorne, die alten Weiber ganz hinten zu stehen kommen. Mehrere Trommeln, mit einer an Tobsucht streifenden Unermüdlichkeit bearbeitet, geben dazu weniger den Takt als vielmehr einen fortwährend auf- und abschwellenden Wirbel. Der Takt liegt mehr in dem allgemeinen Gesang und Gebrüll der umstehenden Zuschauer, und der Text zu diesen wahrhaft fürchterlichen Leistungen menschlicher Stimmen, wenn überhaupt ein solcher vorhanden ist, scheint eine stete Wiederholung desselben Satzes zu sein.

Die gesellschaftlichen Zustände der Dualla waren früher zweifellos einfacher als sie jetzt sind. Man unterschied Häuptlinge, Freie und Sklaven. Heutzutage sind diese Standesunterschiede so sehr verwischt und ist die früher sicher vorhanden gewesene Subordination so sehr gelockert, daß man das herrschende System schon mehr als Polyarchie oder besser Anarchie bezeichnen muß. Die meisten Häuptlinge wissen sich kaum mehr genügende Achtung zu verschaffen; selbst Sklaven dürfen es wagen, öffent-

lich mitzureden, und wer das größte Maul hat, dem gehorcht momentan der Haufe. Hat ein Häuptling ein gutes Geschäft gemacht, so kommen alsbald seine Untergebenen, um ihren Anteil davon zu fordern. Gibt er ihnen nichts oder weniger, als sie wünschen, so rebelliren sie, indem sie sich mit Gewehren und sonstigen Waffen versammeln und ganze Nächte lang währende Entrüstungs-Palaver abhalten, bei denen unter wüstem Schreien und Lärmen und gelegentlichem Abfeuern der Gewehre die Person des Häuptlings verhöhnt wird: „Wenn du uns nicht das und das gibst, so kannst du morgen deine Kanuus selber rudern!“ Wie man sieht, es ist die reinste Sozialdemokratie, von der man übrigens im Herdenleben des Negers auch bei sonst fest geordneten Verhältnissen allenthalben Spuren antrifft. Denn es muß hervorgehoben werden, daß bei den meisten Stämmen, die ich kenne, dem Herkommen gemäß die Untergebenen einen Anteil an den Gewinnen ihres Herrn, zu denen sie selber beigeholfen haben, als ihr gutes Recht beanspruchen dürfen, und daß ein geiziges Benehmen des Herrn bei solchen Gelegenheiten allgemein als etwas Unsittliches getadelt wird. Das rasche Dahinschwinden von Macht und Würde war für die Häuptlinge der wirksamste Beweggrund, ihre Souveränität, mit der sie doch nichts mehr anfangen konnten, an uns abzutreten.

Für den Begriff „Sklave“ hat sich das englische Wort „Nigger“ eingebürgert und auch als Schimpfwort Kurs erhalten, aber nicht in unserm europäischen Sinne, sondern so, daß es von zornigen Negern selbst auf Vollblut-Europäer angewandt wird, und auch diese haben das Wort samt seiner modifizirten Bedeutung adoptirt und sprechen ganz ernsthaft von „Negern“ schlechtweg im Sinne von Neger-Sklaven als Gegensatz zu Neger-Freien. Zwischen Sklaven und Freien ist noch ein Mittelstand vorhanden, den man englisch allgemein als „Half and Half“ bezeichnet, nämlich die Sprößlinge von Freien und Sklavinen. Denn auch unter den Weibern, obgleich sie alle ohne Unterschied durch Kauf erworben werden, bestehen die beiden streng geschiedenen Klassen. Sklavisches Blut in den Adern zu haben, ist ein

Vorwurf, den sich indessen selbst einzelne Häuptlinge gefallen lassen müssen.

Je nach dem Reichtum des Mannes richtet sich die Anzahl der Frauen, die er besitzt. King Bell soll, so viel ich weiß, deren achtzig haben, doch dürfte die gewöhnliche Ziffer sich zwischen zwei und acht bewegen. Die Weiber sind das Kapital des Mannes, und die Kinder, die er aus ihnen zu erzielen hofft, sind seine Zinsen. Unfruchtbare werden daher ihrem früheren Eigner, sei das der Vater oder ein ehelicher Vorgänger, gegen Erstattung des Kaufpreises zurückgegeben. Denn wie gesagt, alle, auch die vornehmsten Gattinen, werden gekauft. Um das zarter auszudrücken, könnte man vielleicht meinen: „Der Bräutigam bringt seine Braut durch eine Morgengabe, die er der Familie entrichtet, in seinen Besitz.“ Daß dabei vorher schmählich geschächert wurde, braucht ja der Feinsüchtige nicht zu wissen. In Weibern werden auch alle größeren Zahlungen, von einem Palaver auferlegte Strafen zum Beispiel, geleistet, wobei je nach dem Stande erhebliche Wertunterschiede in Betracht kommen. Eine Häuptlingstochter kann bis zu 6000 Bars (nominell 6000 Shilling), kosten, eine gewöhnliche Freie bis zu 2000, Sklavinnen bis zu 800 Bars.

Will ein Häuptlingssohn eine ebenbürtige Frau nehmen, so kauft er sich von einem befreundeten Häuptling eine Vollbluttochter. Der Preis, den ein solches Verheirathungsgeschäft dem Vater einbringt, dient dann gewöhnlich dazu, dem auf die verkaufte Tochter folgenden Sohne ein standesgemäßes Ehegespons zu erwerben. In Kamerun ist es also von Vorteil, Töchter und Schwestern zu haben. Im schlimmsten Fall, bei einer ideal gleichmäßigen Gruppierung der Geschlechter in beiden Familien, müssen sich Ein- und Ausgaben schließlich decken, aber die Väter behalten dann doch noch die angenehme Erinnerung an das schöne Schachervergnügen oder vielleicht das noch süßere Bewußtsein einer gelungenen Übervorteilung. Es scheint, daß allmählig die Unsitte eingerissen war, für das gekaufte Weib immer nur die Hälfte anzuzahlen und die andere Hälfte auf unbestimmte

Zeit schuldig zu bleiben. Eine Menge Klagen und Streitigkeiten entsprangen aus dieser Ursache. Zwar bestand ein Gesetz, daß jedes Frauenzimmer der „Half and Half“-Klasse 800 Bars kosten und nicht eher an den Verwerber ausgehändigt werden sollte, als bis der ganze Preis erlegt sei. Aber kein Mensch kehrte sich daran.

Die Mädchen werden nicht selten lange vor Eintritt der Reife vergeben, ohne deshalb sogleich zu ihrem künftigen Gatten zu ziehen. Manchmal aber ist dieser mißtrauisch und nimmt seine Errungenschaft, die ihm sonst etwa wieder entgehen könnte, so bald als möglich in Beschlag. Eine Frau aus allererster Familie wird natürlich höher gehalten, als andere Weiber geringerer Abkunft. Sie hat ihre eigenen Dienerinnen, braucht nicht zu arbeiten und ist niemals von der Gefahr bedroht, veräußert zu werden, es müßte denn sein, daß ihr Mann in einem Kriege vernichtet würde. Aber auch die Stellung der Weiber im Allgemeinen, die der Sklavinen mitgerechnet, ist trotz des Verkaufseins und trotzdem, daß ihnen die ganze, übrigens nicht sehr bedeutende Feld- und Hausarbeit obliegt, durchaus keine so gedrückte und niedrige, wie man denken möchte, und es wohnt hier in diesen uns so sehr befremdenden Verhältnissen viel mehr wahres Menschenglück als in Europa. Wenn auch die Sklavin duzendmal ihren Herrn wechselt, es macht ihr das bei ihrer glücklichen heiteren Gemüthsart viel weniger Kummer als unseren Dienstmädchen das Antreten einer neuen Stelle. Die Negerin läßt sich nicht so leicht zum willenlosen Werkzeug niederbeugen, dazu hat sie einen viel zu selbständigen, der Opposition geneigten Sinn. Auch die Weiber ganzer Dorfschaften thun sich gelegentlich zusammen, um zu streifen. So sollen vor etwa zwanzig Jahren die sämtlichen Dualla-Weiber eines schönen Tages ausgezogen sein und sich irgendwo im Freien ein Separat-Dorf gebaut haben, um ihren Männern eine Vergöfferung des ihnen bis dorthin nur sehr dürftig zugemessenen Hüftentuches abzutrogen, und der Erfolg soll glänzend gewesen sein. Die Negerin ist überhaupt ein stark veranlagtes, gern resolut auftretendes Wesen. Gynokratien sind

in Afrika ziemlich häufig und oft genug findet man auf Handelsstationen Weiber postirt, die Interessen ihrer Gatten wahrzunehmen und zu vertreten.

Eine eigentliche freie Prostitution existirt nicht, da es ja keine Frauenzimmer gibt, die nicht in festen Händen wären. Dieselbe wird dadurch ersetzt, daß die Männer ihre Weiber an die Europäer als Konkubinen vermieten. Aus solchen unsauberen Verhältnissen entspringen nicht selten Situationen von einer Gemeinheit, die jeder Beschreibung spottet.

In Bezug auf medizinische Kenntnisse und Fertigkeiten ist von den Kamerunern ebenso wenig zu berichten, wie von den Negern überhaupt. Der afrikanische Arzneischatz ist überall ungemein dürftig, und die Hoffnungen unserer Optimisten, daß wir aus dem dunklen Kontinent neben anderen fabelhaften Bereicherungen auch größere Gewinne für die Heilkunde zu erwarten hätten, möchten kaum erfüllt werden. Der Neger hat nicht einmal zuverlässige Abführmittel. Nur in jenem Teil der Heilkunde, den wir als „Kleine Medizin“ zu bezeichnen pflegen und der die Obliegenheiten unserer Bader und Lazaretgehilfen, wie Schröpfen, Aderlassen, Abszesse-Ausschneiden, Verbinden u. dgl. umfaßt, sind den Negern einige beachtenswerte Fertigkeiten eigen. Allein die Kameruner scheinen auch hierin eine Ausnahme zu bilden. Bei den zahlreichen großen Fußgeschwüren namens „Pola“, die eine wahre Landplage sind, wirken sie durch einschnürende, an sich allerdings ganz zierlich aussehende Verbände aus frischen Blättern und Baststreifen geradezu schädigend ein.

Blos eine einzige Leistung medizinischer Art blüht in Kamerun, die wegen ihrer Geschicklichkeit und Originalität rühmend hervorgehoben werden muß. Das ist die Kunst des Klystirens, wie sie die Kamerun-Weiber an ihren Säuglingen üben. Das hierzu dienende Instrument ist ein Flaschenkürbis mit langem Hals. Vorn an der Spitze des Halses, also an der Narbe des Stils, ist ein Röhrchen aus Holz eingepaßt, und hinten am Körper des Kürbisses ist ein rundes Loch ausgeschnitten, so groß etwa wie ein Fünfstück. Soll die Operation vollzogen wer-

den, so legt die Mutter ihren kleinen, hellbraunen Nacktfrosch mit dem Bauch nach unten über ihre Kniee. Dann wird das Röhrchen sorgfältig eingeführt. Nebenan auf dem Boden steht ein gewöhnlicher Kochtopf mit der heilkräftigen Medizin, die meistens ein Pflanzendekokt zu sein scheint. Aus diesem wird nun der Kürbis halb voll gegossen. Dann preßt die Mutter ihren Mund auf die fünfmarkstück-große Öffnung und bläst die Flüssigkeit ihrem kleinen Balg in den Leib. Ist sie mit der Kraft ihres Atems zu Ende, so gurgelt nicht selten die Flüssigkeit wieder zurück. Diese Prozedur, die mehr den Zweck einer Reinigung als den einer arzneilichen Wirkung hat, wird öfter noch wiederholt, manchmal stundenlang fort. Die Kinder scheinen sich bald daran zu gewöhnen und ertragen das kleine Ungemach heiteren Sinnes, ja manchmal sehen sie drein, als ob es ihnen zum Vergnügen gereiche.

Alle Knaben werden beschnitten, aber erst im sechsten bis zehnten Lebensjahre. Wie das ausgeführt wird, habe ich weder sehen noch erfahren können. Doch beobachtet man häufig die betreffenden kleinen Patienten, wie sie nach geschehener That reihenweise am Ufer sitzen, um sich ihre Verwundungen zu reinigen und frische Verbände aus grünen Blättern anzulegen, wobei Hühnerfedern die Rolle unserer Schwämme spielen.

Alles was außer dem Vorgeführten zur Pathologie und Therapie gehört, beruht bei dem Neger auf Aberglauben und Zauberei. Läßt sich für eine Erkrankung nicht ein bestimmter Kobold als Anstifter ausfindig machen, so hat ein übelwollender Nebenmensch schädlichen Zauber geübt, und für beide Arten der Behegung muß dann ein Gegenzauber eingeleitet werden. Merkwürdigerweise trifft man auch von dieser religiösen Seite der Medizin bei den Dualla kaum Spuren an.

Die vorzügliche Entwicklung, die den Muskeln der Dualla zu teil geworden ist, äußert sich in einer Vorliebe für sportmäßige Bewahrung körperlicher Gewandtheit und Kraft, von der ich sonst bei Negern kaum eine Spur wahrgenommen habe. Es ist das ein ritterlicher Zug, der mit manchen anderen Zügen ihres

Karakters ausjöhnt. Fast den ganzen Tag treibt sich die heranwachsende Jugend auf dem Strande herum, badend, fischend und in Scheingefechten gegeneinander wetteifernd. Häufig kommt es dann auch zu regelrechten Ringübungen, und hie und da werden in den Dörfern sogar öffentliche Ringkämpfe als eine Art Volksbelustigung abgehalten, bei denen es streng kunstgemäß zugeht. Mitten in der zahlreichen Korona der Zuschauer ist ein Viereck freigelassen, innerhalb dessen die Kämpfer aufeinander loseilen. Mehrere Männer mit Peitschen in den Händen halten die Ordnung aufrecht und unterbrechen sofort das Ringen, sollte ein falscher Griff versucht werden. Ist der Sieg entschieden und wieder einer tadellos in den Sand gestreckt, so belohnt den Sieger ein gellendes Johlen, das selbst den Lärm der nirgends fehlenden unermüdlich geschlagenen Trommeln auf einen Augenblick übertäubt.

Noch glänzender zeigt sich der ritterliche Sinn für kriegerische Übungen in dem Kanuu-Sport der Dualla. Es ist bereits gesagt, daß der Verkehr von Kamerun sich fast ausschließlich auf dem Flusse und dessen Verzweigungen bewegt. Dieser Umstand hat nun zu einer Ausbildung der Eingeborenen in der Nautik geführt, die unsere Bewunderung hervorrufen muß. Die schlanken Kanuus der Dualla, deren stattlichste bis zu 25 Meter lang und an der stärksten Anschwellung, welche stets um ein beträchtliches hinter der Mitte liegt, bis zu 1,70 Meter breit sind, gehören ohne Zweifel zu den ausgezeichnetsten Fahrzeugen der Erde, und die Geschicklichkeit, mit der sie gehandhabt werden, übertrifft Alles, was man sonst von Küstenstämmen zu sehen und zu hören gewohnt ist, ausgenommen allein das Brandungsfahren der Kru-Jungen. Jeder, der sie zum ersten Mal sieht, wird unwillkürlich an die Erzählungen Stanley's aus dem Zentrum des Kongobeckens erinnert, und mit solchen Rähnen und Leuten lassen sich allerdings Bilder verwirklichen, wie sie im Stanley¹⁾

¹⁾ Der Missionar Comber, einer der gründlichsten Kenner sowohl des Kamerun-Gebietes als auch des mittleren Kongo, teilte mir mündlich mit, daß die auf dem Kongo gebräuchlichen Kanuus an Großartigkeit sich keineswegs mit den Kanuus unserer Kameruner messen könnten.

vorkommen. Von fünfzig bis sechzig Mann gerudert, schießen sie mit der Schnelligkeit eines Dampfers über die Wasserfläche hin, und trotz ihrer Länge und Schmalheit drehen sie mit einer geradezu erstaunlichen Präzision.

Ein Kamerun-Kanu ist stets etwas breiter als der Baum, aus dem es entstand. Denn die Höhlung wurde an dem horizontal niedergelegten Stamm oberhalb seines größten Längsschnitts begonnen, und sind die übrigbleibenden Wände nur mehr zoll dick, so werden die Ränder durch Feuer und Spreizen gewaltfam auseinander gezwungen. Die meisten Kanus sowie auch die dazu gehörigen Pagaienruder sind aus rotem Holz gefertigt.

Ein Wettfahren mehrerer größerer Dualla-Kanus bietet denn auch ein Schauspiel ethnographischer Art, wie es deren auf der ganzen Erde nicht mehr viele zu genießen gibt. Die Kanus sind dann meistens festlich geschmückt. Vorne auf dem Schnabel tragen sie dann gewöhnlich eine großartig aussehende, mehr oder minder komplizierte Schnitzerei, die fast stets eine unheimlich naive Verschlingung aller möglichen Tiere darstellt. Sollte dieses Hauptornament etwa fehlen, so steckt an seiner Statt ein frischgrüner Blätterbusch. Zur Kompletierung des Schmuckes gehören ferner zwei Phantasieflaggen, eine möglichst große, buntfarbige, mit dem Namen des Signers versehene hinten, und eine kleine, unserer Gösch nachgeahmte vorne. Vollständig bemannt taucht das leichte Fahrzeug so tief ein, daß außer den zierlich verjüngten Enden, welche höher emporragen, nur ein ganz schmaler Bord noch trocken bleibt, und man sieht von dem Körper desselben eigentlich weiter nichts als die taktmäßig arbeitende Doppelreihe der Insassen, wie sie ihre spitzen Ruder in's Wasser stechen oder in kräftigem Bogen wieder emporheben. In der Mitte steht aufrecht der Kommandant mit irgend einem altertümlichen bizarren Federschmuck auf dem Haupte, wie es früher Sitte gewesen, und vor ihm sitzt der eifrig hämmende Trommler. Die Ruderer begleiten den Takt ihrer Arbeit mit einem kriegerischen Gesang; lustig flattern die Fahnen im Winde, und die ganze seltsame Erscheinung schneidet durch die

Wellen, wie ein märchenhaftes Ungetüm. Dichte Schaaren begeisterter Zuschauer folgen am Strande, eifrig für das Kanuu ihres Dorfes Partei nehmend, und fällt ihm der Sieg zu, was die Sieger durch Emporheben der Ruder kund thun, so kennt ihr Triumph kein Maas mehr. Gellendes Geschrei auf allen Seiten erfüllt die Luft, man streitet sich wütend mit den Gegnern, welche behaupten, übervorteilt worden zu sein, und nicht selten kommt es wieder zu Prügeeln.

Etwas ganz Exquisites, ja wie ich glaube Einziges, ist die Trommel-Sprache der Dualla. Durch sie vermag sich ein Mann kilometerweit mit einem andern zu unterhalten, und zwar über alles Mögliche, ihn um etwas zu fragen, ihm irgend eine Geschichte zu erzählen, ihn zu rufen, zu höhnen, zu schimpfen. Es handelt sich dabei nicht etwa um ein Signalsystem, sondern um eine richtige Wortsprache, auch nicht etwa um eine rhythmische Übertragung von Dualla-Reden, sondern um ein eigenes, für sich selbst zu erlernendes Idiom. Das Instrument ist ein horizontal zu legendes zylindrisches Stück eines sehr harten, intensiv roten Holzes, etwa $\frac{1}{2}$ Meter lang, $\frac{1}{4}$ Meter dick. In einer Längslinie des Zylinders befinden sich zwei 20 Zentimeter lange Schlitze, von welchen aus das Innere ausgehöhlt worden ist. Die beiden Schlitze sind von Wülsten eingefasst, die mit zwei Schlägeln angeschlagen werden, was entsprechend einer verschiedenen Dicke des Zylinders an diesen Stellen zwei verschieden hohe Töne ergibt. Das ist der ganze mechanische Apparat. Dessen Handhabung zu erlernen und die Art der Wortbildung mittels desselben zu erforschen, wäre ungeheuer schwierig, und ohne einen übergroßen Aufwand an Zeit und Mühe müßte man auf jede Idee eines Verständnisses verzichten, wenn nicht noch eine Eigentümlichkeit der Trommelsprache bestände, durch welche sie leichter faßbar wird. Das Getrommelte oder zu Trommelnde läßt sich nämlich auch mit dem Munde wiedergeben, wozu ganz bestimmte Silben gebraucht werden, und bildet so eine Art Geheimsprache, deren sich die Eingeborenen oft bedienen, um von einem des Dualla kundigen Weißen nicht verstanden zu werden.

Sie und da pfeifen sie übrigens auch das getrommelt Gedachte oder sie trommeln es sich leise bei geöffnetem Mund auf die Wange.

„Wasser, Fluß“ heißt im Dualla madiba, in der mündlichen Trommelsprache tókoloulókoloulo; „ich will“, Dualla napula, heißt kólokúlu; „essen“, Dualla da, heißt tókolokúlokóloto; „ich will essen“ also: kólokúlutókolokúlokóloto. Getrommelt bestehen diese Worte aus ebenso vielen Schlägen als sie gesprochen Silben haben, wobei die Zweitönigkeit des Instruments nur einen ornamentalen Wert zu besitzen scheint. Bedenkt man nun, daß alle diese einander so ähnlichen Wort-Teile äußerst rasch gesprochen und getrommelt werden, so wird man begreifen, wie auch trotz der Erleichterung durch das mündliche Verfahren die Trommelsprache noch genug der Schwierigkeiten bietet. Auch von den Eingebornen sind ihrer nur die vornehmeren mächtig. Mir war diese merkwürdige Fertigkeit vollkommen neu, doch glaube ich jetzt Rudimente davon auch schon 1879 in Gunda gehört, aber wegen ihrer rudimentären Undeutlichkeit unbeachtet gelassen zu haben.

Wie man sieht, in Bezug auf originelle Eigenart können sich die Dualla dreist mit irgend einem anderen Volk der Erde messen. Viel interessanter jedoch waren sie zweifellos früher. Denn der gewinnreiche Handel mit den Europäern hat sie ethnographisch abgeflacht, so daß manche Thätigkeiten, deren sie ehemals für ihren Haushalt gewiß nicht entbehren konnten, immer mehr in Vergessenheit gerieten. So ist zum Beispiel das Schmieden, jene vorzüglichste, selbständig erfundene Hauptkunst der Neger, bei den Dualla und sämtlichen Nachbarstämmen längst vergessen. Bogen und Pfeile sind ihnen unbekannte Geräte, und wenn man zuweilen in ihren Händen als Prunk-Waffen sonderbar gestaltete Äxte und Schwerter oder große Lanzen sieht, so kamen dieselben aus dem fernen Inneren. Zwischen die niedlichen Siebelhütten der Kamerun-Dörfer mischen sich immer mehr Häus-

chen und Häuser aus europäischen Brettern, und je mehr dieser neue, vornehmere Baustil sich ausbreitet, desto mehr wird der alte als nicht mehr würdig vernachlässigt. Um eine echte, unverfälschte Neger-Baukunst kennen zu lernen, wird man bald in's Innere gehen müssen.

Der Ersatz, den die sogenannte Kultur für so viel Entgang gebracht hat, ist ungemein dürftig. In Kwataun gibt es ein paar schwarze Zimmerleute und einen schwarzen Maurer. Aber die Leistungen dieser Handwerker lassen sehr viel zu wünschen. Auch eine Ziegelei scheint früher bestanden zu haben, aber eigentlich bloß zum Bau der Baptisten-Mission betrieben worden zu sein. Die Ziegelsteine die daraus hervorgingen, sind unübertrefflich schlecht. Ein von ferne recht stattlich wirkender Hausbau aus demselben Materiale, der in Koantaun steht, droht mit Einsturz und ist eine Lebensgefahr für jeden der sich hineinwagt.

Eines der wenigen alten Gewerbe, das die eingerissene Faulheit noch nicht ganz verdrängt hat, ist das Fischen, das zum größeren Teile den Weibern obliegt und den Jungen als lustiger Zeitvertreib dient. Die Männer, meist sind es Sklaven, legen Neusen aus und errichten feste Fischfallen.

Diese letzteren Vorrichtungen sieht man zur Ebbezeit allenthalben unter dem Buschwerk des Ufers stehen. Auf den ersten Blick machen sie den Eindruck zierlicher Schilderhäuschen. Ein zylindrisches, enggeschlossenes Gittergeflecht, ungefähr mannshoch, hat unten am schlammigen Grunde eine kleine quadratische Öffnung und senkrecht darüber eine aufgezogene Fallthür, die ein Strick mit dem in der Mitte des Innenraumes liegenden Köder verbindet. Da der Zylinder oben offen ist, muß er etwas höher sein als die gewöhnlichen Abstände zwischen Ebbe und Flut.

Die Weiber fischen mit Handnetzen, die sie im seichten Wasser auf den Grund legen und von Zeit zu Zeit emporheben, die Jungen dagegen mit einem Kehr-Apparat aus aneinander gebundenen Bananenblättern, mit dem sie den seichten Grund förmlich abwischen und Alles, was sich innerhalb des um-

geschlossenen Halbkreises in den Fasern desselben fängt, auf's Trockene ziehen. Freilich liefern die beiden letzteren Gantirungen immer nur ganz schwächliche, höchstens fingerlange Fischchen, deren Menge die Kleinheit ausgleichen muß.

Auch Holzschnitzereien werden noch immer betrieben. Es ist das eine der vielen unnützen Beschäftigungen, die dem tändelnden Sinne des Negers besonders zusagen. Am hervorstechendsten unter den Erzeugnissen dieser Kunst sind die erwähnten kompliziert aussehenden Ornamentstücke, die bei Wettfahrten vorne an den Kanuus befestigt werden. Als Motive derselben findet man hauptsächlich europäische Formen, phantasiervoll untermischt mit afrikanischen Tiergestalten. Jeder Häuptling oder Kanuu-Besitzer trägt dabei eine andere Gruppierung der verschiedensten Gegenstände zur Schau, so daß man von einem kleinen, dunkeln Beginn afrikanischer Heraldik sprechen könnte.

Das am häufigsten wiederkehrende Inventarstück eines solchen Schmuckes ist ein rundes Kredenzbrett mit einer bauchigen Flasche, um welche sechs oder acht kleine Schnapsgläser stehen. Dieses sinnige Emblem der Zivilisation nimmt gewöhnlich den Schwerpunkt des Ganzen ein. Dicht unter dem zierlichen Sockel, auf dem das Kredenzbrett ruht, strecken halb links und halb rechts zwei Schiffskanöchen ihre hölzernen Rohre nach vorne. Hinter ihnen ragen vielleicht zwei blumenartige Gebilde höher empor, die man als Sonnenschirme deuten muß, und nach unten hängt eine Glocke herab. Mitten zwischen diesen durch häufige Wiederholung schon mehr konventionell gewordenen Motiven drängen sich dann die unterscheidenden individuellen Merkmale vor, die oft eine reizende Naivetät der Erfindung zur Schau tragen, Menschengestalten mit Flinten, die eine mächtige Schlange würgen, löwenartige Bestien mit weit aufgesperrem Rachen, in eifriger Begattung begriffene Elefantenpärchen, Krokodile, die einen Vogel beim Schwanz packen und dgl. mehr.

Eine schwere Konkurrenz ist übrigens der einheimischen Holzschnitzerei durch die Einfuhr europäischer Ölfarben entstanden. Sowohl die stattlichen Kähne selber als auch namentlich die er-

wähnten Schnabel-Ornamente derselben sowie die kurzen, lanzettförmig zugespitzten Pagaienruder, mit denen sie vorwärts getrieben werden, sind heutzutage über und über mit bunten Ol-farben-Mustern bemalt. Früher scheinen derlei Verzierungen kunstvoll eingeschnitten worden zu sein.

Als weitere Erzeugnisse der Schnitzereikunst, durch die Häufigkeit ihres Vorkommens merkwürdig, sind massive Sitzbänke, aus einem Holzblock herausgemodelt, und Wanderstäbe mit vierkantigen, mannigfach fassetirten, sockelartigen Füßen zu nennen. Nach dem Geschmack der Neger setzt man nämlich den Wanderstab mit dem dickeren Teil auf den Boden. Häufig sind ferner Kanuu-Modelle, bis zu einem Meter und darüber lang, mit rudernden Figuren, welche heutzutage wohl nur mehr als Exportartikel für die Passagiere der Dampfer angefertigt werden und deshalb wenig ethnographischen Wert besitzen.

Eine beträchtliche Rolle spielt noch immer die Töpferei, die zugleich von Weibern und Männern gehandhabt wird. Die Kameruner pflegen in ihren Hütten eine Menge großer, kugelförmiger, bis zu einem halben Meter starker Töpfe anzuhäufen. Auf den Lehmplattformen der niedergebrannten Rebellendörfer lag Alles voll von solchen Töpfen. Der Regen füllte sie mit Wasser, und jeder wurde ein kleiner Moskitotümpel. Moskitos waren vorher in Belltaun und in Soßtaun fast unbekannt gewesen, und ich glaube, daß ihr merkwürdig zahlreiches Auftreten zur fraglichen Zeit nur dieser eigentümlichen Liebhaberei der Eingeborenen für große Töpfe zu verdanken war, wobei allerdings auch der Umstand mitwirkte, daß die Kochfeuer fehlten, deren Rauch die Wohnstätten sonst zu erfüllen pflegte.

Von irgend einer Art Lederbereitung habe ich bei den Dualla niemals etwas wahrgenommen. Felle sieht man überhaupt eigentlich nicht im Gebrauch. Dazu ist die Fauna des ganzen Gebietes zu arm an Antilopen und sonstigem Haarwild, und außerdem hat der europäische Handel schon zu viel Baumwollenzuge in's Land gebracht. Aus demselben Grund sind die Dualla auch keine Jäger.

Der Feldbau, den die Dualla betrieben, ist gleichfalls im Rückgang begriffen. Sie erzielen damit nicht einmal das, was sie selber essen, und müssen deshalb einen Teil ihres Lebensunterhaltes aus dem Innern oder selbst von den Faktoreien kaufen. Mancher Dualla-Mann ist bereits mit seinem Nahrungsbedürfnis auf Zwieback, Salzfleisch und Stockfisch aus Europa angewiesen. Die Ursachen dieser Erscheinung sind einerseits der leichte Gewinn, den der Handel ihnen als Vermittlern zwischen den Produktionsgebieten und den Faktoreien abwirft, und andererseits die schlechte Beschaffenheit des Bodens in den Dörfern und deren Umgebung, wo er durch fortgesetzte Ausbeutung erschöpft zu sein scheint, sodaß immer weiter entlegene Flächen in Angriff genommen werden mußten, da ja die Agrikultur des Negers von Düngung nichts weiß.

Ohne den Handel könnten somit die Dualla gar nicht mehr existieren. Es ist aber auch ihr einziger Lebensberuf, wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann. Wie fast alle westafrikanischen Küstenbewohner haben auch sie es verstanden, sich fest zwischen das produzierende Innere und die europäischen Kaufleute einzudrängen, und nur von ihnen dürfen die Letzteren kaufen.

Sobald die Dualla-Dörfer aufhören, heißt das Land „Bush-country“ oder „Country“ schlechtweg: in Bezug auf den Handel ein Begriff ähnlich dem Tabu der Polynesier, und die verschiedenen Völkerschaften, die dort beginnen, werden verächtlich mit dem Kollektivnamen „Bushmen“ zusammengefaßt. Die „Bushmen“ einerseits, die Weißen andererseits zu schrauben und zu betrügen, scheint nun ein sehr lukratives Geschäft zu sein und soll Gewinne bis zu 200 und 300 pZt. abwerfen. Nur so läßt sich auch bei soviel Müßiggang der relative Wohlstand unserer Dualla erklären und einsehen, wie diese wohlgenährten, niemals arbeitenden Taugenichtse Monate lang vegetieren können, ohne etwas anderes zu treiben als um Weiber herumzuschachern, Schnaps und Palmwein zu zechen, Tänze, Wettkämpfe und Palaver abzuhalten.

Es erübrigt nur noch, auch jener ethnographischen Umgestaltung kurz zu gedenken, die sich auf das Sprachliche bezieht. Während die Dualla unter sich ihr angestammtes Dualla reden, herrscht im Verkehr mit den Weißen dasselbe englische Kauderwälsch, welches als „Neger-Englisch“ überall in Westafrika Kurs hat. Wahrscheinlich sind die an jener Küste als kontraktliche Arbeiter allenthalben wiederzufindenden Kru-Jungen aus Liberia die sprachlichen Lehrmeister der Kameruner wie überhaupt der meisten Westafrikaner gewesen.

Das Neger-Englisch hat manche kosmopolitische Beiklänge, und entsprechend der großen Freigebigkeit, mit welcher die Seeleute das Schimpfwort „Nigger“ auf alle andersrassigen Erdenbewohner anzuwenden pflegen, könnte man vielleicht auch „Nigger-Englisch“ sagen. Jedenfalls haben die Seeleute, indem sie mit den sogenannten Wilden möglichst kindlich und albern reden zu müssen glaubten, manchen Anteil an der Entstehung des betreffenden Kauderwälsches, und ebenso wie sie auf ihren Schiffen Gesteine und Muscheln der verschiedensten Küstenstriche verschleppten, sehr zum Unbehagen der Geo- und Zoologen, ebenso haben sie auch sprachliche Küstengerölle hierhin und dorthin verfahren.

Wie mit den meisten, wenn nicht allen Misch-Sprachen, verhält es sich auch mit dem Neger-Englisch. Das grammatische Skelett, welches die Art des Denkens ausdrückt, gehört der einheimischen Redeweise an und wird starr fest gehalten. Nur die Fleischteile, das Vokabular, werden dem fremden, höheren Idiom entnommen und den Formen des Skeletts angefügt. Wenn eine junge Dame in München französisch parlirt und sagt „Je crois déjà“ (J glaub schô = Ich glaube ja) gehorcht sie genau demselben Gesetze. In diesem Umstande liegt eine für den Forscher sehr erfreuliche Gelegenheit, schon aus dem Neger-Englisch, gleichwie aus dem Neger-Portugiesisch manches von der Neger-Grammatik zu erlernen. Zugleich bietet die naive Unverschämtheit, mit der unser dunkelhäutiger Menschenbruder europäische Sprachen seinem eigenen primitiven Gedankengange anbequemt, eine reiche Quelle des Vergnügens, eine Hauptkomponente seines ganzen drolligen Wesens. Die im Anhang gegebenen Beispiele werden

das näher erläutern. Die dort vorgeführten Vereinfachungen und Abänderungen, deren die englische Weltsprache im Munde der Neger theilhaftig geworden ist, beweisen, wie sehr dieses wahre praktische „Volapük“ als handliches Werkzeug auch den primitiven Bedürfnissen der sogenannten Wilden sich anzuschmiegen vermag. Das allgemein Menschliche macht sich überall auf der ganzen Erde geltend, und das englische Kauderwelsch der Naturvölker zeigt überall so viel Gemeinsames, daß man in ihm die Keime eines wirklichen kosmopolitischen Rede-Instrumentes erkennen kann.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Dualla, wie überhaupt die sämtlichen Negerstämme der westafrikanischen Küste, wirtschaftlich vor einem Wendepunkt stehen.

Während unter den gegenwärtigen Verhältnissen, bei dem fortdauernden Steigen der Einkaufspreise draußen in Afrika und dem stetigen Fallen der Verkaufspreise in Europa, die Bilanzen der Faktoreien bereits ganz nahe der scharfen Kante zwischen Gewinn und Verlust stehen und oft genug von der einen Seite zur anderen schwanken, können wir bloß dadurch, daß wir dem Monopol-Unfug der Dualla ein Ende machen, wieder einen weiteren Spielraum zu unseren Gunsten erringen. Ebenso wie unsere Kaufleute sind auch die Produzenten des Innern seit lange darauf gespannt, endlich einmal in eine direkte Verbindung mit einander zu gelangen. Dieser Wunsch ist zu berechtigt, als daß er nicht in Erfüllung ginge, und unsere Kaufleute werden sich mit den Produzenten in den wucherhaften Gewinn teilen, den bisher die Dualla aus ihrer gewaltsamen Mittlerrolle gezogen haben.

Wie sich die Dualla mit solcher Einbuße abfinden werden, ist ihre Sache. Der Handel mit den Europäern hat ihnen leichten Gewinn und dadurch das Faulenzen beigebracht. Dieser nämliche Handel, der sie verdarb, läßt sie aber jetzt im Stich. Es gilt jetzt allgemein, billiger und besser zu produzieren. Werden die Dualla sich nun bequemen, statt des schnöden Schachers auch noch etwas produktive Arbeit zu leisten? Ob

den im Banne der Trägheit Verkommenen das Gelingen wird, erscheint zweifelhaft. Wahrscheinlich werden auch sie im Kampf um's Dasein denselben unerbittlichen Gesetzen unterliegen, wie vor ihnen hundert andere unnütze Menschensippen. Aber neue, bessere Geschlechter werden aus dem Innern an ihre Stelle sich vordrängen, bis auch sie wieder noch neueren und noch besseren weichen müssen.

Über die Herkunft der Dualla ist wenig Sicheres herauszubekommen. Sie sind wahrscheinlich schon zu oft darüber ausgefragt worden, haben als Antwort bald dieses bald jenes zum Besten gegeben und wissen jetzt selber nicht mehr recht, wie es sich damit verhält. Das gilt von fast allen geschichtlichen Forschungen bei den Negern.

Die häufigste Annahme sagt, die Dualla seien aus dem Innern hervorgewandert. Und zwar sollen sie früher, vor sieben Generationen etwa, längere Zeit am oberen Lungasi gewohnt haben, bis die heutigen Lungasi-Bewohner sie von dort nach der Meeresküste hinabbrückten, von wo aus sie dann flussaufwärts an ihre heutigen Sitze gelangten. Diese waren damals von den Bassá eingenommen, welche vor den Dualla binnenwärts zurückweichen mußten, aber bloß etwa zwanzig Kilometer weit, wo sie heute noch haufen.

Am Kumbi-Fluß gibt es einen Volksstamm namens Kale. Nach einer alten Überlieferung sollen diese Kale mit den Dualla identisch sein, ja ein gewisser dortiger Häuptling soll noch heute ständig den Titel Dualla führen. Wie es sich damit auch verhalten mag, als nahezu vollkommen zuverlässig wird bloß der im Anhang gegebene Stammbaum unserer beiden Dualla-Herrscherfamilien gelten dürfen.

In der gegenwärtigen Hierarchie der Dualla-Häuptlinge haben wir zunächst zwei Kings und zwei Headmen zu unterscheiden. Die beiden Kings, Bell und Akwa, sind die Häupter

der beiden erst seit sieben Generationen getrennten Stammeshälften.

Von jeder dieser zwei ersten Stammeshälften haben sich dann in neuerer Zeit zweite Hälften, also Viertel vom Ganzen, abgetrennt, an deren Spitze je ein sogenannter Headman¹⁾ steht. Loek Priso ist der Headman des Bell, Jim Ikwalla der Headman des Akwa. Neben diesen Abtrennungen, die durch den offiziellen Titel Headman gleichsam legitimiert sind, haben aber auch noch andere stattgefunden, die sich dadurch kennzeichnen, daß die betreffenden Dörfer von Zäunen umgrenzt sind und die Namen ihrer speziellen Oberhäuptlinge führen. Stets aber blieben auch solche kleinere Gemeinwesen einem der beiden Kings untertan, wenn auch hie und da Gelüste und Versuche zur völligen Selbständigwerdung vorgekommen sein mochten. Durch fortgesetzte Kolonienbildung haben sie sich an den Verzweigungen des Fluß-Systems immer mehr nach dem Innern, so namentlich in der Richtung nach Abo und Wuri hin vorgehoben, so daß man heutzutage etwa fünfzehn einzelne Dörfer zählt, von denen sechs zu Bell und neun zu Akwa gehören.

Ich möchte vorschlagen, den King-Titel beizubehalten, da er charakteristisch und historisch ist. Ihn in den Ausdruck „König“ zu übersetzen, halte ich für unpassend wegen der gänzlich unberechtigten Freigebigkeit, mit der die Engländer ihren King-Titel an die unbedeutendsten Neger-Häuptlinge verschwendet haben. Das geschah meistens deshalb, weil die verschiedenen Marinekapitäns, die mit schwarzen Potentaten zweifelhaften Ranges Verträge anzufertigen hatten, solchen Staatsaktionen dadurch eine höhere Bedeutung und Würde beizulegen vermeinten. In Wirklichkeit kann gar manchem „King“ höchstens das Gewicht eines mittleren Dorfschulzen oder besser noch eines kleinen Ritterguts-Besitzers zuerkannt werden. King Bell und King Akwa

¹⁾ Für den Begriff „Headman“ in dieser Bedeutung habe ich kein eingeborenes Wort erfahren können. Derselbe ist also vielleicht erst aus dem Verkehr der Europäer entstanden.

machen allerdings davon eine gewisse Ausnahme, indem sie zusammen etwa 20,000 bis 30,000 Untertanen haben. Statt „Headman“ könnte man vielleicht sagen „Unter-King“, oder man nehme diesen neuen Begriff als „Hedmann“ in unsere Sprache über. Die Vornehmen, welche eigenen Dorfabteilungen vorstehen, könnte man „Häuptlinge“ schlechthin heißen.

Der erste und beste Neger von ganz Kamerun ist ohne Zweifel King Bell, und gleich nach ihm kommt in der Qualität als Mensch sein Sohn und Nachfolger Manga Bell.

King Bell mag ein Fünziger sein. Seine Gestalt ist stattlich und wuchtig, sein Gesicht wenig negerhaft, würdevoll, ernst und ruhig, sehr regelmäßig geformt, fast europäisch, aber ohne hervorstechende Eigenart, die Farbe angenehm braun von mittlerer Tiefe. Sein Benehmen zeigt Selbstbewußtsein und eine gewisse vornehme Reserve. Wenn er will, kann er recht angenehm und verbindlich lächeln. Im Geschäft genießt er den Ruf, solide zu sein. Er weiß, daß man mit der sogenannten Ehrlichkeit schließlich doch immer am besten fährt.

Natürlich hat auch King Bell seine Fehler. Namentlich ist sein Erwerbssinn für einen König allzusehr ausgebildet, und oft genug vergißt er über dem Schacher jede andere Rücksicht. Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß er keine Zivilliste hat und der Lebensunterhalt seiner mindestens 200 Köpfe starken Familie ihn auf den Handel hinweist. Man hat ihm auch Feigheit vorgeworfen. Aber Jeder, der die Neger kennt, wird von ihnen niemals fanatische Tapferkeit und Selbstopferung erwarten. Ihr realistischer Sinn heißt sie Gefahren um jeden Preis meiden. Und King Bell war auch wirklich und ist vielleicht noch von allen Seiten gefährdet durch den Haß, den die tiefer stehenden anderen Häuptlinge und Untertanen bis zum erbärmlichsten Sklaven herab gegen ihn, das höhere Individuum, hegten und schürten. King Bell ist eben auch ein Neger, aber der beste, den ich je gekannt, verhältnismäßig treu und ehrlich, so zu sagen ein Gentleman. Mit mehr Berechtigung wird man ihm eine bis an Schlawheit grenzende Nachsicht gegen seine Untertanen vor-

werfen dürfen. Diese sind denn auch alles andere als wohlgezogen und respektvoll.

Gewöhnlich trägt King Bell bloß ein gutes wollenes Hemd von solidem Muster und ein Stück schwarzen Sammts um die Hüften. Oft auch habe ich ihn ohne Hemd bloß mit dem Hüftentuch herumgehen sehen. Auf Photographien aus früheren Zeiten prangt er, ebenso wie auch andere Häuptlinge, Loek Priso zum Beispiel, in europäischem Gesellschaftskostüm mit Zylinderhut. Diese Epoche der Modernisirung scheint aber schon längst wieder aus zu sein; heutzutage ist nichts mehr davon wahrzunehmen. In der letzten Zeit schmückte King Bell sich gerne mit einer Marineoffiziers-Mütze, die man ihm zum Geschenk gemacht hatte.

Die Besuche afrikanischer Potentaten kosten in der Regel ungeheuer viel Zeit. Meistens kommen die schwarzen Herrn irgend eines Zweckes halber, den sie zu verbergen suchen, und wäre es auch nur die Absicht, ihren Untertanen gegenüber eine gewisse Intimität mit den Weißen zu zeigen. King Bell macht auch hievon eine sehr schätzbare Ausnahme. Ja selbst wenn man ihn zum Essen einladet, läßt er sich erst lange bitten.

Ein würdiger Sohn seines Vaters, aber vermöge seiner Jugend noch nicht so ruhig und vorsichtig im Benehmen, gleichfalls eine stolze Figur mit mächtigen Muskeln und Waden und ausgezeichnet durch ein auffallend schönes Jugendgesicht mit üppig geblähter Adlernase und dem Ausdruck einer interessanten kernigen Wildheit, ist Manga Bell, ein angehender Dreißiger, von dem Hugo Zöller sehr richtig behauptet, daß er unter den Damen der ersten Salons Erfolg haben würde.

Freilich, tritt man ihm näher und hat man Gelegenheit länger mit ihm zu verkehren, so wird man finden, daß auch er bloß ein Negerprinz ist, kindisch eitel und bettelhaft. In der letzten Zeit trug er stets ein wertloses europäisches Maskenzeichen als Orden an sein wollenes Hemd geheftet. Meine wohlgemeinte Belehrung, daß er sich damit in unsern Augen lächerlich mache, ließ ihn gleichgültig. Vielleicht hielt er das Maskenzeichen für ein wundertätiges Amulett. Noch in Europa ver-

folgte mich Manga Bell brieflich mit Bettelei, indem er behauptete, ich hätte versprochen, daß die Regierung ihn mit einem eisernen Haus oder mit einem Dampfer belohnen werde.

Manga Bell ist eigentlich Christ und in Bristol auf Kosten der Firma R. u. W. King gut englisch erzogen worden. Doch macht er, sein häufiges Brieffschreiben abgerechnet, keinen Gebrauch mehr von diesen Vorzügen. Charakteristisch, ja typisch und ungemein drollig ist die Geschichte seines Rückfalls ins Negertum. Als er, noch nicht zwanzig Jahre alt, von Bristol zurückkam, hatte er auf dem Kopf einen schwarzen Zylinderhut, am Halse zwei Vatermörder und eine schwarze Kravatte, auf dem Leibe aber einen strenggläubigen schwarzen Anzug, an den Füßen gewichste Stiefel. Selbst ein Veloziped soll er damals besessen und hie und da kunstgerecht getummelt haben. Sogleich auch ließ er sich von den Missionaren ein eheliches Weib, eine untadelhafte Negerlady, kirchlich antrauen. Es dauerte nicht lange, da spotteten seine Kameraden, daß ein so hoher Jüngling wie Manga doch unmöglich mit einer einzigen Gattin auskommen könne, und siehe, er nahm eine zweite. Kirchlich konnte er sich diese allerdings nicht mehr antrauen lassen, er nahm sie aber doch, und zugleich zog er für immer die Stiefel aus. Bald folgte eine dritte, und die Vatermörder nebst der schwarzen Halsbinde schwanden dahin. Eine vierte kam und mit ihr gingen Frack und Hose. Heute hat Manga Bell ungefähr zwanzig Weiber und geht wieder ebenso nackt oder halbnackt wie sein Vater.

Über die Kleiderabstreifung unseres Manga gibt es übrigens noch eine andere Lesart die kürzer lautet. Diese behauptet, der christliche Jüngling sei alsbald nach seiner Rückkehr von Bristol über den Harem seines Vaters hergefallen. Sein Vater habe ihn unter völlig beweiskräftigen Umständen ertappt und nicht bloß tüchtig durchgeprügelt, sondern auch auf immer seines schwarzen Anzuges beraubt um sich selber damit zu schmücken.

Weder King Bell noch Manga Bell trinken jemals Schnaps. Manga Bell verschmäht grundsätzlich alle Spirituosen indem er:

sagt: „Ich bin einmal betrunken gewesen und habe dann nicht mehr gewußt, was ich that“. King Bell hält sich gutes Hamburger Bier und trinkt auch ganz gern ein Glas Rotwein. Man kann beide zu Tisch einladen, ohne befürchten zu müssen, daß sie einen Verstoß gegen europäische Sitte begehen. Manga spricht und schreibt ein fast untadelhaftes Englisch, sein Vater dagegen versteht nicht zu schreiben und spricht mehr negerhaft englisch.

Nächst King Bell und Manga Bell ist der Bruder des ersteren, London Bell, zu nennen. In seiner Erscheinung ist London Bell eine unangenehme Karikatur des King Bell. Die bei letzterem ganz wohlgeformte Nase ist ihm unrichtig in's Gesicht gesetzt, so daß sie häßlich emporstrebt. Die Würde hat sich bei ihm zur plumphen Aufdringlichkeit verwandelt, die Intelligenz zur mißtrauischen Falschheit und Spitzbüberei. Sein Wesen bekundet Mißbehagen und Bosheit aus unbefriedigtem Ehrgeiz. Denn London Bell muß häufig erfahren, daß man ihn viel geringer schätzt als er wünscht. Im Geschäft scheint er unbedeutend zu sein.

Man sagt, daß auch er dem King Bell nach dem Leben trachte. Daß er hinter unserem Rücken, namentlich englischen Missionaren gegenüber, viel über uns Deutsche, die Besitzergreifung und über King Bell, unseren treuesten Vasallen, schimpfte, weiß ich aus bester Quelle. London Bell ist ein notorischer Meuchelmörder. Angehörige der Feinde aus dem Hinterhalte feige niederzuschießen scheint gerade ihm besonders geläufig zu sein. Konstatirt sind zwei Fälle dieser Art, von denen der zweite noch im Jahr 1884 passirte; einige andere kursiren als mehr oder minder vage Gerüchte. King Bell mit seinem Anhang handelt hauptsächlich auf dem Mungo-Fluß von Bakundu an bis nach der Mündung bei Bimbia hinab. Er hat es bisher verstanden, alle sonstige Konkurrenz der Dualla-Händler von dort fernzuhalten.

Zu den Bell-Leuten gehören die beiden Rebellengruppen

von Jofstaun und Hicforytaun. Mit der ersteren habe ich niemals einen freundschaftlichen Verkehr gehabt und kenne sie deshalb nur oberflächlich.

Als ihr erster Häuptling gilt Clami Jof, ein Jüngling von zwanzig Jahren, dessen Haupteigenschaft brutale Unverschämtheit zu sein scheint. Ihr vorzüglichster Krieger soll Kalabar Jof gewesen sein, der im Kampfe gegen unsere Matrosen fiel. Die übrigen hervorragenden Jof-Häuptlinge heißen: Scott Jof, Bonni Jof, Davis Jof, Ekambi Jof, Mat Jof, Colin Jof, Mangabe Jof. Als auch sie sich schließlich unterwerfen mußten, kamen sie ängstlich zitternd und voller Demut, auf Schlimmes gefaßt, zum Admiral. Kaum hatten sie eingesehen, daß es ihnen nicht an den Kragen ging, ja daß sie eigentlich ganz unverdient milde behandelt wurden, waren sie wieder frech und anmaßend.

Zu den Anhängern Bells gehören noch Jacko von Jackotaun und Togoto von Togototaun, die aber mitten in Jofstaun wohnen oder wohnten. Rings umgeben von Jof-Leuten waren sie ihrer Zeit von diesen gezwungen worden, sich scheinbar der Rebellion anzuschließen, im Herzen aber waren sie King Bell und damit auch uns treu geblieben.

Lock Prijo von Hicforytaun, des King Bell rebellischer Headman, seiner Zeit unser Hauptfeind und von Anfang Hauptwidersacher unserer Besitzergreifung, macht auf den ersten Blick einen ganz günstigen Eindruck. Stattlich und wohlbeleibt, mit gewaltigen Muskeln und ungewöhnlich breiter, kräftiger Brust, dabei ziemlich hellfarbig, mit einem auf den Stiernacken gut aufgesetzten Kopf und mit regelmäßigen, festen Zügen, gehört er zu den besten, gelungensten Typen eines Negerfürsten. In seinen Augen leuchtet es öfter unheimlich auf, man weiß nicht ob aus Freude, Born oder Falschheit. Seine Freundlichkeit hat etwas Bitteres, Gezwungenes. Daß wir ihm sein Dorf niedergebrannt und einige Leute erschossen haben, ja daß wir ihn selber wahrscheinlich hingerichtet hätten, wäre er rechtzeitig in unsere Hände gefallen, das zu vergessen, wird ihm nur langsam ge-

lingen; und seine Freundschaft für den King Bell, den verhaßten Better und Herrn, zu der wir ihn zwangen, ist auch noch nicht fest gefittet.

Neben Lock Priso ist von Hickorytaun der alte Green Josz zu erwähnen, ein hagerer Greis, fanatischer Christ, in Streitigkeiten komisch verstockt und verbissen, aber sonst sozusagen bieder, was natürlich nicht hindert, daß er im Geschäft auch gerne lügt und betrügt. Die dritte Größe von Hickorytaun, den alten Bell Old King, habe ich nie zu Gesicht bekommen. Er will, ich glaube noch heute, absolut nichts von uns wissen.

Lock Priso, Green Josz und Bell Old King waren von Anfang englisch gesinnt, nicht aus Sympathie für England, sondern aus Haß gegen King Bell, unseren Hauptvasallen. Aus dem gleichen Grund schloßen sich ihnen die Josz-Leute an, obgleich sie für uns unterzeichnet hatten. Diese waren also Rebellen, die Lock Priso-Leute dagegen nicht. Wenn auch die Rebellion weiter keinen Erfolg hatte, war sie doch ein lehrreiches Beispiel, welcher großen Einfluß selbst in Kamerun, wo unsere Sache doch so fest zu stehen schien, die weltbeherrschenden Britten ausübten, schon allein durch ihre Sprache, deren wir uns ja selber bedienen mußten, um mit unseren neuen Untertanen zu verkehren.

Betrachten wir uns nun die andere staatliche Gruppe des Dualla-Stammes. Ein scharfer Gegensatz zu King Bell ist King Akwa. King Akwa ist ein Schuft von Geburt, aus Instinkt, Gewohnheit und Überzeugung. Ein kurzer, gedrungener Dickwanst, der die gänzlich mangelnde Würde dadurch zu ersetzen sucht, daß er sich mit gespreizten Beinen hinstellt. Je mehr man mit ihm zu thun hat, desto mehr lernt man ihn verachten. Sein Gesicht ist nicht auffallend häßlich, einfach gemein und sagt weiter nichts als bornirte Gefräßigkeit. Spricht man mit ihm, so wechselt er zwischen Unverschämtheit und Unvernunft unsicher hin und her. Sein englisches Kauderwälsch versteht niemand. Er liebt es, die Faktoreien zur Essens-Zeit zu besuchen und setzt sich dann dreist mit zu Tisch. Sein widerliches Schmatzen und Rülpsen, überhaupt sein gänzlich ungebildetes Benehmen, wie er

sich gierig den Teller häuft und zuweilen gleich mit der Hand in die Schüssel greift oder den Inhalt seines Tellers wieder in die Schüssel zurückwirft, weil er ihm nicht mundet, wie er zugleich die aufwartenden Kru-Jungen kommandirt, sind dabei harte Geduldproben für alle Anwesenden. Aber was will der Faktorist dagegen thun? Ist ja King Akwa doch derjenige, der ihm Schutz verleiht, der ihm Geschäft bringt und in übler Laune hundertfach Schaden kann. Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß man ihn etwa respektvoll behandelt. Im Gegenteil, er wird in der Regel möglichst schlecht behandelt. Am besten ignorirt man ihn erst gänzlich, damit er die nachträglich doch noch gespendete Aufmerksamkeit als eine Gnade empfindet.

Als im Oktober 1884 ein Angehöriger der Akwa-Familie des Mordes angeklagt war, schickte man mehrmals nach dem gerade auf einer Handelsreise begriffenen King Akwa. King Akwa blieb aber fern und wartete, bis der Verbrecher von den Häuptlingen brauchgemäß und gesetzlich abgeurteilt und hingerichtet worden war. Erst nachdem das geschehen, kam er sogleich zum Vorschein und forderte eine Sühne in Geld für den toten Verwandten. Allgemein herrschte die Ansicht, daß King Akwa nur deshalb nicht gekommen sei, damit die Hinrichtung ohne ihn vollzogen werde und ihm dann zum Vorwand für seine Habsucht diene.

Sind schon im Stamme des Bell die Bande der Disziplin bedenklich gelockert, so herrscht bei den Akwa-Leuten erst recht die bare Unbotmäßigkeit und Frechheit. Häufig genug wird King Akwa von seinen Untertanen ganz offen geschimpft und gehöhnt, und kommt er im Palaver mit seinem Onkel, dem alten Ende, zusammen, so geht es ihm schlechter als je. „What, you be King? You be boy for me, you no sabe fashion. You be bloody boy and foolish too much“ (Was, Du willst König sein? Du bist für mich ein Junge und verstehst nichts von Lebensart. Ein elender Junge bist Du und überaus albern) heißt es dann in den verschiedensten Wendungen. Alles lacht, der alberne Dickwanst wird wütend, stottert und ballt die Fäuste und

kommt doch nicht zu Wort. Das Rühmlichste, was ich von King Akwa weiß, ist eine ziemlich verbürgte Geschichte, daß er sich einst aus gekränktem Gemüt habe aufhängen wollen. Ich hätte ihm niemals den Mut eines Selbstmordes zugetraut. Freilich, ob der Strick, an dem er bereits gebaumelt haben soll, ganz solide war, oder ob es sich nicht vielleicht bloß um ein schreckhaftes Manöver handelte, kann niemand sicher behaupten. King Akwa macht Geschäfte hauptsächlich in Dibamba.

Der ebengenannte alte Endenne oder „Prinz Daido Akwa“ ist eine der gewiegtesten Persönlichkeiten. Klein und schon etwas verrunzelt, steht er im Ruf, der beste Kamerun-Redner zu sein. In schwierigen Rechtsfällen hört man gerne auf seinen Rat. Mit den Europäern hat er sich immer gut zu stellen gewußt, und auch diese schätzen ihn oft als klugen Vermittler. Bei der oben erwähnten Hinrichtungs-Geschichte gab er den Ausschlag.

Nicht so sehr, weil er es etwa dem Rang und Wert nach verdiente, möge hier gleich Manga Akwa, des King Akwa Bruder, angereicht werden. Das Wort „Manga“ ist ein bloßer Name und soll „Salzwasser“ oder „Meer“ bedeuten. Manga Akwa ist nicht fett wie sein Bruder, der King, sondern mager im Gesicht und am ganzen Leibe. Seine gleichfalls schuftigen Züge sehen deshalb mehr tückisch und gefährlich aus, und der Umstand, daß das eine Auge durch eine große weißliche Hornhautnarbe entstellt und blind ist, macht sie nicht angenehmer. In King Akwas Staatszimmer hängt eine große Photographie seines Vaters, des berühmtesten aller Akwa, dem bedeutende Eigenschaften nachgesagt werden. Diesem sieht Manga Akwa viel ähnlicher als der Dickwanst King Akwa.

Manga Akwa ist der nämliche Missethäter, der wegen fortgesetzter Widerspänstigkeit von Admiral Knorr zur Deportation verurteilt wurde und zweimal glücklich entkam. Da er glaubte, gelegentlich des „Dajch“ (Geschenk) für die Souveränitäts-Abtretung zu kurz gekommen zu sein, hatte er sämtliche Unzufriedene gegen King Akwa aufgewiegelt, und mehrmals war es dabei zum Schießen gekommen.

Die Geschichte seines zweimaligen Entweichens gibt der überlegenen Schlaueit des Negers ein gutes Zeugnis. Wegen seiner aufrührerischen Schandthaten gegen unsere Oberhoheit an Bord S. M. S. „Olga“ internirt, wußte er trotz der schärfsten Bewachung einen günstigen Moment zu benutzen, um sich seiner Hand- und Fußschellen zu entledigen, in den Fluß zu tauchen und an's Land zu schwimmen. Längere Zeit hielt er sich darauf in Dibumbari verborgen, bis ihn eines schönen Tages der Übermut fesselte, nicht bloß überhaupt wieder nach Kamerun zu kommen, sondern auch noch, begleitet von mehreren Freunden, in der Faktorei des Herrn Zink zu erscheinen und Schnaps zu begehren. Durch die mutige Geistesgegenwart des genannten Kaufmanns wieder festgenommen, wurde er jetzt an Bord S. M. S. „Bismarck“ zur körperlichen Züchtigung und zur Deportation verurteilt und nach der fernen Togo-Küste gebracht. Man glaubte ihn dort sicher aufgehoben, als er plötzlich abermals in Kamerun gesehen wurde, wo er sich wohl noch heute herumtreibt. Ein englischer Dampferkapitän hatte ihn zum Hohn zurückgebracht. Für einen Neger, der nie über Kamerun hinaus gewesen und des Englischen kaum einigermaßen kundig war, gewiß eine nicht geringe Leistung von Findigkeit.

Ein ruhiger, sehr besonnen auftretender Mann, mit dem man gerne zu thun hat, ist Black Akwa, auch ein Onkel des King und nach dem alten Endenne die einflußreichste Person der Familie. Ebenso gehören die beiden Gebrüder Mukuri, Vettern des King, zu den besseren Elementen der Kameruner. Auch von dem vorigen Black Akwa, dem Vater des jetzigen und Bruder des erwähnten bedeutsamen alten King Akwa, hört man große Dinge erzählen. Ein Daido-Mann hat ihn 1874 durch Zufall erschossen. Zur Sühne dafür sollen bei der Bestattung ein Daido-Freier und ein Daido-Sklave geopfert worden sein, indem man den beiden erst Arme und Beine zerbrach und sie dann lebend mit dem Toten eingrub.

Ein ganz hervorragender Mann, weniger durch Geburt als durch Intelligenz, Geschicklichkeit und Verschmittheit, ist David

Meatom, der neben dem Dorf der Gebrüder Mukuri ein Wohnhaus aus Hamburger Brettern und ein Gehöft von drei oder vier langen Negerhütten besitzt. David Meatom ist, was man in Amerika „smart“ nennt. Ein ehemaliger Missions-Schulmeister hat er diese Würde dem Handelseifer zu Liebe aufgegeben, unterläßt es aber nie, sein Christentum zu betonen, schreibt Briefe für alle Landsleute, die ihn darum angehen, natürlich nicht ohne Nutzen, betitelt sich deshalb gern Sekretär und Anwalt des Kamerun-Volkes, erscheint häufig, so stets an den Sonntagen, in Hose und Stiefeln, mit Jacke und Hut auf dem Kopf, nennt seine Frau „Missis Meatom“, die sich deshalb am Sonntag gleichfalls mit Stiefeln abquälen muß, und nimmt hie und da eine Tasse Kakao zu sich, den er selber gezogen hat. Er hatte den Ehrgeiz, offizieller Regierungs-Dolmetsch zu werden, wozu er sich vortrefflich eignen würde. Hoffentlich hegt er keine allzu großen Erwartungen, einen eventuellen Gehalt betreffend.

Unter den eigentlichen Akwa-Häuptlingen sind noch John Angua von John Anguataun, dann William Koan von Koantaun und Joe Garner zu nennen. John Anguataun birgt die Hauptmission der Baptisten und ist deshalb als Hauptgebiet der frommen Missionare zu betrachten. Dafür übertreffen denn auch die als Christen geltenden Untertanen des John Angua alle anderen Kameruner an Nichtswürdigkeit, und der alte John Angua hat viel von ihnen zu leiden. Die meisten Fälle von Diebstahl, Frechheit und Prügelei betrafen diese Gemeinde, und in keiner anderen Dorfteilung von ganz Kamerun stößt man auf soviel Schmutz und Gestank wie in dieser Missionstaun. John Angua ist vielleicht ursprünglich gar nicht schlecht veranlagt. Aber mancherlei schlimme Erfahrungen, die er gesammelt hat, die vielen Schläge, denen er, mitten zwischen seinen eigenen Leuten, den Missionaren, den Faktoristen und den anderen Häuptlingen stehend, fortwährend ausgesetzt war, haben ihn feige, verlogen und falsch gemacht. Als Manga Akwa in dem Dorfe seines Bruders King Akwa unmöglich geworden war, fand er noch Aufnahme und Helfershelfer in John Anguataun. Von

William Roan ist wenig zu sagen. Er ist jung, albern und gutmütig, aus Friedfertigkeit loyal, seinen Untertanen ziemlich gleichgiltig. Auch der alte Joe Garner scheint ungefährlich zu sein. Als Hauptmann des Ordens Clung nimmt dann noch John Hawkin, der Sohn des Yellow Hawkin, eine angesehenere Stellung ein, obgleich seine Abstammung ihn sonst nicht dazu berechtigte. Beide Hawkins besitzen eine angenehme, versöhnliche und kluge Gemütsart.

Als weitere Akwa-Häuptlinge sind zu nennen: Jim Akwa, Parrot Akwa und Duke Akwa, drei sehr zweifelhafte Charaktere, Sam Peter, ein freundlicher Biedermann, Barrow Peter, den ich nicht näher kenne, Jos Bell, ein richtiger Bruder des King Bell, der es vorzieht, unter Akwa-Leuten zu wohnen, ohne aber mit King Bell verfeindet zu sein, und „Mister“ Collins, ein schmutziger Hofneger und fanatischer Anhänger der englischen Missionare, der seiner Zeit keine Gelegenheit versäumt hat, gegen uns zu hetzen.

Viel besser als King Akwa ist sein Headman Jim Ikwalla von Daidotaun. In den ersten Verträgen hatte er sich als „King Daido“ stilisieren lassen und so einen tieferen Einblick in seinen Ehrgeiz gewährt. Aber die anderen Kamerun-Häuptlinge nahmen Anstoß daran und er mußte von der Würde eines King wieder herabsteigen zu der eines Headman. Er macht den Eindruck eines klugen, lauernenden Beobachters und ist sicherlich ernster zu nehmen als mancher Andere. Er hat etwas Stolz, Zurückhaltendes, Unbefriedigtes in seinem Wesen. Im Geschäft soll er sicher und gut sein. Während jener Zeit der Bedrängnis, während jener kriegsschiffslosen vier Monate, die auf die Flaggenshiffung folgten und in denen der Umschwung zu Gunsten der englisch gesinnten Opposition immer mehr anwuchs, versuchte auch er, eine Erpressung zu üben, indem er bedeutete, er wolle seine ganze Deutschwerdung rückgängig machen, wenn er nicht eben so viel „Dajsch“ (Geschenke) bekäme, wie King Bell. Ich ermahnte ihn, sich in Acht zu nehmen und wohl zu bedenken, was er thue, seine Unterschrift sei einmal da und nicht so leicht

wieder zurückzuziehen. Er blieb vorsichtig und hat sich nicht weiter kompromittiert. Als berühmtester Ahnherr der Daido-Gruppe lebt in den Überlieferungen der Weißen Charly Daido, genannt „der alte Seeräuber“ fort. Mit ihm gab es 1876 den „Daido-Krieg“.

Die hervorragendsten Daido-Häuptlinge heißen: Firsť Tom Daido, Bonny Daido, Jack Daido, Lawton Daido, Mungo Daido, Dick Daido, Ned Daido, Koffee Daido, Bob Daido, Big Tom Daido, Common Daido, Kalabar Daido, Fish Tom Daido, Doktor Tom, Philipp Daido, Sampson Daido, Gorman Daido, Will Daido. Doch habe ich keine Gelegenheit gehabt, sie näher kennen zu lernen. Firsť Tom Daido scheint der wichtigste zu sein. Es herrscht in der Daido-Gemeinde entschieden noch am meisten Disziplin und Zusammenhalt, und im Benehmen machen die Daido-Leute einen viel besseren Eindruck als alle anderen Kameruner. Als Rebellen und Feinde wären sie wahrscheinlich nicht so ganz ungefährlich. Ausgesprochene Schufte, wie sie die Majorität des Akwa-Gesindels bilden, wüßte ich unter ihnen nicht zu nennen. Die Daido-Leute handeln vorzüglich in Wuri und Ibo.

Das wären so ungefähr sämtliche wichtigeren Häupter des Dualla-Volkes. Die vorgeführten Gestalten sind hart gezeichnet, ich glaube aber, daß sie ähnlich und wahr sind. Mit weichen Tönen kann man die Neger nicht porträtieren. Licht und Schatten verteilen sich scharf auf ihren Gesichtern. Dabei ist die Masse, einmal geformt nicht wieder umzumodeln. Erst kommende Generationen werden sich biegen und glätten lassen durch wahre Kultur. Darin besteht eine unserer größten Aufgaben.

Die Dualla oder Kameruner im engeren Sinne, deren es nicht mehr als 20 bis 30 000 gibt, bilden nur den geringsten Teil der Bevölkerung des ganzen Küstengebietes vom Rio del Rey bis Batanga, welche sich ohne das Hinterland, dessen Stämme nach nicht genauer bekannt sind, auf 200 bis 300 000 Köpfe schätzen

läßt. Aber keine einzige Bevölkerungsgruppe dürfte die der Dualla an Zahl erheblich übertreffen.

Nach Westen zu, hinter dem Mangrovegürtel des Flußsystems am steilen Ufer des Gebirges, sitzen zunächst die Bimbia-Leute, die sich selber *Jjubu* nennen, mit drei Dörfern, King William-, Money- und Dikullutaun. Woher der Name Bimbia kommt, ist mir unklar geblieben. Die Eingeborenen selbst sagen „Bimbi“ und halten diese Bezeichnung für englisch.

Die wichtigsten Bimbia-Häuptlinge heißen: Ndumbe King William, Mate King William, Bimbia Priso, Freeborne, Roan, Ekongolo, John Priso und Never Wish von King Williamtaun; Money, Dick Bimbia, Jacko und Djumbo von Moneytaun; Bob Dick, Big Duke und Small Duke von Dikullutaun. Die Untertanenschaft dieser fünfzehn kleinen Beherrscher zählt kaum 700 Seelen, die sich so verteilen, daß gegen 200 auf King William, gegen 400 auf Money und etwa 100 auf Dikullu treffen. Trotz der Bescheidenheit ihrer Stärke standen indessen die Bimbia-Häuptlinge an frecher Dreistigkeit ebenbürtig neben den schlimmsten Dualla-Potentaten. Selbst nachdem sie bereits manche Bekanntschaft mit unseren Kriegsschiffen gemacht hatten, wurde der deutsche Faktorst in King Williamtaun von Ndumbe King William und Bimbia Priso aus seiner eigenen Faktorei an die Luft gesetzt, bloß weil derselbe mit dem Plane umging, eine Zweigfaktorei in Dikullutaun zu errichten, die sie ihren Nachbarn nicht vergönnten.

Was westlich von Bimbia als die englische Kolonie Viktoria verzeichnet stand, ist eine Schöpfung der neueren Zeit. Der betreffende Grund und Boden gehörte zum Machtbereich des 1877 ermordeten King William von Bimbia und war vor der Gründung von Viktoria unbewohnt.

Die Bimbia-Bevölkerung nahm in der letzten Zeit stetig ab. Ein kleiner Teil siedelte sogar nach Viktoria über, das durch die Baptisten-Mission aus einem Nichts zum Schwerpunkt und Marktplatz der ganzen Gegend geworden war. Und in gleichem Sinne mit dieser Anziehungskraft wirkten dann auch noch vertreibende

Momente mit. Verschiedene Streitigkeiten und Fehden hatten den Bimbia-Leuten ihren Haupterwerb, den Handel, lahmgelegt, nicht blos mit den wilden Bergbewohnern, den Bakwiri, die sie als ihre „Country-people“ betrachteten und demgemäß ausbeuteten, sondern auch mit King Bell, der wieder sie ausbeutete.

Im Jahre 1877 war der alte mächtige King William von Bimbia auf Anstiften des Bakwiri-Häuptlings Buloa von Sopo bei Bokonange meuchlings erschossen worden. Seit dieser Unthat wagen es weder die Bergbewohner nach Bimbia herabzukommen, noch die Bimbia-Leute in die Bergregionen hinaufzusteigen. Fällt irgend einmal ein armseliges, unschuldiges Individuum des einen Feindes in die Hände des anderen, so wird es ebenso feige abgemordet, als man sich gegenseitig vor einander fürchtet. So soll noch im Jahre 1883 ein Junge aus der Sopo-Gegend, blos weil er von dort oben herstammte, am Strande von Bimbia zur Rache für den King William öffentlich hingerichtet worden sein. Um dieselbe Zeit ungefähr hatte King Bell wegen einer Schuld von so und so viel Weibern, welche sie durch ein Palaver auferlegt bekommen hatten, aber nicht bezahlen konnten oder wollten, den Bimbia-Leuten einfach die ganze Insel Nikoll weggenommen.

Die Bimbia-Leute haben Handelsstationen in Nianie und in Bibundi, nördlich, also jenseits von Viktoria. Bis dorthin und noch weiter wagen sie sich in ihren leichten und schmalen Kanus an der freien Meeresküste entlang, wobei sie freilich nur die windstillen Morgenstunden benutzen und schleunigst an Land gehen, sobald die tägliche Südsüdwest-Brise sich einstellt. Doch mag dort, so dicht am Gebirge, auch häufig ein anderer über Land kommender und deshalb minder gefährlicher Wind vorherrschen.

Das kleine Bimbia-Land samt dem Inselchen Nikoll, das die Bimbia-Bucht mit bilden hilft, also die südlichste Ecke des Kamerun-Gebirges, war gleich von Anfang an deutsch geworden, während die Ambas-Bucht mit Viktoria vorläufig englisch blieb. Wir mußten uns damals zufrieden geben, daß wir doch wenigstens den östlichen

Teil des Gebirges und damit das Flußsystem für uns retten konnten. Durch die Verhandlungen des Grafen Herbert von Bismarck mit Gladstone in London erhielten wir erst später, anfangs März 1885, die Anerkennung unserer Oberhoheit über das ganze Gebirge bis zum Rio del Rey mit Ausschluß des Viktoria-Gebietes, und auch dieses ist uns 1886 glücklich noch zugefallen.

Überall westwärts von Bimbia steigen die schwarzen Lava-Felsen steil aus dem Meere empor. Aber fast von der Brandungslinie an sind sie so dicht überwuchert mit der unvergleichlichen Fülle tropischer Waldung, daß nirgends eine nackte Stelle hervortritt, bis hinauf zur Grenze der Wolken. Denn selten sieht man diese Höhen unverschleiert. Nur in Viktoria treten die dunklen Laubwälder soweit zurück, daß sie nicht bloß eine geräumige Bucht, sondern auch einen Halbkreis nahezu ebenen Thalbodens aufkommen lassen. In Bimbia dagegen thut die Natur ihrer gründlichen Abneigung gegen die Horizontale nicht den geringsten Zwang an. Gleich vom Ufer an geht es steil aufwärts.

Wenn auch diese Schroffheit des Bimbia-Landes der Anlage europäischer Niederlassungen einige Schwierigkeiten bereitet, so ist als Ersatz dafür die kleine Bimbia-Bucht ein viel besserer Hafen als die breite, stattliche Bai von Viktoria. Große Schiffe müssen beiden fern bleiben, kleinere Fahrzeuge aber, von nicht mehr als acht Fuß Tiefgang, können in Bimbia bis auf hundert Meter an's Land heran, während in Viktoria so viele Klippen harten Basalts das Ufer besäumen, daß auch sie ungefähr eine Seemeile (1850 Meter) weit draußen ankern müssen.

Den Osthang des Gebirges von Viktoria und Bimbia nordwärts bis nach Bakundu, am Mungo-Fluß, bewohnen die Bakwiri unter zahlreichen Häuptlingen, lauter einzelne Gemeinden ohne staatlichen Zusammenhalt. Das Gebirge erhebt sich dort mit seiner sanften Vulkanböschung über einer Staffel, die schätzungsweise ein Viertel der ganzen Höhe, also tausend Meter, beträgt.

Jenseits oder nordwest von Viktoria liegen die Bakwiri-Dörfer Bokonange, Bonatanga, Boando, Attome, Basse und Mapania, und es herrschen dort die Häuptlinge: Nija Tomé, Mukasse, Monika und Mukumbe.

Von Bakundu in Südsüdwest-Richtung bis nach Ikata, dem ersten Bakwiri-Dorf, das man von dieser Seite her antrifft, steigt man durch unbewohnten Urwald, abgerechnet mehrere tiefe Schluchten, langsam und stetig aufwärts. Ist man oben auf jener Staffel, so wird man überrascht durch eine außerordentlich dichte Bevölkerung. Südwärts bis nach Bonjongo hin, von wo aus der Weg nach Viktoria wieder hinabführt, geht es dann fast ununterbrochen durch Kulturland, durch frische Felder, durch robuste Schilfgras-Bestände, die aus ehemaligen Feldern emporstossen, durch zahlreiche Dorfschaften und nur ausnahmsweise auf kürzere Strecken durch Wald: Das ist das Land der Bakwiri.

Die Bakwiri sollen gute Jäger sein, was voraussetzt, daß es in ihren Bergregionen mehr Wild gibt, als unten im Thale. Auch besitzen sie auffallend zahlreiche Rinderherden. Doch sollen sie ebenso wie die Fjubu oder Bimbia-Leute mit Vorliebe Hunde essen. Die Bakwiri-Dörfer reichen bis auf die höchste Erhebung der erwähnten Staffel, bis zu 1000 Meter hinauf. Aber die nackten Menschen haben schon unterhalb dieses Niveaus genug von Kälte sowie von Wassermangel zu leiden.

Das westliche Ufer des hinter dem Berge aus Norden herabkommenden Mungo-Flusses gehört den Bakundu, den Balung und den Mungo-Leuten, drei verschiedenen Stämmen, gleichfalls ohne festen staatlichen Zusammenhalt, von denen der erste der größere zu sein scheint. Von den Balung sind noch die Bunduleute, ein einziges Dorf, als Gemeinde besonderer Selbständigkeit abzuscheiden, ferner die Bafulla, welche mehr mit den Bakwiri verwandt zu sein scheinen. Für die Dörfer Ikata und Massuma zum Beispiel kann man beide Bezeichnungen hören.

Über die Mungo-Leute herrschen die Häuptlinge Suna und Ezzo, die durch Verschuldung und erlittene Gewalt in ein ge-

wisses Vasallen-Verhältnis zu King Bell und dessen Leuten geraten sind. Man sieht es den elenden Subjekten, die sich beide durch Bettelsucht und eine gewisse halberheuchelte Stupidität auszeichnen, auf den ersten Blick an, daß es mit ihrer Souveränität niemals weit her sein konnte. Sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch von einander, daß Oso ein dickes Elefantenbein (Elefantiasis) und Suna einen geräumigen Nabelbruch mit sich herum schleppt. Das Wasser des schönen Mungo-Flusses, der dicht an ihnen vorbeifließt, scheinen sie weder innerlich noch äußerlich zu lieben. Ihr höchstes Entzücken ist Schnaps; ihre Haut aber deckt eine Schmutzkruste von respektablem Alter. Die Mungo-Leute sollen noch immer das echt afrikanische Palmfaserzeug auf eigenen Webstühlen anfertigen, was ich leider erst nachträglich erfahren und deshalb nicht gesehen habe. Das Material dazu liefert der in glatte Bändchen geteilte Bast der Raphiapalme. Diese buntgemusterten Gewebe werden hauptsächlich zu Säcken zusammengenäht, die, mit je zwei geflochtenen Strippen aus demselben Stoff zu einer Art Tornister hergerichtet, auf dem Rücken getragen werden. Überall am Mungo-Fluß findet man solche Rucksäcke, in denen zuweilen auch die Säuglinge auf dem Rücken ihrer Mütter untergebracht sind. Die Tragfähigkeit derselben ist indeß eine sehr geringe.

Als ich einmal genötigt war, Mungo-Leute als Träger zu dinge, mußte ich mir gestehen, daß ich niemals vorher ein niederträchtigeres Diebsgesindel kennen gelernt hatte. Von ihnen galt fast wörtlich der charakteristische Satz, den, wie ich glaube, Kapitän Burton einmal niedergeschrieben hat: Hatte man Rum bei sich, so wollten die Träger nicht eher marschiren, als bis er ausgetrunken und sie völlig berauscht waren, so daß sie doch nicht marschiren konnten, und hatte man keinen, so weigerten sie sich von vorneherein, überhaupt zu marschiren.

Bei den Bakundu traf ich im März 1885 einige hundert Fremdlinge an, die sich Barombe nannten und als ihre Heimat das Thal des Kumbi-Flusses bezeichneten. Sie wollten durch-

aus, daß ich sie dorthin begleiten möchte. Da ich aber Wichtigeres zu thun hatte, mußte ich dieser Lockung Widerstand leisten. Ungefähr in derselben Richtung will Pastor Schwarz einen größeren, ungemein kriegerischen und gefährlichen Volksstamm der *Bafarami* entdeckt habe.

Schon bei den *Balung*, bei den *Bakundu* und bei den *Bakwiri* stößt man auf Andeutungen, daß die Neger um so besser und interessanter werden, je weiter von der Küste entfernt sie wohnen. Persönlich allerdings sehen diese drei Menschenarten recht ungünstig aus: klein, mager, schmutzig und erbärmlich. Um so stattlicher sind dafür ihre Hütten, oder man kann sogar sagen Häuser, bis zu 50 und 60 Schritt lange und 8 Schritt tiefe, aus soliden Bäumen, Palmstengeln und Rindenplatten konstruirte Gebäude mit schönen, regelmäßigen Giebeldächern, die so hoch sind, daß man innen die Firstbalken gerade noch mit der Spitze des Spazierstockes berühren kann.

Es sind die besten Bauwerke, die ich jemals bei Wilden gesehen habe. In den meisten derselben würden mehrere Europäer nebst größerem Gefolge mit aller Bequemlichkeit zum Übernachten Platz finden.

Die Mitte einer jeden Langseite nehmen sorgfältig aus Rinde gefertigte Schiebethüren ein, durch deren quadratische Öffnung man durchtritt, ohne sich bücken zu müssen. Rings an den Wänden, die ebenso wie die Innenseite des Daches vom beständigen Rauch schwarzbraun lackirt erglänzen, laufen oben breite starke Gesimse entlang, auf denen regelrecht gespaltenes Brennholz aufgestapelt liegt. Darunter sind hier und dort in den Ecken eigene Verschläge zum Schlafen abge sondert, mit dem allgemein üblichen afrikanischen Bett, zwei geraden Baumstämmen auf bloßer Erde, über die ganz lose, aber dicht aneinander, Querstäbe gelegt und mit Matten bedeckt sind. Ein Europäer würde zum Schlafen sicher die Brennholz-Gesimse vorziehen, aber auch so bietet das Ganze einen solchen Grad primitiven Komforts, wie ich bei Negern niemals erwartet hätte.

Der nach ethnographisch-religiösen Merkwürdigkeiten Lüsterne,

der sich unten bei den Dualla arg enttäuscht sah, wird hier auf dem ersten Schritt ins Innere reichlich entschädigt. Gözenfigürchen, Fetische und Amulette, Zaubergeräte, geweihte Würzelchen und Beinchen in den seltsamsten Anordnungen sind bei diesen „Buschleuten“ (wie sie von den Dualla verächtlich genannt werden) so zahlreich vorhanden, daß manche Hütten, namentlich der Vornehmen, für sich allein schon ein kleines Museum darstellen.

Im Balung- und Bakundu-Gebiet sind die Dörfer mittels starker Palissaden-Zäune befestigt und nur ganz schmale, in Zapfen sich drehende Thüren aus massivem Holz gewähren den Zutritt. Ob diese Vorrichtungen gegen Elefanten oder andere wilde Tiere oder gegen menschliche Feinde schützen sollen, läßt sich schwer entscheiden. Jedenfalls aber handelt es sich auch hier wieder um weiter nichts als ein echtes, nichtsnutzig mangelhaftes Negermachwerk. Denn sieht man näher zu, so stellt sich heraus, daß derlei Befestigungen bloß auf der einen Seite, nach dem Flusse als der großen Verkehrsstraße zu, vorhanden und die drei übrigen Seiten völlig frei sind. Da hatte entweder die Ausdauer gefehlt, um das Begommene zu vollenden, oder die eine Palissadenreihe genügte der kindlichen Vorstellungskraft gewissermaßen als Grimasse.

Im Bakwiri-Gebiet, in welchem geschlossene Dörfer meistens fehlen und die Ansiedelungen zu kleineren Gruppen von zwei bis zehn Hütten zerstreut sind, durchziehen ebenso hohe aber viel leichter konstruirte Zäune kreuz und quer Gänge und Thäler. Wahrscheinlich sind diese Abgrenzungen, die man auf senkrecht in Baumstämme eingekerbten Treppen überklettern muß, des zahlreichen Viehstandes wegen da, gerade wie in unseren Alpen. Während bei den Balung und bei den Bakwiri jede Hütte einzeln steht, reihen sich bei den Bakundu die Hütten dicht aneinanderstoßend zu einer langen, meist etwas krummen, aber ziemlich breiten Straße zusammen.

Die Bakundu handeln zum Teil bereits ins Kalabar-Gebiet hinüber. Sie überschreiten damit nicht bloß eine politische, sondern auch eine viel interessantere sprachliche Grenze. Denn die

Kalabar-Leute gehören sprachlich bereits zu den Sudan-Negern. Obwohl die Bakundu somit auf dieser Seite Afrika's die nördlichsten Bantu-Neger zu sein scheinen, zeigen doch auch sie schon einige Übergänge in linguistischer Beziehung. Charakteristisch ist für die Bantu, daß sie die Sinnesmodifikationen der Begriffe, namentlich Singular und Plural, durch Vorsilben oder Präfixe ausdrücken, während wir Europäer und ebenso die Sudan-Neger hierzu Nachsilben gebrauchen. Wir sagen „Mensch“, „Menschen“, die Bantu würden ungefähr sagen „Mensch“, „Enmensch“. Auch im Bakundu gibt es schon Suffixe hiefür. Inun heißt „Vogel“ sowohl im Bakundu als auch im Dualla. „Vögel“ heißt im Dualla binun, im Bakundu aber inuni.

Die beiden wichtigsten Nachbarstämme der Dualla sind die Abo und die Wuri. Beide sprechen zwei vom Dualla und unter sich deutlich verschiedene Sprachen oder Dialekte.

Die Abo bewohnen das hügelreiche Palmenland des kurzen Abo-Flusses und reichen nach Ost und nach West bis an die Parallel-Flüsse von Wuri und von Balung oder Mungo. Den Mungo erreichen sie mit einem vorgeschobenen Posten in Bunin, von wo aus unsere Rebellen, die mit ihnen gegen King Bell verbündet waren, längere Zeit eine Flußperre unterhielten. Ihre vornehmsten Häuptlinge sind Leoa in Manduka, Kotto in Mangamba, Muelle in Miang und Glembe in Dapaki. Dann wird auch noch als solcher ein gewisser Essussua genannt, der am weitesten unten, in der Nähe von Dibumbari, hausen soll.

Der bedeutendste unter den vieren ist Leoa von Manduka, der deshalb auch „King Abo“ genannt wird. Dieser Leoa ist derselbe gefährliche Mann, der im Vereine mit Muelle von Miang seinerzeit versucht hat, unseren Admiral Knorr samt dessen ganzem Stabe, zu dem auch Schreiber dieses gehörte, mittels eines quer durch den Fluß gezogenen Zaunes abzufangen. Sein Hauptärger, an dem er schon lange krankte, war der Niedergang seines ehemals blühenden Handels in Palmöl und Palmkernen, die er aus dem Hinterlande bezog und an die Dualla verkaufte, und die Schuld daran war kein geringerer als unser getreuer King

Bell. Dieser hatte nämlich am Mungo- oder Balung-Fluß, der dem Ubo kaum zwanzig Kilometer westlich parallel läuft, seine Handelsstationen bis zum Ende der Schiffbarkeit emporgehoben und bezahlte dort so gute Preise, daß die Produkte des Landes zwischen den beiden Flüssen, die bisher dem Leoa gebracht worden waren, sich naturgemäß dem Bell zuwandten. Durch die Admiral Knorr bereitete Verlegenheit, die aber glücklich beseitigt wurde, glaubte der geifernde, boshafte Negergreis ein Handelsverbot gegen King Bell erpressen zu können.

Der Muelle von Miang schien ein ähnlicher Herr zu sein. Kotto von Mangamba aber, ein jüngerer, der Zivilisation mit einer gewissen Eier entgegenstrebender Emporkömmling, war uns bei derselben Gelegenheit sogleich ein biederer Vasall geworden und ist es auch wohl geblieben. Kotto behauptet, daß ihm folgende Dörfer unterthan seien: Bonambulle, sein Residenzdorf, dessen Gau Mangamba heißt, dann Bonakwas, das unweit davon auf einem Hügel dicht am Flusse liegt, Singaduttu, Bonaiang, Bonakó, Fiko, Kuná, Mukuma. Solche Mitteilungen über die eigene Macht und Größe afrikanischer Potentaten sind indeß immer mit Vorsicht aufzunehmen. Kommt man zum Häuptling von Singaduttu, so behauptet dieser vielleicht ein umgekehrtes Verhältnis, nämlich, daß der Kotto zu ihm gehöre.

Die Wuri, welche die Ufer des gleichnamigen Flusses bewohnen, stehen unter zwei Oberhäuptlingen namens Stuka (auch King Tofa genannt) und Koamakembe. Dem Koamakembe sollen die Dorfschaften Bonakó (vergl. Kotto's Besitzangaben), Sika-buniu und Bonamenge gehören; dem Stuka gehört Kumang. Hugo Zöllner hat sie näher kennen gelernt; auch sie haben später mit uns Verträge abgeschlossen.

Während die Ubo sich am liebsten hoch oben auf Hügeln ansiedeln, sollen die Wuri ihre Dörfer unten in dem weiten Fundationsbett bauen und alljährlich viel von Überschwemmungen leiden. Zur Regenzeit soll zeitweise jedes der Wurihäuser eine Insel sein. Von ihnen stammt denn auch wohl der bei den Dualla übliche, aber dort fast nie motivirte Baustil,

die Häuser auf meterhohen, künstlichen Plattformen zu errichten. Und von ihnen stammen auch wohl die häufig den Kamerun-Fluß herabschwimmenden, alles verpestenden Menschenleichen; denn wenn jedes Haus eine Insel ist, werden die Toten einfach über Bord geworfen. Die Wuri haben große Kanuus, wie die Dualla, die Abo jedoch haben keine und können nicht einmal schwimmen. In Abo und Wuri gibt es viel schöne, glatthaarige Schafe.

Oberhalb Zerulabakum, der letzten Dualla-Siedelung, die unweit des Zusammentreffens der Flüsse Wuri und Abo liegt, sind rechts vom Abo die *Jabiang* unter den beiden Häuptlingen *Mateffe* und *Epupansum* und links davon ein verstecktes Dorf der *Koko* oder *Kwakwa*, namens *Difongo*, deren Hauptmasse nahe der Kamerun-Mündung in der Gegend von *Malimba*, am *Kwakwa*, sitzt, als kleinere ethnographische Bruchstücke eingestreut. Noch ungefähr zwanzig Kilometer oberhalb, mitten im Abo-Land, stößt man auf die Handelsstation *Mussoko*, die von *Daido*-Leuten, also echten Dualla, unterhalten wird. Hinter den Wuri sitzen die *Budiman*, die *Endokoko* und schließlich die *Baiong*. Hinter den Abo folgen zunächst die *Missurukang*.

Nicht zu vergessen sind ferner die Leute von *Dibumbari* und *Bumano*, die als ganz nahe Nachbarn der Dualla links von den verschiedenen Wasserwegen, welche nach Abo führen, und noch im Bereiche oder hart an der Grenze des Mangrove-Labyrinthes wohnen. Es muß eine ganz geringfügige Volksgruppe sein. Doch machen sie durch ihre ewigen Handelszwiste mit den Dualla viel von sich reden. Dualla-Verbrecher flüchten am liebsten nach *Dibumbari* oder *Bumano*.

Kehren wir nun wieder zum Kamerun-Haff zurück. Von dem Ankerplatz desselben, der für die größten Schiffe zugänglich ist, soll eine Dampfbarke bis zum *Kwakwa* und dessen Ortschaften, für welche der Kollektivname *Bakoko* gilt, (wahrscheinlich mit Hilfe des Flutstroms) fünf Stunden brauchen, und vom *Kwakwa* bis zum *Edea*-Fluß soll die Entfernung ebenso weit sein. Am *Kwakwa* regieren zwei *Kings*, zuerst *Kalaki*, dann weiter oberhalb *Toko*. Der *Dibamba* oder *Lungasi*, wie er an

seinem unteren Ende heißt, soll des ganzen Kamerun-Systems längster Fluß sein. Man erreicht ihn, indem man durch den Doktor-Krif geht und eine Nacht in Zapuma schläft. Vom Kwakwa wurde behauptet, daß es dort ungeheuer viele Kokospalmen gäbe, die niemand und allen gehörten, seitdem die eigentumsberechtigten Familien infolge von Krieg vernichtet worden oder geflüchtet seien.

Westlich von Zapuma am Lungasi-Fluß sitzen die Bassá, welche die früheren Bewohner der eigentlichen Kamerun-Ortschaften sein sollen, erst durch die Einwanderung der Dualla nach dem Binnenlande zurückgedrängt. Dort in der Nähe liegen dann auch die Dörfer der Jabakalafi und der Jansofi. Die oberen Lungasi-Leute sollen vom Handel so wenig beeinflusst sein, daß sie noch völlig nackt gehen.

Die genannten Völkerstämme umfassen ein halbkreisförmiges Gebiet, das kaum mehr als hundert Kilometer Radius hat, die Meeresküste als Halbmesser betrachtet. Was dahinter liegt, gehört bereits zu den Sabelländern. Nur durch Sklaven, die aus jener Richtung herkommen, kann man einige Andeutungen darüber erfragen. Die Sklaven der Kameruner pflegen sogar in Landsmannschaften sich zusammen zu thun, und so die Erinnerung an ihre Herkunft zu wahren. Derlei Vereinigungen scheinen auch bei ihnen leicht den Charakter geheimer Orden anzunehmen. So sollen die Baiong dem Kosso, die Makumfum dem Buä, die Baneng dem Dimbung huldigen. Die genannten drei Bezeichnungen hört man dann manchmal auch als die Namen von Lokalgottheiten nennen. Baneng soll im Innern von Dibamba, Baiong sehr weit gerade gegen Osten, Makumfum über Abo hinaus liegen, und zwar über nicht weniger als weitere drei Völkerschaften hinaus. In Baiong soll King Fomu herrschen. Wenn Sklaven dorthin zurücklaufen, werden sie einfach nochmal verkauft.

Das hier Borgebrachte will weiter nichts sein als eine flüchtige Skizze, ein grobgezogener Rahmen, in welchen künftige Forschungen noch manches Detail einzutragen haben werden. Mit Absicht habe ich die mancherlei Völkerschaften des Südens, wie auch

den von Hugo Zöller aufgefundenen Moania-Fluß unberührt gelassen, weil ich selber niemals in jenen Gegenden gewesen bin. Es sind dort noch Entdeckungen zu machen. Möge dem Reiz des so nahe winkenden Geheimnisvollen der Preis wirklicher Werte folgen. Wenn irgendwo in Afrika, berechtigt gerade dort unsere Unkenntnis zu Hoffnungen. Die vulkanische Natur des Bodens, die Sicherheit uner schöpflicher Regennengen, namentlich aber auch die jungfräuliche und noch erziehungsfähige Ursprünglichkeit der eingeborenen Bevölkerungen: Das sind drei Faktoren, die Günstiges versprechen, ohne daß dabei die große Sünde eines leichtfertigen Optimismus allzusehr gefürchtet zu werden braucht.

In dem Vorstehenden sind unsere neuen Vaterlandsgeossen des Kamerun-Gebietes gruppenweise einer flüchtigen Betrachtung unterzogen worden. Es bleibt jetzt die Frage zu beantworten: Durch welchen staatsrechtlichen Vorgang haben wir dieselben gewonnen? Bekanntlich durch Abschließung von Verträgen, über deren moralischen Wert schon manche Zweifel erhoben worden sind.

Man stößt bei uns oft auf die Meinung, daß Verträge mit Negerpotentaten sehr wenig ethische Bedeutung hätten, ja eigentlich eine Frivolität seien. Dem ist jedoch Folgendes entgegenzuhalten. Geschriebenes respektierte der Neger von jeher als etwas heiliges, unheimliches, das eine gewisse Macht über ihn auszuüben imstande wäre, falls er sich dagegen versündigte. Wie wir noch sehen werden, beruht der ganze Handel Westafrikas auf geschriebenen Anweisungen. Daß solche Augenblicks-Dokumente, die im Neger-Englisch book, im Dualla kaladi (wahrscheinlich das portugiesische carta) im Angola mukanda (Haut, Papier) heißen, gefälscht werden, kommt verhältnismäßig selten vor. Auf derartige Erschütterungen des gerade in Afrika so ungemein nötigen Vertrauens stehen schwere Strafen. In der Kongo-gegend sollen noch vor nicht sehr langer Zeit Boof-Fälschern beide

Hände abgehackt worden sein und zwar nach einheimischem, von den Häuptlingen ausgeübtem Rechtsgebrauch.

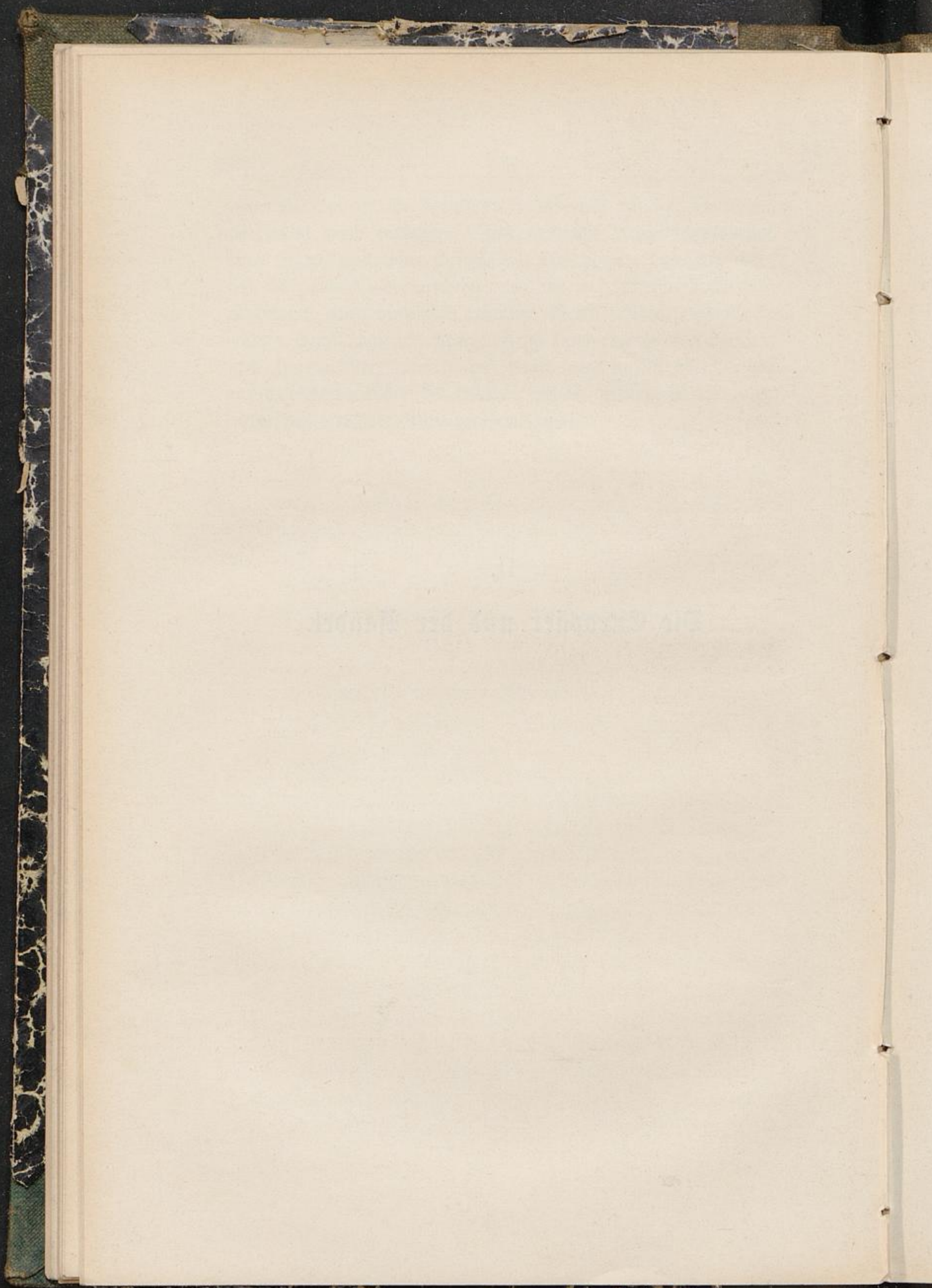
Soviel bloß über die Hochschätzung von Geschriebenem überhaupt. Wie nun wird ein Staatsvertrag mit Regier-Potentaten angefertigt? Man schreibt zuerst auf schönem weißem Papier womöglich von richtigstem Kanzleiformat in so und so viel Paragraphen einen Text, der möglichst bündig alle Hauptpunkte enthält, über die man sich vorher mit vollster Deutlichkeit geeinigt hat. Bei längerer Übung bildet sich hiefür, immer mehr verbessert, zugefeilt und geglättet, eine Schablone heraus, die sich auf die meisten Fälle anwenden läßt. Dann zirkelt man unter dem Datum zwei oder mehr senkrechte Reihen ab für die zu unterzeichnenden Namen. Links in der ersten senkrechten Reihe kommt der Name des King oder Oberhäuptlings zu stehen, darunter in der Folge des Ranges die der übrigen „Chiefs“ oder „Headmen“. Rechts unterzeichnet der europäische Vertrag-Schließer samt seinem Dolmetsch und sonstigen Parteigenossen. Da die betreffenden Potentaten nur ausnahmsweise selber ihren Namen schreiben können, so thut das der Vertrag schließende Europäer und jene müssen an ihre Namen, entweder vornehin oder hinten oder, wenn derselbe aus zwei Worten besteht, zwischen hinein je ein Kreuz malen, und da selbst dieses kleine Kunststück oft nur schlecht gelingen möchte, so führt am besten der Europäer die Feder und läßt den jeweilig Aufgerufenen bloß die Spitze des Federhalters berühren, während er das Kreuz hinmalt. Man denke nicht, daß dieser Akt leicht genommen wird. Gewöhnlich herrscht dabei eine feierliche Stille; nicht selten zögert der Aufgerufene seine Finger an das Tinten-Instrument zu legen, und fragt erst noch um dieses oder jenes, ehe er sich dazu entschließt. Derlei Schriftstücke werden gewöhnlich doppelt ausgestellt und doppelt von allen Beteiligten unterschrieben. Ein Exemplar behält der Oberhäuptling, auf daß er es überall vorzeigen und kontrolliren lassen kann.

Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß ohne Geschenke irgend ein Vertrag niemals zu stande kommen dürfte. Aber ohne solche

materielle Beweise des Wohlwollens läßt sich mit den Afrikanern überhaupt nicht verfahren. Jeder einfache Freundschaftsbesuch eines Häuptlings kostet Geschenke. Das hindert durchaus nicht, daß die dabei niedergeschriebenen und unterschriebenen Abmachungen einen bindenden ethischen Werth besitzen. Es ist ein wahres Glück, daß die Neger bei all ihrer eigenen Verlogenheit noch so viel Vertrauen in das Wort, namentlich aber in das geschriebene Wort des Weißen haben, und wehe dem, der dieses heilsame Vertrauen zerstören wollte.

II.

Die Europäer und der Handel.



Englische und deutsche Firmen. C. Woermann. Janken und Thormählen. Court of Equity. Missionare und Forscher. Die Baptist Missionary Society, ihre Anmaßungen und geringen Erfolge. Nachbar-Missionen. Die beiden Schweden Knutson und Waldau. Herr Rogozinsky. Ausführ-Produkte. Betrag des Exports. Mannigfaltigkeit der europäischen Waaren. Handelstechnik. Was heißt Tauschhandel? Kamerun-Baluta. Englisches Geld. Aufrechterhaltung eines gewissen Tarifs. Ungleichheit der Maße bei den Eingeborenen. Das Handels-Monopol der Häuptlinge. Trust, Small Book und Dasch. Stoppage of Trade. Kumi. Dampfer-Verbindungen und Hafen-Verhältnisse. Schwarze Lootsen. Die Kru-Jungen und ihre Löhne. Afrá-Leute. Die Dualla als Arbeiter. King Mangro. Die Agenten und die Angestellten. Gehälter. Faktorei-Leben. Über den Umgang mit Negern. Festliche Diners und Verdauungsstörungen. Palmoil-Chop und Ziegenfleisch. Teuer und schlecht. Konserven. Afrikanische Früchte. Gartenkunst. Die Gefahren des Klimas. Das Fieber und seine Wahrscheinlichkeiten. Perniziöse Fälle. Hautkrankheiten. Syphilis. Schlechte hygienische Bedingungen. Nächtliches Ungeziefer.

In Kamerun sind sieben englische und bloß zwei deutsche Firmen thätig. Doch haben die beiden letzteren so erfolgreich gearbeitet, daß sie schließlich ungefähr eben so viel Geschäfte machten, wie die sieben ersteren zusammengenommen. Freilich in früheren Zeiten, bis vor zehn Jahren etwa, war das Verhältnis weniger günstig für uns. Damals herrschten, wie überhaupt allerwärts in Westafrika, die Engländer nicht nur in der Firmen-zahl, sondern auch im Betrage der Umsätze vor.

Ehe es ein Deutsches Reich gab, galten die deutschen Kaufleute bei den Eingeborenen als eine Art Engländer zweiter Klasse und mußten es sich gefallen lassen, demgemäß etwas schlechter behandelt zu werden. Seitdem nun die Schwarzen erfahren haben, daß auch der „King of Hamburg“ Kriegsschiffe

und Kanonen besitzt, ist das anders geworden; ja manche hervorragende Intelligenzen unter ihnen sind in ihrer Erkenntnis bereits an der Thatsache angelangt, daß der „King of Hamburg“ nur ein Unterhändler des „Emperor of Germany“ ist.

Die ersten Europäer waren natürlich auch hier, wie schon der Name „Kamerun“ besagt, die Portugiesen. Von dieser kleinen Großen Nation ist heutzutage in Kamerun außer dem angedeuteten und einigen anderen etymologischen Überbleibseln keine Spur mehr vorhanden. Ebenso wenig ist heutzutage vom Sklavenhandel, der auch hier wie überall an der westafrikanischen Küste den Anfang europäischer Interessen bildete, etwas wahrzunehmen. Die Portugiesen wurden in scheinbar friedlichem Wettkampf vertrieben von den Engländern und mit den Engländern kamen die Deutschen.

Nachdem die Firma C. Woermann bereits 1852 in Liberia und 1862 in Gabun sowie in Eloby und in Batanga Faktoreien errichtet hatte, wurde im Jahre 1868 von derselben Firma eine weitere Faktorei in Kamerun angelegt, und zwar unter Leitung des Herrn Johannes Thormählen, des späteren Gründers der Firma Janzen u. Thormählen. Derselbe vertrat die Firma C. Woermann in Kamerun bis zum Sommer 1874.

Noch vor zwanzig Jahren muß die Stellung der europäischen Kaufleute, namentlich aber der deutschen, dem unverschämten Hochmut der Kameruner gegenüber zuweilen eine recht unerquickliche gewesen sein. Herr Johannes Thormählen weiß davon zu erzählen, und es ist lebhaft zu bedauern, daß dieser erfahrene Afrikaner seine Aufzeichnungen, die sicherlich mehr Interessantes und mehr Gediegenheit enthalten als gar viele Erzeugnisse unserer modernen Afrika-Literatur, noch immer nicht der Öffentlichkeit übergeben hat.

Bis zu unserer Besitzergreifung übte England, dessen große Verdienste um die Ordnung und Sicherheit ferner Küsten man niemals vergessen sollte, in der Person des „Her British Majesty's Consul for the Bights of Benin and Biafra“ auch in Kamerun

eine Art internationaler Gerichtsbarkeit aus¹⁾. An dem im Jahr 1856 gegründeten Cameroon's Court of Equity zum gütlichen Ausgleich von Streitigkeiten beteiligten sich ursprünglich nicht bloß sämtliche Hauptagenten der angefahrenen Firmen, sowie das Oberhaupt der Baptisten-Mission, sondern auch die beiden Kings Bell und Akwa, deren beide Headmen Lock Priso und Jim Ikwalla und die zwanzig bis dreißig hervorragenderen Häuptlinge. Den Vorsitz führte ein frei gewählter, gewöhnlich der älteste europäische Hauptagent, und jeden Monat einmal sollte Sitzung gehalten werden. Von Zeit zu Zeit kam auf seinem Kriegsschiff der englische Konsul, um nachzusehen und schwierigeren Fälle, die der Court of Equity nicht bewältigen konnte, unter dem Druck der bewaffneten Macht selber zu schlichten.

Selbstverständlich mußte es Angehörigen anderer Nationen oft schwer fallen, mitten in einer englischen Majorität solcher Gewaltsausübung sich zu entziehen und stets zu vermeiden, daß sie nicht zu „Schützlingen“ wurden. An dem Court of Equity brauchten unsere deutschen Kaufleute durchaus nicht teil zu nehmen, wenn sie nicht wollten. Aber man stelle sich ihr Verhältnis zu den Eingeborenen vor, wenn sie als Minorität außerhalb der Rechtswohlthat desselben blieben. Herr J. Thormählen hat allerdings einer derartigen Isolierung Jahre lang getrotzt, was jedoch nur bei besonderer Geschicklichkeit im Umgang mit Negern gelingen konnte.

Den Kaufleuten folgten die Missionare und diesen die Forscher. Zur Zeit unserer Besitzergreifung waren in Kamerun, einschließlich Bimbia und Viktoria, folgende Gruppen von Europäern vorhanden:

1. Die deutschen Kaufleute, etwa zwanzig Personen. 2. Die englischen Kaufleute, etwa dreißig Personen. 3. Die englische Baptisten-Mission, vertreten durch fünf Personen rein europäi-

¹⁾ Her British Majesty's Consul for the Bights of Benin and Biafra hatte seinen Wohnsitz früher auf der spanischen Insel Fernando Po, später siedelte er nach Duketown am Old Calabar über.

fcher Rasse, drei Herren und zwei Damen. 4. Die schwedische Expedition Knutson und Waldau, zwei Personen. 5. Die Expedition Passavant aus Basel, zwei Personen. 6. Die polnische Expedition Rogozinsky, gleichfalls zwei Personen. Zu diesen sechs Gruppen, von denen übrigens die beiden letzteren wieder in Europa sich befinden, kamen dann noch zwei weitere, nämlich: 7. Die Mannschaften des jeweilig stationirten deutschen Kriegsschiffs mit einem Bestand von durchschnittlich zweihundert Personen. 8. Die deutschen Regierungsbeamten, vier Personen.

Über die Wirksamkeit der Kaufleute als des Hauptstocks der europäischen Interessen wird etwas ausführlicher zu berichten sein. Diesen Hauptgegenstand wollen wir deshalb bis zuletzt verschieben, um vorher die anderen Gruppen einer flüchtigen Musterung zu unterziehen und zwar zunächst die der englischen Missionare als der zweitwichtigsten Körperschaft älteren Datums.

Die im Jahre 1843 von Fernando Po aus in Kamerun eingedrungene Baptist Missionary Society, welche 1792 gegründet und außer in England auch noch in Ost- und West-Indien, China und Japan, am Kongo und auf dem Europäischen Kontinent thätig ist, besitzt oder besaß im Kamerun-Gebiet folgende zehn Stationen:

1. Bethel in John Anguataun; 2. Dikolo in Black Akwataun; 3. Belltown Station in Belltaun; 4. Mortonville in Hickorytaun; 5. Gibaré Station in Gibaré; 6. Dibumbari Station in Dibumbari; 7. Viktoria am Fuße des Berges; 8. Bonjongo oberhalb Viktoria am Abhang des Berges; 9. Bakundu am Mungo-Fluß; 10. Malimba an der gleichnamigen Mündung des Edea-Flusses.

Von diesen zehn Stationen waren zur Zeit unserer Besitzergreifung bloß zwei, nämlich Bethel und Viktoria mit je einem weißen Missionar und einer weißen Missionarin besetzt. Die betreffenden Personen wären aber nicht etwa mit einander verheiratet; allerdings das Pärchen von Viktoria soll sich später verlobt haben. In der Belltaun-Station, die ich nach den Kriegs-

läuften selber bewohnte, hauste gleichfalls ein echter Weißer, jedoch noch ganz einsam, weshalb ihm demnächst eine weiße Gattin, die er indeß gar nicht kannte, hinausgeschickt werden sollte. Bakundu, der am weitesten nach dem Inneren vorgeschobene Posten, wurde von einem Mulatten-Ghepaar aus Illinois verwaltet. Bonjongo und Malimba waren augenblicklich offen gelassen und unbefestigt. Die übrigen Stationen standen unter der Obhut von Negern.

Viktoria, gegenwärtig Hauptstz, war bis vor Kurzem noch ein höchst originelles kleines Staatswesen, das zu allerhand völkerrechtlichen Betrachtungen Anlaß gab, eine Art Liliput-Kirchenstaat, despotisch nach innen und lächerlich trotzig nach außen.

Im Jahre 1858 war das betreffende Stück Land durch den Missionar Safer im Namen der Baptist Missionary Society dem King William von Bimbia, dem Häuptling Dick Merchant von Dikullu und dem Prinzen Nako von Dualla um den Preis von angeblich 2000 Pfund Sterling in Waaren abgekauft und Viktoria darauf angelegt worden. Nach historischem Recht war und blieb King William von Bimbia Souverän der ganzen Bergküste, und die Bergbewohner waren von je, wenigstens handelspolitisch, seine Vasallen. Im Jahre 1855 hatte ihn sogar gelegentlich eines Vertrages der damalige stellvertretende englische Konsul von Fernando Po als „rightful King and Ruler of all the mainland and islands extending from Bimbia to Rumby“ offiziell anerkannt¹⁾. Den Boden von Viktoria hatten die Baptisten also bloß privatrechtlich gekauft. Stillschweigend hatten sie sich aber auch die Souveränität darüber angemacht, die nach der Ermordung des King William 1877 überhaupt in Vergessenheit geraten war.

Die gedruckten „Rules and Regulations“ des „Viktoria Settlement“ sind ein ergötzliches Dokument, wie weit man die naive Anmaßung treiben darf, bis man eines schönen Tages darin

¹⁾ R. F. Burton, Abeocuta and the Cameroon mountain Vol. II. p. 51.

gestört wird. Erst die deutsche Besitzergreifung in Kamerun hatte mittels eines nahe liegenden Zusammenhangs die Hissung der englischen Flagge in Viktoria zur Folge. Bis dahin war Viktoria thatächlich sich selbst souverän gewesen, weil niemand das kleine Ding beachtete, und nur uns ist es zuzuschreiben, daß die schöne Idylle pfäffischen Regiments durch den englischen Konsul am 12. August 1884 auf immer beendet wurde.

Der eigentliche Beherrscher von Viktoria war und blieb indessen ein alt ehrwürdiger Neger-Gentleman mit weißen Haaren, Mister Brew nämlich, der auf den ersten Anblick einen überraschend günstigen Eindruck macht. Doch hat auch er so manchen perfiden Gewaltakt aus Schacher-Interessen auf seinem schwarzen Gewissen.

Schlau wie sie sind machten die Engländer um die nämliche Zeit herum den Versuch, das oben erläuterte Verhältnis der Souveränität sogar auch noch umzukehren, indem sie die Bimbia-Leute, die bereits deutsch geworden waren, zu einem Palaver nach Viktoria vorluden, damit es den Anschein habe, als ob diese zu Viktoria gehörten. Aber die Bimbia-Leute gingen doch nicht hin.

Wenn man in Viktoria erhebliche Resultate einer ungestörten fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit englischer Missionare zu finden erwartet, wird man sich getäuscht fühlen. Eine geradlinige Straße, die durch ihren verlotterten Zustand an die Negerresidenz Monrovia erinnert, etwa zwanzig Hütten mit verwahrlosten Gärten, ein größeres Bethaus und ein größeres ziemlich stattliches Wohnhaus für die Missionare selbst bilden zusammen ein nettes kleines Dörfchen, das der schönen Gegend zum Schmuck gereicht, aber für das viele Geld, womit es hergestellt ist, doch eigentlich keinen Gegenwert abgibt. Die schwarzen Untertanen des niedlichen Kirchenstaates, die aus Kamerun, Fernando Po und sogar auch aus Angola zusammengemischt sind, bauen etwas Kakao und treiben einen schwunghaften Zwischenhandel mit den Bakwiri einerseits und der deutschen Woermann-Faktorei, die in Viktoria besteht, andererseits. Am

Sonntag einen Nagel einzuschlagen oder mit einer Flinte über den Strand zu gehen, zieht dort schwere Strafen nach sich. Überhaupt heißt es in Viktoria fromm sein, und auch der deutsche Faktorst mußte an Sonntagen zweimal zur Kirche gehen und Baptistenlieder singen, wollte er seine Stellung nicht allzu unerquicklich machen.

Von den Kirchenliedern der Baptisten ist schwer zu sagen, ob sie sich mehr durch Albernheit des Textes, Geschmacklosigkeit der Melodien oder Scheußlichkeit des Vortrags auszeichnen. Man merkt es ihnen an, daß sie demselben unheimlichen Sumpf englischer Religiosität angehören, dem auch die duftige Blume „Heilsarmee“ entsprossen ist.

Die Erfolge dieser Baptisten-Mission sind überhaupt gering. Die Kopfszahl ihrer Gemeinden im ganzen Kamerun-Gebiet dürfte die Ziffer 1000 nicht übersteigen, und selbst unter diesen dürften wahre Christen allerseitsstenste Ausnahmen sein. Von dem ganzen Christentum pflegen die Schwarzen gewöhnlich nur den englisch-christlichen Sonntag, jene schöne Institution, die das angenehme Faulenzen auch noch mit dem Nimbus einer verdienstlichen Tugend umgibt, voll in sich aufzunehmen und zu begreifen. Und von jener widerwärtigen Scheinkultur, die den Viktorianern durch die Baptisten zu teil geworden ist, besteht ein Hauptfaktor in einer höheren Begabung zur Schlechtigkeit. Gerade diesen sogenannten Christen sind alle möglichen Schandthaten zuzutrauen. Wo es ihnen nicht paßt, zu gehorchen, thun sie eben doch was sie wollen, trotz aller sonstigen Despotie der Missionare, welche dann bloß der Vorwurf trifft, daß sie in den Negergemütern so viel Hochmut und Dreistigkeit großzogen, als zum Zustandekommen der Schandthaten eben notwendig war.

Die Neger zur erspriesslichen Arbeit zu erziehen lehnen die Baptisten naserrümpfend als etwas ihrer Unwürdiges ab. Dagegen begünstigten sie von jeher die Gelüste der Neger nach Anknüpfung direkter Handelsverbindungen mit Europa, die freilich wegen Mangels an Kredit nicht zustande kommen wollen. Welch profane Vorsicht! Die europäischen Kaufleute an der Küste sind

den frommen Glaubensaposteln und ihrer Herrschsucht stets ein Dorn im Auge. Daher ihr ewiges Altweibergezänk. Abgesehen von einer Art Schule, in der etliche Kinder lesen und schreiben lernten, um es danach schleunigst wieder zu vergessen, bestand ihre Thätigkeit in zelotischen Predigten, im Hersagen von Gebeten und im Ableiern von Kirchenliedern. Eine angenehme Ausnahme hievon bildeten allein die Missionarinen, welche Unterricht in weiblichen Handarbeiten bis zum Gebrauch der Nähmaschine gaben.

Dazu kam noch, daß das heimische Komitee in London seit mehreren Jahren sein Hauptaugenmerk und seine Hauptkräfte an Personen und Geld auf den Kongo geworfen hatte und demzufolge das früher viel besser gepflegte Kamerun-Gebiet mehr und mehr vernachlässigte. Die Kamerun-Missionen gerieten sichtlich in Verfall. Was an rein europäischen Baptisten-Missionaren im Kamerun-Gebiet noch vorhanden blieb, waren zwei junge Bursche, von denen der Höhere im Range kaum 20, und der zweite kaum 25 Jahre zählte. Man würde sie bei uns als Sekkapläne bezeichnet haben und nur in den intellektuellen Fähigkeiten schien zwischen beiden ein Unterschied zu bestehen. Zum Glück hat sich das schon damals entstandene Gerücht, daß seitens des Baptisten-Komitees in London die Absicht gehegt werde Kamerun ganz zu räumen, wenn die damals noch unglaublich scheinende Thatsache unserer Besitzergreifung unerschüttert bliebe, bestätigt. Auch Viktoria ist uns noch zugefallen, was politisch, dank den Verhandlungen des Grafen Herbert von Bismarck mit Gladstone, bereits im März 1885 zugesichert und nur von einer privatrechtlichen Abfindung der Baptisten für ihre Liegenschaften durch Geld abhängig gemacht worden war. Selbstverständlich forderten dafür die bescheidenen Jünger Christi eine unverhältnismäßig hohe Summe. Daß die englischen Baptisten-Missionare sich von unserm Kamerun-Gebiet zurückziehen möchten, war nicht bloß aus politischen Gründen wünschenswert, sondern namentlich auch deshalb, weil sie überall die besten Punkte für dominirende Gebäude in Beschlag genommen hatten.

Nach Nordwesten zu, im benachbarten Kalabar, beginnt das

Gebiet der „United Scotch Presbyterian Mission“. Nach Süden zu, von Benito an, sind die nächsten Missionare anderer Art, teils nordamerikanische Presbyterianer, teils französische Jesuiten der „Congregation du Saint Esprit et du Sacré Coeur de Marie“, deren Hauptstation in Gabun ist.

Zwei ganz ausgezeichnete Männer scheinen die beiden Schweden Knutson und Waldau zu sein, die schon seit 1883 in Mapania, hoch oben am Südabhang des Gebirges, ein idyllisches Naturforscher-Dasein führen, sammelnd, handelnd und jagend. Nur mit bescheidenen Mitteln ausgerüstet haben sie, ohne Lärm zu schlagen, viel mehr geleistet als alle die anderen sogenannten wissenschaftlichen Expeditionen, die dasselbe Gebiet sich zum Ziel gesetzt hatten, und müde der ewigen Bosheiten, die sie seitens der baptistischen Viktoria-Republik erdulden mußten, haben sie sich schließlich unter deutschen Schutz gestellt und uns schon manchen wichtigen Dienst geleistet. Ihnen ist die Entdeckung und erste Ausbeutung der Kautschuklaine im Kamerun-Gebiet zu verdanken. Für solche ruhig und sicher arbeitende Männer kann man nur die größte Sympathie empfinden. Im Anfang waren sie zu dritt; doch ist der dritte Gefährte am Fieber gestorben und hat somit den traurigen Beweis geliefert, daß auch in der hohen Bergregion die Gewähr eines gesunden Klimas nicht ohne Weiteres gegeben ist¹⁾.

Berühmter, aber vielleicht minder nützlich, hausten als weitere interessante Fremdlinge auf dem Boden unseres Kamerun-Gebietes, auch schon seit 1883, die beiden polnischen Reisenden Rogozinski und Janikowski. Sie bewohnten die Insel Mondole und schienen

¹⁾ Den oben genannten beiden Schweden sind bald nach unserer Besitzergreifung weitere fünf Landsleute nachgefolgt, von denen auch schon wieder einer tot sein soll. Solche Thatfachen charakterisiren doch genugsam die immer wieder aufgetischten Behauptungen über das gesunde Klima hoher Lagen.

sich gleichfalls mehr reell produktiven als platonisch wissenschaftlichen Strebungen zugewandt zu haben.

Herr Rogozinski war nächst den beiden schwedischen Herren zweifellos der beste Kenner des Gebirges bis zu den Quellenregionen des Mungo-Flusses hinauf, also ein ziemlich wichtiger Mann, der uns viel hätte nützen können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, uns Schaden zu wollen. Seine Feindschaft war indeß weniger auf tiefere politische Motive zurückzuführen als vielmehr auf eine Abneigung rein persönlicher Natur gegen Herrn Schmidt, den Boermann-Agenten, der die ersten Schritte zur Deutschwerdung Kameruns mit unternommen hat. Herr Rogozinski machte sich bekanntlich nach unseren ersten Flaggenhissungen alsbald auf die Beine, um die Bergbewohner durch Verträge der kleinen britischen Kolonie Viktoria einzuverleiben. Da diesen Verträgen übrigens keine sonderliche staatsrechtliche Bedeutung innewohnte, haben sie auch nicht viel Schaden angerichtet.

Wenden wir uns nun dem für Kamerun und Westafrika überhaupt immer noch wichtigsten und deshalb einer ausführlicheren Beschreibung am meisten bedürftigen Gegenstande, dem Handel zu.

Weshalb begeben sich jährlich so viele Europäer nach jenen Gestaden, um sich dort auf lange Zeit dem beschwerlichen, an Unbequemlichkeit, Ärger, Fieber und sonstiger Mühsal so reichen Leben eines Faktors zu unterziehen? Das Hauptgeschäft früherer Zeiten, der Sklavenhandel nach Amerika hinüber, hat aufgehört, das Elfenbein wird in Afrika immer teurer, in Europa immer billiger und lohnt nicht mehr für sich allein. Die westafrikanische Küste würde also rasch verödet sein, wenn nicht als Ersatz für die beiden genannten Handelsartikel, namentlich den ersteren, neue Ausfuhrprodukte erstanden wären. Als solche sind zunächst hervorzuheben:

1. Das vor dreißig Jahren noch kaum bekannte Palmöl,

welches jetzt eine Hauptrolle spielt, nicht bloß für Kamerun und den Guinea-Golf überhaupt, sondern für die ganze westafrikanische Küste, soweit sie zwischen den Tropen liegt. Das ursprünglich lebhaft gelbrothe, mit der Zeit und unter dem Einfluß des Lichtes immer mehr bleichende Palmöl oder besser Palmfett, da es bei gewöhnlicher Temperatur halbfest bleibt, ungefähr so wie Talg, wird bekanntlich durch Erhitzen aus den faserigen Fruchthüllen der Ölpalme *Elaeis guineensis* dargestellt. In Kürbissen, Töpfen und Fässern verschiedenen Umfangs bringen die Eingeborenen diese wichtige Substanz nach den Faktoreien, wo sie nochmal in eigenen Kesseln geschmolzen und zum Transport nach Europa in größere Fässer umgefüllt wird. Sie hat die Bestimmung, uns Seife, Stearinkerzen, Maschinen- und Wagenschmiere sowie sonstige Artikel, die aus Fetten in größerem Maßstab gewonnen werden, zu liefern. Der Preis einer Kilogramm-Tonne Palmöl (1000 Kilogramm) ist innerhalb der letzten zwanzig Jahre von 38 auf 19 Pfund Sterling heruntergegangen. (Gegenwärtig, Januar 1887, 22 Mark pro Zentner.)

2. Palmkerne, die harten haselnußartigen Kerne der nämlichen Frucht, die man bis in die siebziger Jahre unbenuzt wegwurf. Diese Palmkerne erfordern ungemein viel Arbeit. Jeder einzelne muß aufgeklopft werden wie eine Haselnuß und ist kaum viel größer. Man denke sich den Aufwand von Kraft und Bewegung, bis eine Tonne Palmkerne, die in Europa mit 10 Pfund Sterling bezahlt wird, aufgeklopft ist. Das gibt ein Beispiel, wie bei den Negern Arbeitsleistungen nach zufälliger Lust und bloßer Gewohnheit, nicht aber nach ihrem wirklichen Werte zu bemessen sind.

3. Die dritte Rolle spielt indessen immer noch das Elfenbein. Nirgends an der westafrikanischen Küste sieht man so viele große, stattliche Zähne wie gerade in Kamerun. Hundertpfündige sind durchaus keine Seltenheit, und die ganz kleinen Zähne unter zehn Pfund, die an andern Plätzen die Hauptmasse ausmachen, kommen viel weniger vor. Während der Elfenbein-Export in Ostafrika schon längst abnimmt, ist er an der West-

küste noch immer im Steigen begriffen. Diese Thatsache dürfte dadurch zu erklären sein, daß es immer noch Länder gibt, die vom Handel der Europäer noch gar nicht drainirt sind und erst jetzt allmählig anfangen, ihre angesammelten Schätze nach den großen Verkehrswegen abzulassen. Auch sind die Zähne, die weit aus dem Innern kamen, in der Regel jahrelang aufgestapelt gewesen. Von den Stämmen des innersten Innern wird der Elefant zunächst seines Fleisches wegen erlegt und die Zähne haben zunächst bloß den Wert von Trophäen. Für das Kamerun-Gebiet kann dagegen aufs Bestimmteste angenommen werden, daß das Elfenbein aus der unmittelbar umgebenden Produktionszone stammt und meistens ganz frischen Datums ist. Die Elefanten kommen hier bis ans Meer herab, und die großen Wälder sind von ihren riesigen Fußstapfen zerwühlt, ungefähr so wie bei uns die Sauparks. Nach beinahe vierjährigem Bereisen von Afrika habe ich erst in Kamerun, und zwar auf dem Mungo-Fluß, einen lebenden Elefanten leibhaftig zu sehen bekommen und ein andermal durfte ich den frisch abgeschnittenen Kopf eines solchen, der unten bei Suellaba erbeutet worden war, konstatiren. Übrigens auch die Kameruner schießen auf die Elefanten schon des Fleisches wegen und würden sich durch gütliches Zureden allein sicherlich nie verstehen, etwa die jüngeren und die weiblichen Tiere zu schonen¹⁾.

4. Erst seit 1883, seitdem die beiden Schweden Knutson und Waldau im Kamerun-Gebiete wirtschaften, ist als Export-Artikel desselben auch *Kautschuck* zu nennen. Doch kamen davon bisher immer nur kleinere Quantitäten zu Markte. Der Kamerun-Kautschuck entstammt *Landolphia*-Arten.

5. *Kakaó*-Kerne kommen bisher bloß in Viktoria als Handelsartikel geringen Betrages vor. Das Pfund wird dort mit

¹⁾ Über den gegenwärtigen Stand der Elfenbeinfrage besitzen wir einen ausgezeichneten Aufsatz von Westendorp in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg 1878—79. Der gesamte Elfenbein-Konsum wird auf jährlich 800 000 Kilogramm = ungefähr 16 000 000 Mk. geschätzt.

vier Pence bezahlt. Auf der Nachbarinsel Fernando Po ist Kakao bereits seit Jahren ein ständiges Ausfuhrprodukt und soll dort zur Verladung sechs Pence das Pfund kosten, aber an Güte beträchtlich hinter dem gleichen Erzeugnis Venezuelas stehen.

6. Ebenholz, das gleichfalls bloß in geringeren Mengen und noch dazu in ziemlich schlechtem Zustand angeboten wird. Namentlich King Bell treibt oben am Mungo-Fluß eine arge Verwüstung unter den Ebenholzbäumen, die er möglichst geheim hält, damit die Weißen ihm keine Konkurrenz bereiten. Dabei wird natürlich das an sich kostbare Material durch negerhaft rohes und achtloses Verfahren beim Schlagen einfach verdorben.

7. Schließlich sei als weitere heimische Nutzpflanze auch noch die Kalabar-Bohne erwähnt, die Trägerin des in der Augenheilkunde geschätzten Phystiginin, die ja ihren Namen dem benachbarten Kalabar-Flusse verdankt. Auffallender Weise wurde mir einmal von einem Faktoristen ein Sack voll dieses interessanten Arzneistoffes zum Geschenk gemacht mit dem Bemerkten, es verlohne sich nicht mehr, derlei zu kaufen und nach Hamburg zu schicken.

Über die jährlichen Exportmengen der genannten Produkte liegen bloß für die drei ersteren und hauptsächlichsten einigermaßen zuverlässige Zahlen vor. In guten Jahren dürfte der mittlere jährliche Export an Palmöl 3000 Tons (= ungefähr 1 500 000 Mark), an Palmkernen gleichfalls 3000 Tons (ungefähr 750 000 Mark), an Elfenbein 12 bis 15 000 Pfund (ungefähr 120 000 Mark), in Summa 2 370 000 Mark betragen haben. Das ist, wie man sieht, nicht viel. Die benachbarten Flüsse Kalabar, Bonny und Niger sind in Bezug auf ihren Export weitaus bedeutender.

Von den sonstigen Artikeln Westafrikas, wie Wachs und Kopal, Felle, Erdnüsse, Sesam, ist in Bezug auf Kamerun nichts zu berichten. Sie fehlen entweder oder spielen doch keine Rolle.

Wie schon gelegentlich der Wohnverhältnisse unserer Dualla erwähnt wurde, hat der Handel ihnen bereits eine ganz stattliche Menge anständiger Bedürfnisse beigebracht. Die Mannigfaltigkeit der europäischen Waren, die wir ihnen liefern, ist denn auch ungemein viel größer als die der Produkte, die sie uns dafür zur Rinnesse zahlen.

Als bedeutendste, sowohl merkantil sowie auch vom Kulturstandpunkt durch stetig zunehmende Nachfrage wichtigste Ware stehen obenan:

1. Die Gewebe. Jener erste primitivste Zustand des nackten Wilden, auf dem die Bekleidung als bloßer Schmuck dem Körper angehängt wird, nicht als Schutz gegen äußere Unbilden, ist bei den Dualla längst überwunden. Dementsprechend findet man im allgemeinen viel bessere Zeug-Qualitäten vertreten als anderwärts. Ueberwiegend, ja fast ausschließlich, herrschen englische Baumwollentoffe. Unsere deutschen Firmen haben zwar in patriotischem Eifer auch manchen Versuch, die Erzeugnisse der vaterländischen Weberei-Industrie einzuführen, gemacht, aber wie es scheint, ohne nennenswerte Erfolge. England steht eben mit seinen großartigen Rohstoff-Bezugsmitteln und Fabrik-Anlagen unüberwindbar schon seit Jahrzehnten da. Zu den gangbaren Artikeln in Kamerun gehören sogar Seide und Sammet.

2. Fertige Kleidungsstücke. Vor allem sind gute, solide wollene Hemden begehrt, in Farben und Mustern, die durchaus nicht schreiend zu sein brauchen, dann leichte Jacken und Sommer Röcke, wie sie auch bei uns getragen werden. Uniformen finden wenig Anklang, ebenso wenig komplette Anzüge. Am wenigsten gehen Hosen. Für die dunklen Ladies der Missionsgemeinde sind Damengewänder mit Spitzen-Taille und langer Schleppe vorhanden.

Daß an den afrikanischen Küsten mit allem möglichen europäischen Schund Geschäfte zu machen seien, ist eine ebenso falsche als vielfach verbreitete Meinung. Am allerausichtslosesten wäre eine solche Spekulation bei den Kamerunern. Genommen wird alles, was man umsonst gibt, aber wirklichen Handelswert haben nur diejenigen Artikel, welche in die herkömmlichen

Schablonen passen. In den Faktoreien findet man nicht selten Maskengarderoben und anderen unnützen Trödel als Ladenhüter aufgestapelt. Höchstens zu Extrageschenken oder Dareingaben lassen sich solche außergewöhnlichen Dinge verwerten, wenn man sie nicht ins ferne Innere schicken kann. Höheren Potentaten, wie zum Beispiel King Bell, indischen Firlefanz anzubieten, wäre eine Taktlosigkeit. Durch den langen Verkehr mit den Europäern hat sich bei diesen ein ganz sicherer Instinkt ausgebildet, was bei uns für schicklich und würdig gilt. King Bell verehrte man einmal eine Seeoffiziersmütze, auf welcher vorne, über der Kokarde, sein Name „King Bell“ mit goldenen Lettern eingestickt war. Er ließ die Stickerei sofort heraustrennen und dann erst trug er die Mütze.

3. Kopfbedeckungen. Bloß unter dieser Rubrik geht auch Maskengarderobe, sofern sie kriegerischen Charakters ist. Denn obgleich der Neger für gewöhnlich, so zu sagen in Zivil, es vorzieht, barhäuptig herumzulaufen, zum Kampfe und um sich fürchterlich zu machen, fühlt er das Bedürfnis, sein Haupt mit möglichst bizarren Formen zu schmücken. Deshalb hat der Kameruner selber bereits seinen geflochtenen, mit Ziegenfell überspannten Kriegshelm erfunden, und deshalb auch seine Vorliebe für europäische Helme. Mitten zwischen diese martialischen Embleme mischen sich aber häufig genug die friedlichsten Gestalten unserer Putzmachereikunst, und damit kommt dann selbst bei dem sonst viel ernsteren Kameruner der Affe zum Durchbruch, was durchaus nicht darwinistisch gemeint sein soll. Außer gewöhnlichen Filz- und Strohhüten sieht man nämlich nicht selten auf dem wolligen Schädel eines Kamerun-Mannes ganz kleine Kinderhütchen mit bunten Bändern sitzen. Man denke sich so ein rohes, schwarzes Gesicht und darüber, schief auf den Scheitel gestülpt, so ein zartes Flitterding!

4. Regenschirme, gerade nicht mit der besten Seide, aber doch mit solidem Baumwollstoff überzogen, in Qualitäten, wie sie bei uns die anständigsten Menschen tragen können, sind für die Kameruner ein ebenso nützlicher als geschätzter Artikel.

Ich erinnere mich da eines eigenartigen, charakteristischen Anblicks, der mir gelegentlich eines größeren, mehrere Tage lang fortgesetzten Kanuu-Wettfahrens geworden ist. Trotz des strömenden Regens blieb der Ebbestrand bedeckt mit Zuschauern, die gierig das wechselnde Glück des Kampfes verfolgten, für ihre Freunde Partei nehmend. Hunderte von Menschen bewegten sich auf den nassen Schlamm- und Sandflächen hin und her, lauter halbnackte, nur mit dem Hüftentuch bekleidete, barköpfige Neger und Negerinnen; aber fast alle hielten dunkle europäische Regenschirme über sich ausgespannt, gerade so wie bei uns.

5. Schmucksachen, die in anderen Gegenden Afrikas doch oft so wichtig sind, spielen in Kamerun nur eine geringe Rolle und zwar fast nur zum Einkauf von Lebensmitteln. Perlen verschiedener Muster und billige Ohrringe sind namentlich eine beliebte Münze für Eier. Messingdraht geht in Kamerun gar nicht, soll dagegen in dem benachbarten Kalabar ein unentbehrlicher Artikel sein.

6. Feuergewehre. Als am 1. Dezember 1884 die rebellischen Jogh-Leute in einem langen, imponirenden Gänsemarsch über den weiten Ebbestrand heranmarschirt kamen, um in die Wörmann-Faktorei des Herrn Schmidt, in der ich wohnte, gewaltsam einzubrechen und eine Erpressung zu versuchen, zählte ich 300 Gewehre. Darunter waren nur etwa 200 gewöhnliche Vorderlader, theils Steinschloß, theils Perkussion; von den übrigen hundert mochten etwa 70 Snidergewehre, 20 Hinterlader anderer Arten, so auch sechs Mauser, und zehn Winchester Repeating Rifles mit je 17 Schuß sein. Dabei fehlte es durchaus nicht an Munition; bei manchem der kriegerisch aufgeputzten Feinde sah man Metallkartuschen duzendweise im Gürtel stecken. Daß neben den einheimischen Fetischmützen mit Feder schmuck auch preußische Pickelhauben und französische Kürassierhelme vorhanden waren, versteht sich von selbst. Zum Glück sind nun auch diese Kamerun-Neger nicht so fürchterlich, wie sie sich gerne machen möchten. Nach einigen Stunden wüsten Geschrei zog die drohende Heerschar unverrichteter Sache wieder ab und begnügte sich, auf dem Rück-

weg, den sie durch die Dorfschaften nahm, mittelst Abfeuerns der Gewehre in die Luft ihren Muth zu beweisen. Entgegen einer vielfach verbreiteten Annahme muß ich indessen betonen, daß es auch unter den Dualla einzelne recht gute Schützen gibt. Manga Bell sah ich einmal ein schwimmendes Krokodil erlegen, wobei er an Sicherheit, Gewandtheit und Schnelligkeit des Zielen's durchaus nichts zu wünschen ließ.

Die alten Steinschloßmusketen, die heutzutage in gewissen Fabriken Belgiens und Englands für den afrikani'schen Bedarf noch immer neu angefertigt werden, hatten also bereits angefangen, unseren Dualla-Leuten ein überwundener Standpunkt zu sein. Nur als Handelsartikel für die „Buschleute“ des Inneren wurden dieselben noch immer begehrt. Man unterscheidet von den Steinschloßmusketen zwei Sorten, „Danish Black Guns“ und „Bucaneer Guns“, deren Preis sich in Belgien auf sieben bis neun Franken stellt. Die Waffe des gemeineren Dualla-Mannes waren zur Zeit unserer Besitzergreifung größtentheils Perkussionsgewehre mit Zündhütchen. Den Vornehmeren galten nur mehr Hinterlader oder siebzehnschüssige Winchester-Repetirgewehre als standesgemäß. Unter den gewöhnlichen Hinterladern waren neben den englischen Sniders namentlich auch sogenannte „Albini Marbutt Rifles“, ein jenem ähnliches System, beliebt. Durch Admiral Knorr wurde ein Verbot aller Nichtvorderlader erlassen und vom Gouverneur später auf immer bestätigt. Während deshalb die verschiedenen dazu gehörigen Metallkartuschen als Handelsartikel fortan verschwinden müssen, haben dagegen Zündhütchen und Pulver ihre bisherige Bedeutung sich erhalten oder vielleicht selbst erhöht.

7. Nahrungsmittel. Da die Duallaleute nicht mehr genügend Feldbau betreiben, um ihre Ernährung selber zu decken, haben sie angefangen, sich einen Teil ihres Lebensunterhalts auf dem Wege des Handels mit den Europäern zu verschaffen. Zwieback und Reis, getrocknete Fische und Salzfleisch sind deshalb gleichfalls Faktorei-Artikel. Vier runde Zwieback'scheiben, „Biskuits“ genannt, enthalten ungefähr ein Pfund lufttrockenen Stärkemehls.

8. Salz, ein sehr wichtiger Artikel, der für ein Staatsmonopol passen möchte. Die an der westafrikanischen Küste gangbare Dualität entspricht ungefähr unserem Viehsalz. Ein natürliches Vorkommen dieses Lebensbedürfnisses scheint im Kamerungebiet ausgeschlossen, und Meerwasser abzdampfen, dazu sind die Kameruner zu faul.

9. Tabak aus Virginia, kommt über Bremen und Hamburg in großen Fässern verpackt und dient vielfach als Kleingeld. Ein ganzes Blatt samt Stil und Rippen bildet die Einheit und kleinste Münze. Bei den Bewohnern des Innern, bei den Balung, Bakundu und Bakwiri zum Beispiel, ist dieser Artikel zum Einkauf von Lebensmitteln unentbehrlich. Dort wird er übrigens mehr zum Schnupfen als zum Rauchen begehrt. Fünf Blätter mit ihren Stilenden zu einem Büschel vereinigt, werden ein „Head“ genannt.

10. Spirituosen. Es sind vornehmlich drei Qualitäten, Rum, Gin und Gilka vertreten. Der erstere Stoff wird in Demijohns (Korbkrügen) von fünf und zehn Liter Inhalt, oder auch maßweise, der zweite in Kisten zu je zwölf Flaschen, der letztere in einzelnen großen Literflaschen verabreicht. Der Wertschätzung nach bildet die gegebene Reihenfolge eine Steigerung. Die an der Westküste Afrikas gangbaren Schnäpse entstammen fast ausschließlich deutschen und holländischen Fabriken. Nagel in Hamburg, Peters in Hamburg und Herwegh in Altona sind unter den deutschen Firmen die Hauptlieferanten. Für einige höhere Potentaten geht auch gutes Hamburger Bier und Rotwein.

11. Seife zum Reinigen der Kleidung und des Körpers. Dieser Maßstab der Kultur spielt selbst bei den Kamerunern bereits eine nicht zu verachtende Rolle und geht nicht bloß im Detailverkauf ab, sondern auch schon kistchenweise.

12. Als diverse Artikel aller erdenklichen Art sind zu nennen: Fichtenbretter und Planken zum Bau von Hütten und Häusern, Ölfarben in Zinnbüchsen zum Bemalen der Rähne und Ruder, polirte Möbel, Kommoden, Schränke, Tische und Stühle aus

Hamburg, eiserne Bettstellen, Englische und Berliner Blechkoffer, Taschenmesser, Haumesser und Beile, Bilder in Gold- und anderen Rahmen vom mittleren Delfarbindruck bis zur nichtswürdigsten Lithographie; desgleichen Spiegel bis zu den stattlichsten Größen, Berliner Petroleum-Lampen und, um sie zu füllen, Petroleum nebst Dochten. Schöne, große Laternen und Lüster, Stearinkerzen, Zündhölzer; Steingut-, Glas- und Thonwaren, die feinsten Teller, Prunkgefäße bis zu den schönsten Vasen; Wein-, Bier- und Schnaps-Gläser in den buntesten Farben. Eine recht unangenehme Rolle spielen ferner verschiedene Lärm- und Musik-Instrumente wie Glocken, Zieh- und Mundharmonikas, Trompeten und schrille Pfeifen. Derlei Dinge werden meistens bei größeren Umsätzen als ermunternde Dreingaben verabreicht, und kaum sind die Neger in den Besitz derselben gelangt, als sie auch schon damit Unfug zu treiben und alle nicht gänzlich stumpfen Gehörwerkzeuge in der entsetzlichsten Weise zu quälen beginnen. Als besondere Kuriositäten trifft man in den Magazinen der Faktoreien schließlich auch noch Hamburger Prachtsärge von einer gewissen unfoliden Pracht zur Bestattung von Häuptlingen und Europäern.

Man hört und liest gewöhnlich, daß an der westafrikanischen Küste Tauschhandel getrieben werde. Dieser unklare Ausdruck führt leicht zu falschen Vorstellungen. Denn jene Zeiten, da der Kaufmann, sobald er auf die Wilden stieß, ein paar Stücke Zeug und etliche Stränge Perlen emporhielt, worauf die Wilden eiligst wegliefen, um ihrerseits Goldstaub und Elefantenzähne zu holen, jene Zeiten sind, wenn sie jemals irgendwo auf die Dauer bestanden haben, längst vorüber.

Überall in West-, Inner- und Ost-Afrika haben sich für den Austausch der Güter ganz bestimmte, manchmal sogar recht komplizierte Normen herausgebildet, ebenso wie bei uns, nur mit dem Unterschied, daß das gemünzte Geld meistens fehlt, was durchaus nicht verhindert, daß trotzdem eine Valuta von Zwischenwerten vorhanden ist, wenn auch bloß in Begriffen und Worten.

Jedes Geschäft ist zugleich Einkauf und Verkauf und bringt in Folge dessen doppelten Gewinn. Statt des rollenden Geldes vermittelt eine Anweisung, ein Wertversprechen, auf einen Zettel geschrieben, den Ausgleich, sowohl für eine gewisse Quantität des Einkaufs, als auch für eine andere gewisse Quantität des Verkaufs: Bei näherer Betrachtung also ein kürzeres, intensiveres und deshalb höher zu achtendes Verfahren. Solche Anweisungen können sogar an dritte und vierte Personen als Zahlungsmittel abgegeben werden.

In Kamerun verhält es sich damit folgendermaßen: Ein Kru (engl. croo), nominell als ein Pfund Sterling gerechnet, in Wirklichkeit aber, d. h. in Waren, nur 12 bis 13 Mark wert, = 4 Kegs = 8 Piggins = 20 Bars, ist dort die gebräuchliche Waluta¹⁾.

Unter „Bars“ sind ursprünglich eiserne Stangen, von der Form eines platten Lineals und ungefähr zwei Meter lang, zu verstehen, die noch heute unter den Eingeborenen des Inneren als Geld kursiren, während sie im eigentlichen Kamerun-Handel fast gänzlich verschwunden sind. Es ist keine Nachfrage mehr nach ihnen, und man sieht sie in Kamerun selbst eigentlich nur als altes Gerümpel in den Hütten liegen. „Piggin“ bedeutet ein kleineres, „Keg“ ein größeres Fäßchen, wahrscheinlich Schnaps oder Pulver. Was etymologisch unter „Kru“ zu verstehen ist, vermag ich leider nicht anzugeben. Das Wort kehrt an verschiedenen Punkten der Küste, so z. B. in Liberia, wieder. Doch soll man dort als ein Kru nur fünf Gallons Palmöl bekommen, während daselbe in Kamerun zehn Gallons gleichwertig ist. Ob und wie das Wort mit den Kru-Jungen (croo boys) zusammenhängt, wäre mir angenehm zu erfahren.

¹⁾ Mit Absicht spreche ich von dieser Waluta noch heute (Januar 1887) in der Präsenzform, obgleich nach einer Verordnung des Gouverneurs schon seit dem 10. Oktober 1886 die deutsche Reichsmarkwährung gelten sollte. (S. Anhang.) Derlei Neuerungen lassen sich nicht so rasch durchführen, am allerwenigsten in Afrika, und das Alte wird, wenn auch immer schwächer, noch lange fortwirken.

Laien gegenüber werden von den Kaufleuten der Kürze halber statt der fremden Begriffe „Bars“ und „Krus“ mit Vorliebe die Bezeichnungen „Shillings“ und „Pfund in Waren“ gebraucht, sehr zur Erschwerung des Verständnisses. Denn wenn es heißt, ich zahle so und so viel Pfund Sterling in Waren, so ist das ein unbestimmter Ausdruck, eine Zifferngröße mit unbekanntem Nenner, bei der man immer die Hälfte bis ein Drittel abziehen darf, um die entsprechenden Pfund Sterling in wirklichem Geld zu erhalten. Das Gleiche gilt von den Dollars, nach denen in Liberia und anderwärts gerechnet wird. Und doch wird diese unklare aber bequeme Ausdrucksweise auch in dem vorliegenden Berichte nicht immer vermieden werden können.

Ogleich bei größeren Geschäften europäisches Geld völlig ausgeschlossen bleibt, kursiren doch ziemlich viele englische Silbermünzen, die als Belohnung kleinerer Dienste oder als Löhne für Arbeit unter die Eingeborenen kamen. An der großen Beliebtheit dieser Münzen sind hauptsächlich die englischen Dampfer schuld. Auf diesen ist nämlich die Unsitte eingerissen, daß das gesamte Unterpersonal, so lange die Schiffe an den vierzig und mehr Stationen der Küste hinfahren, sich eines regen Privathandels mit Kleinigkeiten jeglicher Art befleißigt. Matrosen, Heizer, Stewards und Unteroffiziere räumen dann ihre Schlafstellen aus, schlafen wahrscheinlich auf Deck und füllen die Kojen mit allem möglichen Krimskrams. Das Mannschafts-Logis sieht dann aus wie eine bunte Weihnachtsbescheerung: Stiefel, Strohhüte, Mützen, Trompeten, Ziehharmonikas, Messer, Spiegel, Bilder, farbige Gläser und Töpfe, Jacken, europäische Anzüge, Konserven, Bier, Wein, Schnaps, schlechte Schmucksachen, kurz, was nur des Negers schlichtes Gemüt zu erfreuen vermag, findet sich da zusammen.

Übrigens nicht bloß der Neger, auch der Weiße kauft sich an Bord der englischen Dampfer gewisse Notwendigkeiten, wie Seife, Zahnbürsten, Schuhe und Kleider, und insofern ist jener vom Standpunkt der Schiffsinteressen eigentlich nicht recht begreifliche Unfug auch für ihn von Nutzen. Ganz besonders aber rief jener Unfug die Popularität des englischen Geldes hervor, die bei

Einführung unseres deutschen Münzfußes sicherlich fühlbar sein wird.

Die überall im Verkehr der Menschen gar bald sich einstellende Notwendigkeit, den wilden Konkurrenzkampf auf einen bestimmten Spielraum einzuschränken, hat auch in Kamerun schon längst sich geltend gemacht, und zwar bis zum Zustandekommen eines förmlichen Preistarifs der Waren und der Produkte. Die Produkte haben ihre Maße und die Waren ihre Klassenschablone. Kommt aus Europa ein neues Muster, so wird es sofort irgend einer der bereits vorhandenen Klassenbezeichnungen eingefügt, was namentlich bei den Zeugen von Wichtigkeit ist. Versucht hie und da einmal ein Kaufmann durch Abweichungen von dem Hergebrachten zu Gunsten der eingeborenen Händler, also durch irgend eine Art Preiserhöhung der Produkte, die gleichbedeutend ist einer Herabsetzung der Waren, sich außerordentlich beliebt zu machen, so erregt das die schärfste Opposition der anderen Kaufleute. Derjenige Agent, der solche Unthat zuerst erfährt, schreibt dann sofort ein Zirkular an alle anderen: „Mister Shark hat heute Morgen Big Madras als Small Madras ausgezahlt. Das ist gegen den Brauch. Ich bitte, Mister Shark auf gültlichem Wege eine Fortsetzung dieses Manövers abzurathen, eventuell eine Sitzung des Court of Equity berufen zu lassen.“ Mister Shark aber wird sich wohl hüten, der Solidarität seiner Kollegen dauernd zu trotzen, sonst thun diese schließlich dasselbe und die Preise sind für alle verdorben. Freilich gibt es da Fälle, die zu berechtigten Meinungsverschiedenheiten führen können. „Small Madras“ ist eine schmälere Rattunforte, „Big Madras“ eine breitere; von der ersteren werden 16 Faden als ein Kru gerechnet, von der letzteren bloß zwölf. Ein neues Muster kann in der Breite ein mittleres Maß haben und willkürlich beiden Klassen eingereiht werden. Oder ein älteres Muster Big Madras will nicht mehr gehen und wird dann als Small Madras losgeschlagen. Solche Ungleichheiten und Schwankungen der Valuta aufzuheben ist nur einer Geldwährung möglich.

Als ein Gallon Rum, eigentlich $4\frac{1}{2}$ Liter, wurden früher

vier gewöhnliche Bierflaschen voll, also etwa drei Liter, verabreicht. Später gaben einige Engländer fünf Flaschen voll als ein Gallon. Dieser Satz erregte aber, weil schädigend, den Widerspruch der anderen Beteiligten, und man einigte sich, wieder zu dem Bierflaschen-Maß zurückzukehren. Zuwiderhandlungen gegen derlei Kompromisse sind indeß doch nicht ausgeblieben und werden insgeheim so lange weiter getrieben, bis sie ans Tageslicht kommen.

Am gewinnreichsten für den Europäer ist das Salz als Zahlungsmittel. Ein 125 Pfund schwerer Sack desselben, in Hamburg 0,80 bis 1 Mark wert, gilt in Kamerun als ein Keg = nominell 5 Shillings (4 Säcke = 1 Kru). Die Fracht betrug 30 bis 40 Shillings pro englische Tonne oder bis zu 2¹/₂ Shillings pro Sack. Ungefähr ebenso günstig soll sich Seife als Zahlungsmittel verhalten. Den geringsten Profit ergeben die Baumwollen-Zeuge und Kleider, von denen das Kru auf 13 Mark zu stehen kommen mag.

Noch viel weniger genau läßt sich die Größe des Gewinnes berechnen, den die Kameruner von ihren Hinterleuten im Handel erzielen, weil bei diesen sogar die Maße ihrer Produkte und Waren fortwährend schwanken.

Für das Keg Palmkerne, welches eine Quantität von 40 bis 50 Pfund Gewicht sein soll, zahlen die Europäer den Dualla fünf Bar, die Dualla den Abo-Leuten vier und diese ihren Buschleuten, die noch weiter hinten wohnen, blos zwei Bar. Dabei gebrauchen aber die Dualla zweierlei Maße, größere beim Ein- und kleinere beim Verkauf, so daß die genannten Zahlen das richtige Verhältnis nur noch mehr verdunkeln. Zugleich dürften aber auch die entsprechenden Mengen europäischer Waren als Zahlungsmittel nach dem Inneren zu immer mehr zusammenschrumpfen. Solche Unregelmäßigkeiten erregen übrigens bei den Negern viel weniger Aerger, als wenn es heißt: King Bell hat sich erlaubt, direkt mit den Buschleuten der Abo zu handeln und diesen vier Bar für das Keg zu zahlen. Jener Fall spielte seiner Zeit eine wichtige Rolle. Die Abo, die nicht mehr konkurriren

konnten und sich auf die Seite geschoben sahen, wollten deshalb jogleich Krieg machen. Wie viel größer die betreffenden Reg-Maße unseres biederen King Bell dabei waren, vermochte ich leider nicht zu erfahren.

Jedenfalls würde King Bell es ebenso übel nehmen, wenn die europäischen Kaufleute unter Umgehung seiner Person sich direkt mit den Abo oder Wuri oder Balung und Bakundu in Handelsverbindung zu setzen versuchten. Denn ein solches Vorgehen würde gegen das Hauptinteresse sämtlicher Kameruner, das ängstlich gehütete Monopol des Handels mit den Eingeborenen der Binnenländer, verstoßen, und dieses zu brechen, ist auch heute noch nicht gelungen. Die Wahrung jenes einträglichen Ausschluß-Systems geht bis ins kleinste Detail. Als ich am Mungo-Fluß einmal von Balung-Leuten Hühner kaufte, das Stück um drei Blatt Tabak, kam ein Dualla-Händler dazu und verlangte dreist, ich hätte ihm für jedes Stück ein Blatt als Zoll oder Steuer zu zahlen, denn hier dürfe ein Weißer nicht handeln. Als ich ein ander Mal von einem Dibumbari-Mann geflochtene Matten einkaufen wollte, wurden sie von Dualla-Leuten kurzer Hand konfisziert, indem es hieß: „Wir bezahlen Dir Deine Matten mit dem üblichen Preis. An den Weißen aber haben wir und nicht Du das Recht, sie zu verkaufen.“ Als der Missionar Richardson sich in Bakundu ansiedelte, konnte er sein Mobiliar nicht auf dem bequemeren Flußwege des Mungo dorthin schaffen, sondern mußte es von Viktoria aus auf ungemein schwierigen Pfaden über die Berge schleppen lassen.

Seinem zeitlichen Momente nach ist der in Kamerun übliche Handel als ein reiner Trust-Handel zu bezeichnen. Das heißt: Der Händler, sei er nun ein King oder ein Häuptling oder ein emporgekommener Sklave, erhält von dem europäischen Kaufmann Waren auf Kredit, die er nach und nach mit Produkten abzahlt. Außer dem Trust, welcher immer einen größeren Betrag darstellt, etwa von $\frac{1}{2}$ Puncheon Del = 8 Kru angefangen, existirt dann

noch der Begriff Smallbook für kleinere Summen bis zu fünf Kru, die gleichfalls angeschrieben und als Schuld verrechnet werden. Hat ein Händler für einen Teil seines Trust ein paar Fässer Palmöl erstanden, die er abzahlen will, so wird er dies selten direkt und ohne weitere Umschweife thun; er wird erst versuchen, auch noch etwas Smallbook herauszuschlagen. Er geht deshalb zu dem Kreditgeber und sagt: „Ich habe oben in Wuri oder in Abo so und so viel Faß Öl (gewöhnlich lügt er dabei übertreibend) für Dich liegen, die ich abholen möchte. Sie liegen oben beim Häuptling So und So in Verwahr. Zu dem kann ich aber nicht mit leeren Händen kommen, auch muß ich meinen Kamuu-Leuten ein kleines Geschenk machen. Gib also noch etwas Smallbook.“ Und der Kaufmann thut das, gibt vielleicht bis zu fünf Kru, bloß um von seinem so lange schon ausstehenden Trust wieder etwas zu retten.

Der Trust steht oft lange aus, Jahre lang manchmal, und wird er endlich abgezahlt, washed (gewaschen), wie man sagt, so erwartet der „waschende“ Schuldner im Hochgefühl seiner biedereren That noch ein Extrageschenk, einen Dash, der nicht weiter angerechnet wird, und den der Kaufmann nicht vorenthalten darf, will er seinen guten Ruf und seine Beliebtheit erhalten. Der Tag des „Waschens“ wird festlich begangen. Als während meines Aufenthaltes in Kamerun King Akwa einmal im Begriff war, bei Herrn Voß, dem Agenten von Janzen & Thor-mählen, zu „waschen“, erfuhr ich dies am frühen Morgen durch donnernde Böllersalven, die meine Glasfenster zu zertrümmern drohten und mich fast aus dem Bette warfen. Als Dash wird gewöhnlich irgend ein Stück Möbel, eine Kommode oder ein Hänge-Gesims mit bunten Karaffen und Gläsern u. dergl. gegeben. Zugleich aber fordert der „gewaschene“ Schuldner einen neuen, meistens höheren Kredit in Waren.

Ernstere Meinungsverschiedenheiten und Verdrießlichkeiten im Handel äußern sich stets in einer sehr charakteristischen, originellen Weise. Man streift gegenseitig, wie man bei uns sagen würde, oder man „stoppt den Trade“, wie man in Afrika sagt. Das

Wort stop (verdeutschet stoppen) kursirt an der ganzen Küste mit der Bedeutung „in Beschlag nehmen“ oder „verbieten“. Fühlt sich ein Häuptling von einem europäischen Kaufmann übermäßig geärgert, so läßt er in seinem Dorfe auströmmeln, ausklingeln und ausrufen, daß niemand mehr nach der betreffenden Gult oder Faktorei irgendwelche Produkte bringen soll. Im Trust-System ist das gleichbedeutend mit dem Verbot, die Schulden zurückzuzahlen. Der Verkauf von Lebensmitteln und Brennholz bleibt dabei in der Regel gestattet, kann aber zur Erschwerung der Maßregel gleichfalls eingestellt werden. Das einzige Austauschverhältnis, das noch niemals, auch bei den ernsthaftesten Stoppungen nicht, ganz inhibirt worden sein soll, ist der freie Verkehr mit den Töchtern des Landes.

Dagegen werden einzelne Weiber sehr häufig „gestoppt“ als wertvollere Pfandobjekte für Schulden, Strafzahlungen u. dergl. In demselben Sinne „gestoppt“, also gepfändet, werden Sklaven, Kanus, Böte und Waren. Das „Trade stoppen“ wird von den Kamerunern nicht bloß gegen die europäischen Kaufleute, sondern auch gegen ihre eigenen Stammesgenossen und gegen ihre Hinterleute im Handel, gegen die Abo und Wuri u. s. w. ausgeübt, und andererseits stoppen auch wieder die Europäer ihren Handel mit den Kamerunern, indem sie ihnen zur Strafe für Ungehörigkeiten den Zutritt zu den Faktoreien verbieten. Für diesen letzteren Fall wird meistens der Ausdruck egboe gebraucht. Egbo ist ein geheimer Orden der Kalabar-Leute, von dem Nichteingeweihte streng ferngehalten werden. We egboe him bedeutet demgemäß „Wir verbannen, verfehlen ihn.“ Die Kraft des „Stoppens“ oder „Egboens“ als Strafe für die Eingeborenen beruht in dem Druck, der durch die Entziehung des Haupterwerbes und Hauptvergnügens auf Individuen und Gemeinden ausgeübt wird. Nicht mehr schwärzen und betrügen zu dürfen und auf Wochen des Schnapses zu entbehren, ist dem schwarzen Biedermann das aller-schmerzhafteste Bändigungs-mittel.

Trust, Smallboof und Dash heißen also die drei Sektoren jenes Annulus vitiosus, durch die sich die einzelnen Geschäfte in

beständigem Kreislauf herumbewegen. Bedenkt man nun, daß dieses mißliche System des ewigen Weiterborgens und Vorschußgebens mit Schuldnern getrieben werden mußte, die an Frechheit und Neigung zu Gewaltthätigkeit nichts zu wünschen ließen und als Herren des Landes auf hundert Arten Schaden konnten, so wird man sich eine Vorstellung davon machen, mit welchen Schwierigkeiten der Kaufmann oft zu kämpfen hatte.

Und doch, auch in Kamerun ist die Macht des Guten und Bösen, jenes dunkle Bewußtsein der Zweckmäßigkeit gesetzlicher Ordnung, das jedem Menschen innewohnt, so stark, daß der Kaufmann es wagen konnte, selber Justiz zu üben und säumige, etwa ein Jahr lang nichts mehr zahlende Schuldner festzunehmen, d. h. in seinem Magazin an Händen und Füßen gefesselt einzusperren, bis die Verwandten desselben kamen und ihn durch Bürgschaft auslösten. Sogar körperliche Züchtigung konnte der Kaufmann mit Bewilligung des betreffenden Häuptlings verhängen. Freilich mußte er dabei in der Auswahl seiner Opfer vorsichtig sein und durfte nicht daran denken, an besonders einflußreichen Persönlichkeiten sich zu vergreifen. Sonst brach leicht ein größeres Unheil über ihn herein.

Ausnahmen von dieser Regel sind natürlich auch schon dagewesen. Während jener unangenehmen Zeit der Reaktion gegen unsere Besitzergreifung, während jener langen, kriegsschiffslosen vier Monate, in denen wir Deutsche, etwa zwanzig Mann, aber weit auseinander gestreut, auf eigene Vertheidigung angewiesen blieben, kam folgender Fall vor. Die Daido-Leute sind Herrn Schmidt seit Jahren etliche Tausend Kru schuldig und zwar in Trust und Smallbook. Hie und da wird wieder etwas abgezahlt und wieder etwas dazu geborgt. Der Unfug des Smallbook wird allmählich so groß, daß Herr Schmidt erklärt, er gebe kein Smallbook mehr, bis der Trust so und so endlich einmal „gewaschen“ sei. Die Daido-Leute sinnen deshalb auf Rache. Nun fügt es sich, daß gerade ein Daido-Mann drei Faß Öl aus dem Inneren gebracht hat, die für Herrn Schmidt bestimmt sind. Er landet damit am Strande von Daidotaun, und sofort werden

die drei Fässer von den Daido-Leuten beschlagnahmt, „gestoppt“, wie der übliche Ausdruck lautet. Sie verhindern also die Abzahlung einer alten Schuld, bloß weil neue Schulden momentan nicht gestattet werden. Dieser Fall wäre in ruhigen und normalen Zeiten nicht leicht vorgekommen und war mehr als ein Symptom der Verwirrung, Aufregung und Parteizersplitterung, die damals in Kamerun herrschten, aufzufassen. Aber möglich war ein solcher Fall auch unter den günstigsten Zeitverhältnissen, da ja die kaufmännische Konkurrenz ein stetes Verschieben der Interessen, ein stetes Wechseln von Bündnissen und Feindschaften im Gange hielt.

Von je war es im afrikanischen Handel üblich, daß der Kaufmann, sobald er angekommen war, dem King oder Häuptling, mit dem und in dessen Bereich er Geschäfte machen wollte, ein größeres Geschenk europäischer Waren darbrachte, was durch ein entsprechendes Gegengeschenk erwidert wurde. Wahrscheinlich ist das der Ursprung des überall in West-, Ost- und Zentral-Afrika herrschenden Trust-Systems. Aus dem Ankunfts Geschenk und aufmunternden Nachgeschenken wurde allmählig die ganze Vorauszahlung, und zugleich zersplitterte sich dieser Begriff in jene Unterbegriffe, die heute als „Dash“, „Smallbook“ u. s. w. ihre unangenehme Rolle spielen. Außerdem aber hat sich vielfach auch noch eine Art Tribut herausgebildet, der in Kamerun „Kumi“ genannt wird.

Unter Kumi versteht man in Kamerun eine jährliche Abgabe, die den beiden Kings und den beiden Headmen von den Kaufleuten noch heute bewilligt werden muß. Im allgemeinen gilt als Regel, daß diese Abgabe demjenigen King oder Headman zukommt, auf dessen Schutz- und Polizeigebiet die Hauptfaktorei der betreffenden Firma steht oder schwimmt. Die drei übrigen Potentaten erhalten nebenher je einen kleineren Extra-Betrag. So bezieht King Akwa je 80 Kru von den Faktoreien der Herren Boff, Schmidt und Buchan und je 10 Kru von jenen der Herren Hamilton, Harris, Allan, Richards und Eward, welche letztere fünf dem Bell-Bereich angehören, während die ersteren drei im

Akwa-Bereich etablirt sind. Dagegen erhält King Bell fünfmal 80 Kru und dreimal 10 Kru¹⁾.

Die Zufuhr der Waren und die Abfuhr der Produkte vermitteln hauptsächlich zwei Dampfer-Linien, die deutsche C. W o e r m a n n von Hamburg und die British and African Steamship Company von Liverpool, welche beide fast die ganze Westküste Afrikas ablaufen und bis zu vierzig Stationen machen, von denen auch Kamerun eine ist. Man hat also jeden Monat zwei ausgehende und zwei heimkehrende zu erwarten. Gleichzeitig, aber unregelmäßig, etwa zwölfmal im Jahre, kommen und gehen auch Segelschiffe zu demselben Zweck. Außerdem sind dann noch als gelegentliche Beförderer portugiesischer, spanischer oder französischer Posten über San Thomé, Fernando Po oder Gabun verschiedene kleinere gleichfalls unregelmäßige Küstendampfer zu erwähnen.

Kamerun hat vor fast allen anderen westafrikanischen Küstenplätzen den Vorzug, einen mäßig guten Hafen, nicht bloß eine offene Rhede zu besitzen. Der Fluß ist bis zu den Ortschaften Belltaun und Akwataun, also fast 20 Seemeilen binnenwärts, bei gewöhnlichem Hochwasser für Schiffe mit nicht mehr als 18 Feet Tiefgang passirbar. Die Postdampfer kommen stets bis dicht an die Hauptfaktoreien herauf. Unten im eigentlichen Haß können die größten Panzer anfern.

Freilich das Fahrwasser ist schwierig genug. Von beiden Seiten schieben sich spitzwinklig Sandbänke vor, so daß die richtige Rinne im Zickzack hin- und herführt. Deshalb waren und sind denn auch schon seit mehreren Jahren zwei schwarze Lootsen vorhanden, die im Rufe der Zuverlässigkeit stehen, nämlich John Mullabi von Belltaun und Morgan Bottle Beer von Akwataun,

¹⁾ Man unterschied früher Ivory Cargo Croos und Oil Cargo Croos, je nachdem es sich um den Einkauf von Elfenbein (Ivory) oder von Palmöl handelte. Die ersteren galten bloß 16 Bars, die letzteren 20 Bars. Der Kumi wurde ursprünglich in Ivory Cargo Croos bezahlt, bis 1881 einer der englischen Kaufleute die Ungeschicklichkeit beging, denselben in Oil Cargo Croos zu erlegen.

welche für das Ein- oder Ausbringen eines jeden Schiffes je fünf Pfund Sterling, für beides also 10 Pfund Sterling erhielten. John Mullabi verdiente diese Gelder ganz für sich selbst, Bottle Beer aber mußte die Hälfte davon an King Akwa ausliefern, da er zu diesem elenden Wucherer in einem Schuldverhältnisse stand.

Mittlerweile ist nun durch Admiral Knorr und den Gouverneur Herrn von Soden die Lootsen-Ordnung noch etwas besser geregelt worden. Es sind bereits Baken errichtet und Tonnen gelegt und unten am Suellaba-Kap existirt eine feste Lootsen-Station, so daß man jetzt nicht mehr zu warten braucht, bis Mullabi oder Bottle Beer zwanzig Seemeilen weit herabgerudert kamen. Als Entgelt wurde Lootsenzwang eingeführt, und alle großen Schiffe sind nunmehr gebunden, sich der ihrer harrenden Lootsen wirklich auch zu bedienen, was anfänglich einigen Widerstand seitens der englischen Dampferkapitäne hervorrief.

Zu den gewöhnlichen Arbeiten in den Faktoreien, zum Rudern der Böte, zum Löschen und Laden der Schiffe, findet man fast ausschließlich Kru-Neger verwendet, welche an der Küste von Liberia zu Hause sind. Leider verdingen sich diese vortrefflichen Menschen immer nur auf ein Jahr und kehren dann immer wieder in ihre Heimat zurück, weshalb ein beständiger Zu- und Abfluß derselben im Gange ist. Die Anheuerung und Rücklieferung wird von den Kapitänen der regelmäßigen Dampferlinien besorgt. Jeder ausgehende Dampfer bringt, und jeder rückkehrende Dampfer nimmt eine größere Anzahl Kru-Jungen, die sich in die hunderte belaufen kann, mit sich, und zwar nicht bloß für Kamerun, sondern für die ganze Küste von Senegambien bis nach Angola. In Angola allerdings findet man sie bloß ausnahmsweise. Dort sind als Arbeitskräfte zu denselben Zwecken mehr die näher gelegenen und länger bleibenden Kabinda-Leute beliebt.

Das Dienstverhältnis der Kru-Jungen ist das denkbar freieste und kontraktmäßigste. Die Faktoristen hüten sich wohl, sie schlecht zu behandeln oder ohne geradezu zwingende Gründe über das eine

Kontraktjahr festzuhalten. Sonst kommt ihr Name in schlechten Ruf und sie werden gemieden. Ein Kru-Junge mag den Faktoreien einschließlich Hin- und Rückfahrt von und nach der Heimat auf 300 Mark pro Jahr zu stehen kommen. Gewöhnlich lassen sie sich in Gesellschaften von 16 Gemeinen und einem Headman anwerben.

Eine solche siebzehnköpfige Schaar wird ein „Set“ genannt. Der Lohn beläuft sich im Monat nominell auf 4 bis 5 Dollars für den Gemeinen und auf 7 bis 8 Dollars für den Headman. Als Nahrung gibt man pro Kopf täglich $\frac{1}{2}$ Liter Reis, etwas Zwieback und $\frac{1}{6}$ Flasche Rum oder Gin, sowie wöchentlich ein Stück Salzfleisch oder ein paar getrocknete Fische und Tabak zum Rauchen, dazu noch hie und da Seife zum Reinigen des Körpers und der Kleidung. Den Kru-Jungen werden bei der Auszahlung ihres Lohnes die Waren, die sie dafür erhalten, meist etwas höher angerechnet als im Handel üblich. Auch müssen sie sich zur Strafe Abzüge gefallen lassen¹⁾.

Ungefähr eben so hoch werden sich die Kosten stellen, die den Kauffahrtei-Dampfern erwachsen, wenn sie, wie allgemein üblich, als Matrosen und Heizer für die Dauer des Tropen-Aufenthaltes Kru-Jungen an Bord nehmen. Die schwarzen Heizer erhalten außerdem noch unbeschränkt viel Wasser zum Trinken, während den Matrosen hiervon nur ein gewisses Maß zukommt. Am besten stehen sich die Kru-Jungen auf den englischen Kriegsschiffen, die ja gleichfalls ihrer nicht entbehren können. Diese gewähren außer Uniformierung und Beköstigung als Lohn täglich einen Shilling baar, was die sonst so genügsamen und bescheidenen schwarzen Burschen dermaßen anspruchsvoll macht, daß kein Mensch mehr Kru-Jungen mag, die bereits auf einem Kriegsschiff gedient haben.

¹⁾ Gelegentlich der Ablöhnung einer Gesellschaft von Kru-Jungen, die nach vierzehnmonatlicher Dienstzeit heimkehrte, beobachtete ich, wie jeder 12 Stück Zeug, 3 Steinschloß-Gewehre, 4 Fäßchen Pulver und 3 Kistchen Seife erhielt. Auf diese Weise wird also eine Menge europäischer Waren eine Strecke weit wieder zurückgeschleppt.

Eine etwas höher stehende Klasse von Arbeitern bilden die Akra-Leute, englische Untertanen aus Akra, dem Hauptplat der Goldküste, wo die Baseler Mission das große Verdienst sich erwirbt, die Neger nicht bloß im Christentum, sondern auch in der Arbeit zu unterrichten. Man findet sie in den Faktoreien meistens als Köche, Zimmerleute und Küper zum Aufschlagen der großen Palmöl-Fässer, die zerlegt aus Europa kamen. Akra-Köche erhalten einen Monatslohn von zwei bis vier Pfund Sterling in Baar und außerdem täglich zur Nahrung ein halbes Pfund Schiffsbrot, ein Pfund Reis, ein halbes Pfund Fleisch und Schnaps. Sie sind im Allgemeinen etwas schwierig und gerne geneigt, ihre Würde als britische Weltbürger geltend zu machen.

Trotz des ziemlich gut geregelten Zu- und Abflusses dieser fremden Arbeitsnegers können doch häufig genug Verhältnisse eintreten, die zur Zuhilfenahme einheimischer Kräfte zwingen. Dann aber verlangen diese Dualla Löhne für ihre Thätigkeit, die auf die Dauer unerschwinglich wären. Als im Januar 1885 wegen der kriegerischen Wirren die Kru-Zungen ausblieben, sah sich manche Faktorei genötigt, für das Laden und Löschen Kamerun-Leute zu dinge und mußte diesen pro Mann und Tag nicht weniger als drei Bars in Waaren, volle Beköstigung und zweimal Schnaps zahlen. Dabei leisteten diese Kamerun-Leute ungefähr die Hälfte dessen, was die Kru-Zungen leisten, und gab man ihnen ein hartes Wort, so liefen sie einfach davon. Der eingeborene Bootse muß, wenn er sich nach der zwanzig Seemeilen entfernten Rhede begeben will, seinen sechs Ruderern je $3\frac{1}{2}$ Shillings pro Tag bezahlen. Für Touren ins Innere zahlt man vier bis sechs Bars pro Tag. Mir selbst kosteten vier Kamerun-Ruderer, die mich täglich zwei bis höchstens sechsmal je eine Viertelstunde lang zu rudern hatten, täglich 2 Shillings baar und Beköstigung, die auf je etwa $\frac{3}{4}$ Shilling zu stehen kam ¹⁾. Zur Arbeit im Garten und Hof

¹⁾ Zur Beköstigung hatte ich pro Mann zu geben: Wöchentlich ein Stück Salzfleisch von 5 bis 6 Pfund Gewicht, sowie täglich 1 Pfund Schiffszwieback und $\frac{1}{2}$ Pfund Reis oder 1 Pfund Reis und $\frac{1}{2}$ Pfund Zwieback. Als ein Pfund Reis wurden zwei gewöhnliche Trinkgläser voll (à $\frac{1}{4}$ Liter,

waren diese vier Mann nur dadurch zu bewegen, daß ich des Morgens selber mitarbeitete. Sie nannten sich „Christen“ und gehörten zur Baptisten-Mission; am Sonntag weigerten sie sich deshalb, das zum Kochen nötige Holz zu schlagen und zogen es vor, mir statt dessen die schönsten Hamburger Bretter, die ich mühsam erstanden hatte, zu zerhacken. Daß man mit solchen Leuten und Löhnen nicht wirtschaften kann, ist selbstverständlich.

Von einem einigermaßen billigen Preise der Arbeit weiß ich nur einen einzigen Fall. In Kwataun wohnt ein komischer alter Neger, wahrscheinlich sklavischer Abkunft, der sich dadurch nützlich macht, daß er hie und da ausgeht, um in den großartigen Mangrove-Wäldern des unteren Kamerun-Deltas Bauholz für die Faktoreien zu schlagen, weshalb er den Scherztitel „King Mangro“ führt. Für hundert Stück möglichst schlank gewachsener Mangrove-Bäume, welche als Material für Säme, Schuppen, Verpfählungen des Ufers und dergl. gebraucht werden, erhält er fünf Kug oder $1\frac{1}{4}$ Kru in Waren. Wenn er sich zum Zweck eines solchen Auftrages in seinem Kanuu einschiffet, gibt man ihm außerdem noch einen Gallon Rum, ein paar größere Portionen Salzfleisch und eine entsprechende Quantität Zwieback zur Beköstigung für ihn selbst und vier Gehilfen mit auf den Weg. Schwelgend in Schnaps läßt er sich dann von der Ebbe hinabtreiben. Zwei Tage später kommt er ebenso bequem mit der Flut wieder zurück und bringt gewissenhaft seine hundert Bäume. In den langen Ruhepausen dieser Nützlichkeitsucht sucht sich King Mangro seine geringen Lebensbedürfnisse durch Tanzen, Singen und Poffenreißen zusammenzubetteln. Das ungefähr ist der fleißigste Kamerun-Mann, den ich kenne.

Es ist bereits wiederholt gesagt, daß die Dualla-Leute nicht einmal genügend Feldarbeit betreiben, um ihre eigene Ernährung zu decken, daß sie einen Teil ihrer Lebensmittel von benachbarten Stämmen des Innern oder selbst von den Europäern

englisch „Tumbler“) und als ein Pfund Zwieback 4 Stück gerechnet. Schnaps verweigerte ich ihnen, so sehr sie auch darum baten; einige Nachgiebigkeit wäre aber vielleicht klüger gewesen.

kaufen müssen und deshalb ohne den Zwischenhandel gar nicht fortfahren könnten, in der bisherigen Weise zu existiren. Möglicherweise wird mit dem Aufhören ihres Monopols neben dem merkantilen auch der kulturelle Vorteil verbunden sein, daß die Dualla, des bisherigen, ebenso mühelosen als übermäßig hohen Hauptverdienstes beraubt, die Verachtung der Arbeit aufgeben und sich in bessere Menschen verwandeln. Dann wäre ja der Anfang vom Ende der bisherigen Nichtsnutzigkeit unserer neuen Landsleute bereits eingeleitet.

Auch das europäische Personal der Faktoreien, der größeren wenigstens, hat seine Hierarchie, und da dieselbe zumeist aus lauter sehr jungen Leuten sich zusammensetzt, mitten in merkwürdig freien und zugleich verantwortungschweren Verhältnissen, so nimmt sie nicht selten einen geradezu despotischen Charakter an.

Zu oberst steht der Agent, als Vertreter der heimischen Firma mit fast unumschränkter Gewalt über seine Untergebenen ausgestattet. Als der große Spender von Trust oder Nicht-Trust empfängt er mit würdevoller Herablassung die Potentaten des Landes, die vielleicht schon stundenlang auf die Gnade einer Audienz zum Zweck der Erhöhung ihres Kredites gewartet haben. Bei Palavern führt er den Vorsitz. Nicht selten wird er bei Streitigkeiten der Eingeborenen um Rath und Entscheidung angegangen. Die schönsten und vornehmsten Mädchen werden ihm willig angeboten. Was wunder, daß dann der junge, kaum fünfundzwanzigjährige Mann zuweilen gar stolz und tyrannisch wird. Es ist da draußen so Manches anders als in dem alten, engen Europa. Dort wäre er sicher ein kleiner Kommiss geblieben.

Nach dem „Agenten“ kommen die „Angestellten“, die man häufig auch als „junge Leute“ schlechtweg bezeichnen hört, obgleich sie oft älter sind als ihr Beherrscher. Sie teilen sich in rein kaufmännische und mehr technische Hilfskräfte. In der leg-

teren Eigenschaft, als Materialverwalter und Beaufachtiger der Neger zur Arbeit, findet man hauptsächlich Seeleute, deren meistens reifere Jahre nicht selten ein Mißverhältnis ihrer untergeordneten Stellung markieren. Überhaupt macht sich gerade in Afrika die fast überall fühlbare Ungerechtigkeit der sozialen Beziehungen zwischen Seemann und Kaufmann oft besonders stark geltend.

Die Angestellten haben von ihren Firmen freie Station und Gehalt, sowie freie Passage nach Kamerun und zurück. Die freie Station mag 2000 Mark jährlich wert sein. Hierzu gehört meistens auch Wein und Bier, aber es fehlt häufig genug an festen Sägen für die Ausmessung dieser so nötigen Wohlthaten und häufig genug bleibt es ganz dem Geschmaek und der Willkür des Agenten anheimgestellt, wie er seine Untergebenen damit bedenken will. Auch die Wäsche wird meistens auf Kosten des Hauses besorgt durch einen eigens hiezu gedungenen schwarzen Waschmann, und ebenso fällt die Bedienung dem Hause zur Last, was für den einzelnen Angestellten dadurch nachteilig ist, daß er keinen Burschen speziell als ihm eigen betrachten kann.

Das Gehalt beginnt gewöhnlich mit 1500 Mark, steigt nach einem Jahre auf 1800 Mark und nach zwei Jahren auf 2100 Mark. Sind dann die drei Jahre, zu denen der Neueintretende sich verpflichten mußte, abgelaufen und will der Betreffende seine Dienste fortsetzen, so kann er einen neuen Kontrakt eingehen, der je nach den mittlerweile konstatierten Fähigkeiten beschaffen sein wird. Gewöhnlich ist hiemit eine wohlverdiente Erholungsreise nach Hause verbunden.

Unter je zehn oder zwanzig „jungen Leuten“ bringt es schließlich Einer durch Glück und Geschick bis zum Agenten und damit zu einem für sein Alter recht stattlichen Einkommen. Denn als Agent erhält er neben seinem fixen Gehalt von etwa 5000 Mark auch noch einen Anteil am Reingewinn der Geschäfte und zwar je nach seinem Kontrakt bis zu $33\frac{1}{3}$ Prozent desselben. Ist der Umsatz bedeutend, so kann seine Jahreseinnahme bis auf 20 oder

30 000 Mark emporgehen. In der letzten Zeit soll das allerdings schon lange nicht mehr dagewesen sein.

Jeder, der nach Afrika geht, bringt eine Anzahl Illusionen mit, die er sich erst gründlich zerstören lassen muß, ehe er das richtige Gleichgewicht der Stimmung findet. Der Ärger und die Komik des Umgangs mit Negern, die Genüsse und die Qualen einer tropischen Natur, Resignation und Humor, das sind die Hauptingredienzen. Die Mischung schmeckt etwas bitter.

Man glaube nur ja nicht, daß der Dienst in den Faktoreien leicht und bequem sei. Die jungen Kaufleute führen da draußen an der westafrikanischen Küste durchaus kein Schlaraffenleben. Es gibt wohl Zeiten, in denen die Arbeit halb einschläft. Dafür kommen aber auch wieder Gelegenheiten, daß es gilt, Tag und Nacht sich anzustrengen.

Es wird in der Regel auffallend früh aufgestanden, an den Werktagen schon um sechs Uhr morgens, also unmittelbar nach dem Tagwerden. Ein längeres Glockensignal, von der Nachtwache angeschlagen, besorgt das Aufwecken. Schon während der Nacht hat diese Wache, gewöhnlich zwei Kru-Jungen, ihre Munterkeit durch öfteres Klappern mit einer alten Konservendbüchse oder andere milde Geräusche kundgethan. Es ist das eine für den Neuling recht störende Sitte, die auf zweierlei seelischen Motiven beruht. Dem Faktoristen dient sie zur Kontrolle der Wächter, damit sie nicht schlafen, und die Wächter klappern selber ganz gerne, sowohl aus Furcht vor Gespenstern als auch aus Furcht vor Dieben, die sie lieber verscheuchen als an sich herankommen lassen.

Um sieben Uhr morgens ist bereits Alles in Thätigkeit. Denn auch die schwarzen Händler pflegen sich frühzeitig einzustellen und um halb sieben Uhr sind ihrer schon sovieler im Hofe unten versammelt, schwatzend, schreiend und gegen die Thüren trommelnd, daß an Schlaf nicht zu denken ist.

Gewöhnlich teilt sich die Arbeit des Tages in zwei Abschnitte. Von morgens sieben Uhr bis etwa elf Uhr werden die von den Negern gebrachten Produkte eingenommen, ge-

prüft und gemessen. Die Beträge werden dann einerseits in die Bücher notirt, andererseits auf Zettel geschrieben und diese als Quittung oder Zahlungsanweisung dem Verkäufer übergeben. Solche Zettel, indem sie ein Wertversprechen enthalten, stellen also sozusagen eine Augenblicksmünze dar, die das fehlende Geld vertritt.

Um zwölf Uhr wird gefrühstückt und etwa um zwei Uhr, je nach der Menge des vorhandenen Geschäftes, geht es wieder ins Magazin zum Auszahlen. Die schwarzen Händler haben unterdessen im Hof gewartet oder sind in die Dörfer gegangen und treten nun mit ihren Zetteln an. Da heißt es dann: „Du hast heute morgen fünf Kru Palmöl oder Palmkerne gebracht. In deinem Schuldbuch stehen zwanzig Kru. Davon streiche ich jetzt drei, und zwei Kru will ich dir meinetwegen zur Aufmunterung auszahlen. Was willst du dafür?“ Antwort: „Zwei Stück Zeug von dieser Sorte und eines von jener, dann so und soviel Rum, einige Stränge Perlen u. s. w.“ Obwohl der Gamber ziemlich genau weiß, wie viel er für zwei Kru bekommen kann, da ja alle Waren ihren stehenden Tarif haben, verlangt er natürlich immer etwas mehr, und erst nach längerem Hin- und Herschachern gibt er sich zufrieden.

Es ist keine Kleinigkeit, Tag für Tag in den heißen, von Palmöl, Palmkernen und Negern stinkenden Magazinen herumzustehen, sich mit dem schwarzen Gefindel herumzuzanken, bei dem Höllenlärm, den die Schufte machen, Alles richtig aufzuschreiben und zugleich überall seine Augen zu haben, damit nichts gestohlen wird. Namentlich die immer mehr um sich greifenden eisernen Wellblech-Häuser, die sich so rasch erhitzen und die scheußlichen Dünste zusammenhalten, werden gegen die Mittagszeit zur unerträglichsten Plage.

Doch auch draußen im Freien ist so eine Kamerun-Faktorei kein angenehmer Aufenthalt. Während an anderen Punkten der westafrikanischen Küste die Faktoreien mit ihren Zäunen oft ganze Sektare umschließen, herrscht hier aus Mangel an Raum die größte Beschränktheit. Da sind neben dem einstöckigen Wohn-

haus, dessen Erdgeschoß den Laden und das Lager für die besseren Waren enthält, noch verschiedene Magazin-Schuppen, die Küche, die Hütten der Kru-Jungen, innerhalb deren es aussieht, wie im Zwischendeck eines Auswanderer-Schiffes oder eigentlich noch viel schlimmer, ferner die überdachten Werkstätten der Küper und Zimmerleute, sowie der gleichfalls überdachte eingemauerte Kessel zum Schmelzen des Palmöls und andere kleinere Baulichkeiten so eng zusammengedrängt, daß nur mehr ganz schmale Gassen übrig bleiben, und auch diese sind mit Palmölfässern, frisch gestrichenen Böten, Brettern und Balken so sehr verlegt, daß man sich nur mühsam durchfindet.

Sind die Geschäfte glücklich zu Ende oder tritt eine Pause ein, so ist immer noch Dieses und Jenes nachzusehen. Die Böte müssen kalfatert und nochmals gestrichen werden, das Dach der Schuppen ist schadhast geworden, aus dem Zaun haben die bösen Kamerun-Buben mehrere Latten ausgebrochen, die Kru-Jungen haben sich geprügelt oder gestohlen, und der Koch hat eine ganz niederträchtige Mahlzeit geliefert. Untersuchungen des Inventars, Reparaturen, Verhöre, Justizakte wechseln in überreicher Mannigfaltigkeit. Auch Kranke gibt es und verlangen Arznei. Kurz, der Europäer da draußen muß sich Alles sein und alle Fächer europäischer Betriebsamkeit gut oder schlecht, wie es eben geht, zu vertreten suchen.

Ganz besonders wichtig, ja geradezu unentbehrlich ist ein gewisses natürliches Geschick, für die Behandlung der Neger gleich den richtigen Ton zu treffen, und es scheint, daß in dieser Beziehung unsere jungen deutschen Kaufleute hervorragend gut veranlagt sind. Es ist das eben ein Talent, das angeboren sein muß. Das Buch über den Umgang mit Negern wäre überhaupt erst noch zu schreiben. Es wäre sicherlich kein Komplimentirbuch, wie wir deren für europäische Verhältnisse schon mehrere besitzen, aber es wäre deshalb nicht minder interessant und lehrreich.

Man liebt den Neger wegen seiner Drolligkeit und zugleich haßt man ihn wegen seiner Niedertracht. Aus solchem Zwiespalt

der Gefühle im Verein mit Hitze, Fieber und Entbehrungen entsteht dann häufig jene nervöse Hektigkeit, die der Neuling in afrikanischen Dingen nicht begreift, bis er mit der Zeit selber heftig und nervös wird. Aus diesen zwei Motiven entsteht aber auch eine Tonart des Verkehrs von ganz eigentümlicher Zusammensetzung. Anders wenn es sich um untergebene Diener oder Knechte, anders wenn es sich um eingeborene Potentaten handelt.

Der Ton, der Häuptlingen gewöhnlichen Schlages gegenüber meistens herrscht, ist überall der nämliche, soweit ich gewesen bin. Es ist ungefähr dieselbe bittere Mischung von Verachtung und Furcht, die ein verschuldeter Cavalier seinem Wucherer bezeugt, der von ihm Wechsel besitzt. Das Schuldverhältnis ist zwar zwischen Europäer und Neger gerade umgekehrt, aber die gegenseitige Stimmung ist doch dieselbe; denn hier ist der Neger als Souverän des Landes und Tyrann des Handels zugleich auch Herr der ganzen Situation. Zunächst eine gute Portion halb offener, halb versteckter Geringschätzung, dazu einige Andeutungen, daß er lästig falle, wenn man auch innerlich froh ist, daß er kam; etwas künstliche oder natürliche üble Laune, hie und da eine mürrische Grobheit, hie und da ein beißender Witz, dann eine sehr fein abzumessende Dosis erheuchelten Wohlwollens, und das Ganze zusammengerührt, aber so, daß er ja nichts merkt, mit der schärfsten Vorsicht, um keinen Preis ganz zu brechen: Das ungefähr ist das häufigste Rezept für den Umgang mit einem Negerpotentaten der westafrikanischen Küste. Je nach dem Falle, aber eigentlich selten, ist vielleicht auch ein plötzliches Aufbrausen bis zur entsetzlichsten Wut, aber bloß zum Schein, beileibe nicht aus wirklicher Leidenschaft, von gutem Erfolg. Alles kann schließlich helfen, ausgenommen allein eine Schwäche.

Untergebenen gegenüber wird es am besten sein, zuerst die größte Strenge und den größten Ernst zu wahren. Nach und nach kann man dann versuchsweise etwas Humor und wirkliches Wohlwollen vorkehren, was in der Regel schnell begriffen wird. Mit den eigenen Leuten ganz humorlos zu verkehren, wäre auf

die Dauer unerträglich. Nur muß man auch hier behutsam sein.

Es wäre durchaus falsch, zu meinen, daß man mit dem Neger wie mit einem wesentlich tiefer stehenden Wesen achtlos und ohne alle Rücksicht auf die eigene Würde, die ja doch kaum je gefährdet sei, verkehren dürfe. Im Gegenteil. Der Neger hat für gewisse äußere Rücksichten ein viel lebhafteres Anstandsgefühl als der mittlere europäische Plebejer, und man lernt bald einsehen, daß man gerade seiner ausgezeichneten Beobachtungsgabe gegenüber sich ganz besonders hüten muß, im Benehmen Blößen zu zeigen.

Mich hat oft die Frage beschäftigt: Wie mag der Neger uns Weiße empfinden? Ich glaube, der Eindruck, den wir auf ihn machen, ist auch ziemlich reich an Komik, aber bei weitem nicht ebenso harmlos. Ich glaube, der Neger empfindet uns als höchst merkwürdige, oft äußerst putzige und lächerliche, oft aber auch sehr gefährliche und böse, koboldartige Wesen. Respekt hat er nicht vor uns, wohl aber Furcht. Wir können viele Künste, die er nicht kann, aber darüber mag er eigentlich nicht lange reflektieren. Wie eine Dampfmaschine arbeitet, ist ihm gänzlich gleichgültig. Er würde ja doch niemals eine betreiben. Unsere europäischen Zeuge und Perlen sind ihm viel interessanter, denn die kann er sich aneignen, um sich damit zu schmücken. Daß wir sie ihm nicht ohne weiteres geben, sondern Palmöl und Elfenbein dafür haben wollen, erscheint ihm mehr als eine Laune von uns. Daß wir damit unsern Lebensunterhalt erwerben müssen, glaubt er nicht gerne, weil es ihm nicht paßt. Die Willens- und Begehrens-Impulse sind bei ihm mächtiger als die Hemmungen. Er ist beständig in der Stimmung eines Menschen, der über theoretische Dinge absolut nicht nachdenken mag. Er ist ein reiner Praktikus. Er wünscht nur immer.

Mitten zwischen die täglichen, meistens sehr langweiligen und mehr eine unverwüstliche Geduld erfordernden Obliegenheiten fallen häufig ganz plötzlich Aufgaben, die nur durch die größte akute Energie vollbracht werden können. Da kommt auf einmal

die Nachricht, der Faktorist So und so, weit oben am Flusse, hat ein schweres Fieber, zugleich haben ihm die Eingeborenen aus irgend einer frivolen Ursache ein böses Palaver gemacht und wollen ihn ausrauben, schleunigste Hilfe ist nötig. Oder der kleine Dampfer hat sich unten an irgend einer Bank festgefahren und muß so bald als möglich gelöscht werden, damit er nicht von schlechtem Wetter zu Grunde gerichtet wird.

Solche Fälle dürfen nicht verzögert werden. Da heißt es dann rasch das Boot fertig, etwas Proviant eingepackt und fort in strömendem Regen auf eine Ruderpartie die Nacht durch bis morgen Mittag um zwölf Uhr. Im Anfang mögen solche abenteuerliche Fahrten romantisch erscheinen. Aber die Romantik hält nicht lange vor, wenn man ihre Unannehmlichkeiten einmal gründlich gekostet hat.

Zuweilen kommt dann der Dampfer aus dem Süden, der nach Europa geht, unerwartet frühzeitig. Die Korrespondenz ist noch gar nicht angefangen. Da heißt es die Nacht durch schreiben und während des Tages das Ein- und Ausladen besorgen. Aber auch die aus Europa kommenden Dampfer bringen einige Aufregung, nicht blos geschäftlicher, sondern zugleich persönlicher Art. Denn da gibt es Briefe und Zeitungen. Man gewöhnt sich daran, jeden freien Augenblick mit dem Fernrohr nach der Mündung des Flusses hinabzuspähen, ob dort unten über dem schmalen Stück Meereshorizont nicht ein kleines Wölkchen oder die Spitze eines Mastes aufsteht, und wer solche erste Anzeichen eines Schiffes zuerst entdeckt, ist stolz darauf und läßt sogleich die Flagge hissen, um das Ereignis auch den anderen Faktoreien mitzuteilen, und auch auf diesen und auf der Mission steigen alsbald die Flaggen empor, hier die englischen, dort die deutschen. Zum Inventar einer Faktorei gehört nämlich stets ein möglichst stattlicher Flaggenmast.

Eine nicht genug zu rügende Unsitte, die an der ganzen Westküste herrscht, besteht darin, daß die Hauptmahlzeit erst um sieben Uhr abends oder gar noch später eingenommen wird. Des Morgens zwischen sechs Uhr und sieben Uhr gab es Thee und Kaffee

mit Butterbrod und kalten Fleischsachen. Mittags folgte das zweite Frühstück, der „Lunsch“, mit einem warmen Gericht und Bier oder Wein, zwei Stunden darauf wieder Kaffee und Thee, und erst wenn bereits die Lichter brennen, setzt man sich zum Diner, um von diesem weg etwa um zehn Uhr fast direkt ins Bett zu steigen. Spaziergehen kann man nicht mehr, denn es ist dunkel, und die schlechten Pfade voller Gestrüpp verleiden einem die so heilsame Bewegung auch beim schönsten Tageslicht schon genugsam. Da bleibt man also auf der Beranda sitzen, raucht eine Zigarre, kühlte sich das Gesicht mit dem Fächer, wiegt sich im Schaukelstuhl, erschlägt Moskitos und schwigt die genossene Feuchtigkeit der heißen Suppen und Saucen durch alle Poren. Eine Menge Verdauungsstörungen sind auf solche gesundheitswidrige Gewohnheiten zurückzuführen. Dabei sind die Mahlzeiten oft viel zu üppig, die Gerichte ebenso zahlreich als schlecht in Qualität und Zubereitung. Trotzdem ist der Appetit meistens gut, man langt tapfer zu und verzehrt Fett und Fleisch in ansehnlichen Quantitäten. Daß man unter den Tropen mehr nach vegetabilischer Nahrung verlangt, ist eine Fabel. Auch gibt es zu wenig frische Gemüse in Afrika. Man erhält dergleichen nicht, wenn man auch noch so sehr sich danach sehnte. Nur von Fernando Po kommen gelegentlich Gurken, Melonen, Kohl, Salate, frische Bohnen und Erbsen herüber. Auch Jams wird von dort in größerer Menge bezogen, nicht blos für den Tisch der Weißen, sondern auch zur Ernährung der Kru-Jungen.

Ein festliches Diner in den Faktoreien sieht äußerlich ungemain glänzend aus. Obenan sitzt der Chef des Hauses, rechts und links von ihm die Gäste nach ihrem Rang, dann folgen in zwei längeren Reihen links und rechts der Tafel die Angestellten, gleichfalls nach ihrem Rang geordnet. Einige große, stattliche Lampen strahlen ihr Licht herab auf das weiße Tischtuch; die vielen Schüsseln, Teller, Gabeln, Löffel und Messer glitzern ungemain reich und prunkend, und hinter den Stühlen eilen geschäftig die schwarzen Diener herum und ihre Augen und ihre Gebisse glitzern fast noch effektvoller als das Geschirr. Aber ach,

der innere Gehalt all des schönsten Flitters ist eitel nichtig und fade. Die Ziegenfleischsuppe mit kleinen Kartoffelchen, die in Madeira wuchsen, geht noch. Aber eine Menge kleiner Insekten, es sind geflügelte Ameisen, schwirren herum und scheinen sich darauf zu kapriziren, in ihr einen schmerzhaften Tod zu suchen. Dann kommt Kaviar. Es ist zwar bloß Elbkaviar, aber doch, hier in Afrika, welcher Luxus! Indes unser Stammen bleibt kurz: Rein ungenießbar, viel zu salzig. Jetzt werden die blindenden, Silber täuschenden Deckel von den Schüsseln genommen: Gefochtes Ziegenfleisch, gebratenes Ziegenfleisch, Ziegenfleisch-Ragout, kaltes gebratenes Ziegenfleisch, geschmorte Ziegennieren, gedämpftes Ziegengehirn, gefochtes Huhn, gebratenes Huhn, Curry mit Huhn, Paprika-Huhn, kaltes Huhn. Heute ist also der Vorzugstag, an dem es nur frische Fleischkost gibt. Sonst wären eben so viele Büchsenfleisch-Sorten, verschiedene Würste und Würstchen, Frikassees und Ragouts, alles in Hamburg gekocht, vorhanden. Sauerkohl, Schnittbohnen, Gurken, Kompott aus Hamburg und Lübeck, Reis aus Rangun und wieder die kleinen Kartoffelchen aus Madeira geben das Beiwerk. Ein schrecklich unverdaulicher Pudding mit türkischen Pflaumen und Schweizer oder Holländer Käse machen den Schluß. Man steht auf und zündet sich eine Zigarre an.

So vornehm wie hier beschrieben geht es indes nicht alle Tage zu, sondern meist nur, wenn besondere Gäste da sind. Häufig genug gibt es weiter nichts als den landesüblichen „Palmöl-Chop“, ein stark mit spanischem Pfeffer versetztes Hühnerragout, dessen dicke, breiige, rotgelbe Tunke aus frischem Palmöl besteht und sowohl in der Farbe als im Geschmack an das Material von Tünchern erinnert. Sehr beliebt auch ist das sogenannte „Aschanti Fowl“, ein gebratenes Huhn, dem die Knochen ausgelöst und dafür beträchtliche Mengen von spanischem Pfeffer zwischen die Muskeln eingefügt sind. Selten genießt man dieses Gericht, ohne dabei Thränen zu vergießen.

In Kamerun lebt man nicht bloß einfach billig und schlecht, sondern teuer und schlecht. Eine Ziege, das Haustier der

Armut und zugleich das einzige Haustier mit erträglichem Fleisch, kostet bis zu 50 Mark (4 Krn in Waren) und darüber. Ist die Nachfrage stark, so werden die unverschämtesten Forderungen gestellt, und die Neger wissen ziemlich genau Bescheid über die Dringlichkeit des Bedarfs. Man zieht die kastrierten Böcke vor und verschmäht in der Regel, weibliche Tiere zu essen, wegen einer bestialischen Gewohnheit, die von den Kamerunern an ihnen häufig ausgeübt werden soll. Afrikanische Hühner sind kaum zu genießen, sonstiges Geflügel ist selten, Wild in Kamerun fast unbekannt und auch unter den noch etwas häufiger, jede Woche vielleicht zweimal, angebotenen Fischen des Flusses ist keine einzige Spezie, die sich durch Wohlgeschmack auszeichnet. Für zehn Eier zahlt man gerne einen Schilling. Manchmal kann man aber auch für das Sechsfache dieses Sündenpreises keine bekommen und von den gebrachten ist die Hälfte faul oder angebrütet. Wer mit afrikanischen Hühnern sein Eiweißbedürfnis auf längere Zeit zu decken hatte, nimmt einen dauerhaften Widerwillen gegen das ganze Geschlecht mit sich durchs Leben. Kameruner Rindfleisch ist auch nicht viel besser, Schafe sind selten, die Ziegen schmecken noch am besten.

Unter solchen Verhältnissen ist es ein Glück, Konserven zu haben, so sehr diese auch dem frischen Proviant in jeglicher Hinsicht nachstehen. Bei den billigen Sätzen der Seefracht macht es bloß in bezug auf die Zeit einen Unterschied, ob man eine größere Anzahl Kisten von Hamburg nach Kamerun oder von Hamburg nach München zu schicken hat. Da nun Afrika an eßbaren Dingen so wenig bietet, läßt man sich also am besten allen erdenklichen Proviant aus dem gesegneten Erdteil Europa schicken, und die reiche Liste derjenigen europäischen Küchenartikel, die man in den westafrikanischen Faktoreien meistens vertreten findet, hat schließlich gar nichts Wunderbares. Ebensovienig die Thatsache, daß eine Flasche gutes Hamburger Bier in Kamerun bloß 70 Pfennig kostet. Jeder Dampfer bringt neue Zufuhr. Auch Rotwein ist schon für anderthalb Mark die Flasche zu haben, doch möchte ich diese verdächtige Billigkeit, der die Qualität entspricht,

nicht ohne weiteres loben. Zuweilen kauft man sich von den Negern einen Kürbis Palmwein.

Soweit Früchte liefernde oder sonst genießbare und nützliche Pflanzen in Betracht kommen, hat der europäische Handelsverkehr die Floren des ganzen Erdballs durch einander gemischt. Kamerun ist in dieser Beziehung ein noch sehr vernachlässigter, mancher Bereicherung fähiger Winkel. Man merkt es ihm an, der Europäer konnte sich hier viel weniger frei bewegen, als anderwärts, hier herrschte zu lange der Neger. In Kamerun fand ich nicht einmal Tomatos vor, jenes nützliche Unkraut, das sonst in den Tropenländern fast unausrottbar fortwuchert, wenn es einmal da ist, und Jahr aus Jahr ein köstliche Früchte trägt. Von mehreren hundert Samenkernen aus Früchten, die ich aus Fernando Po erhalten hatte, erwuchsen mir blos vier Pflänzchen, die gut gediehen, so lange ich sie täglich begoß und beschattete. Als ich krank wurde und sie nicht mehr regelmäßig pflegen konnte, welkten auch sie, und wer weiß, ob sie heute noch leben. Nur jene andere kosmopolitische Solanee, das Capsicum, der spanische Pfeffer, gedeiht auch hier in erfreulicher Menge auf dem Schutt der Dörfer.

Was Kamerun außer Kokospalmen an eingeführten Bäumen besitzt, ist ungemein wenig. Am häufigsten sieht man in den Dörfern den Mango-Baum, der wegen seines dichten Schattens beliebt zu sein scheint; die kameruner Mango-Pflaume jedoch ist die schlechteste, die ich kenne. Häufig ist auch die Papaia, der Melonenbaum, berühmt durch den reichen Pflanzenpepsin-Gehalt seiner sonst ziemlich schmacklosen Früchte; man benützt sie zuweilen zur Zubereitung des Fleisches. Die Brodfrucht, das Anacardium „Caju“, Guavas und andere Tropenfrüchte sind nur spärlich vertreten. Ananasse kommen vor, sind aber auch schlecht, und wenn sie von Negern gebracht werden, sind sie meistens noch unreif und sauer. Denn der Neger in seiner Gewinn gier vermag selten die richtige Zeit abzuwarten. Dasselbe gilt von Pomeranzen, Limonen und Zitronen, die ebenfalls hier und da in den Dörfern

vorkommen. Will man derlei in besseren Qualitäten haben, muß man eine Gelegenheit von Fernando Po abwarten.

Die europäische Gartenkunst hat es in Kamerun auch noch nicht weit gebracht. Schüchterne Versuche, Blumen und Früchte zu ziehen, findet man allenthalben in den Faktoreien. Die berühmtesten Leistungen dieser Art sind bei Herrn Allan zu sehen, der seiner Hult gegenüber in Sidorntaun ein größeres Schuppengehöft angelegt und durch allerhand schöne oder nützliche Pflanzen ausgeschmückt hat.

Von Ziersträuchern findet man in den Gärten der Faktoreien eigentlich bloß die folgenden vier Arten: Die schöne rote Hibiscus-Rose, die Apocynazee Allamanda, ein Gebüsch mit gelben Trichterblüten; die Lantana, das blasse „Wandröschen“ unserer Topfgärtnereien, und die Cassia lata, eine sehr interessante Heilpflanze, die der westafrikanischen Küste eigen zu sein scheint und deren frischer Saft ein ausgezeichnetes, äußerlich anzuwendendes Mittel gegen den Ringwurm ist, jene bei Schwarzen und Weißen ungemein häufige Hautkrankheit, die durch einen parasitären Pilz aus dem Geschlechte des Favus erzeugt wird. Als hervorragend ornamental wirkende Erscheinungen sind ferner einige riesenhafte Büschel des indischen Bambus im Garten der Akwa-Mission zu nennen und als willig gedeihendes üppiges Schlinggewächs, besonders geeignet zur Herstellung schattiger Laubgänge, trifft man hie und da eine Passiflora, bei den Portugiesen „Maracujá“, bei den Engländern „Grenadilla“ genannt, deren große melonenähnliche Früchte genießbar sind. Daß auch die Kokospalme, hier und dort in Reihen gepflanzt, zum Schmuck dient, versteht sich von selbst.

Zwei große Schwierigkeiten machen sehr genügsam und lassen selbst kleine Erfolge als überaus dankenswert erscheinen; das sind die Widerstände der Natur und die Faulheit der Neger, deren Hilfe man leider nicht gänzlich entbehren kann. Wer es einmal versucht hat, im tropischen Afrika etwas Gemüse zu pflanzen, Kohl, Salat, Radieschen, ja selbst Erbsen und Bohnen, die bei uns doch fast gar keiner Sorgfalt bedürfen, der weiß, was

für schlimme Feinde solcher Bemühungen Sonne und Regen dort sind. Die wahrhaft klotzigen Regen schlagen alles nieder, zerwühlen die Beete und schwemmen den Humus hinweg. Eine Stunde darauf bricht die Sonne durch, die Wassermassen sind in den Poren und Höhlungen des Laterits verschwunden und was von den Pflänzchen übrig blieb, wird jetzt von den glühenden Strahlen verfenget und vernichtet. Dabei ist noch der seltene Fall vorausgesetzt, daß die Samen überhaupt glücklich aufgegangen und nicht gleich von den Ameisen fortgeschleppt worden sind. Man müßte da beständig zur Hand sein, um die zarten Kulturen bald gegen den übermäßigen Sonnenschein, bald gegen den übermäßigen Regen zu schirmen und zu decken. Zugleich aber gedeiht das Unkraut, besonders die ungemein starken, robusten Gräser, die sich immer nur durch Rhizome vermehren, doppelt üppig als irgendwo anders. Es ist gerade, als ob die so vielfach gepriesene tropische Fruchtbarkeit eigentlich nur diesem unnützen Pflanzengesindel zu Gute käme.

Ich versuchte zwei Monate lang in der Graswildnis, die meine Wohnung, die verlassene Belltaun-Mission, umgab, meine ganze Kraft an der Herstellung eines Gartens. Der Platz, den ich hiezu säubern wollte, maß kaum ein halbes Hektar. Hatten wir uns glücklich bis zu dem einen Ende durchgearbeitet, so war mittlerweile am anderen das Gras wieder ebenso hoch wie vorher, und wo ein kleines Stückchen Rhizom in der Erde zurückblieb, schoß eine neue Grasgarbe auf. Allerdings muß ich dabei bemerken, daß sowohl die zwölf Kru-Jungen als auch die vier Kameruner, die hiezu verwendet wurden, hervorragend faul waren und eigentlich nur dann etwas thaten, wenn ich selber mithalf.

Die Indolenz und die Faulheit der Kameruner kümmert sich nicht gern um Dinge, die außerhalb des Schachers liegen. Hier und dort in den Dörfern stehen Baumwollstauden mit reichlichen Früchten, die unbenützt verkommen. Wie oft habe ich Kameruner, wenn sie mit ihren aussatzartigen Geschwüren ärztliche Hilfe bei mir suchten, ermahnt, solche rohe Baumwolle, die sie bloß aus-

zuzupfen brauchten, zum Verbinden mitzubringen. Denn der Konsum meiner europäischen Watte war ein sehr starker; es kamen im Tage bis zu dreißig Personen mit solchen, ganz beträchtlich großen Geschwüren. Aber lieber blieben sie weg und ohne Verband, wenn ich darauf bestand, daß sie selber etwas Material beschafften.

Als weitere Staffage einer Kamerun-Faktorei mit ihrem bescheidenen Gärtchen sind noch etliche Haustiere aufzuführen, nämlich Hunde, Katzen, Tauben und Enten aus Europa, sowie Affen, Ziegen, Schweine und Hühner, ferner auch gelegentliche Menagerie-Kandidaten für den zoologischen Garten in Hamburg, wie Geier, Zibethkatzen u. dgl. aus der Gegend selber. Überraschend war mir das gute Aussehen europäischer Hunde und Katzen, die ich in Kamerun vorfand, ganz im Gegensatz zu Angola, wo diese Tiere zu wahren Jammergestalten werden. Allerdings langhaarige oder wollhaarige Hunde scheinen auch in Kamerun viel zu leiden. Ein Wurf junger Käzchen gedieh in der Faktorei, in der ich wohnte, anscheinend ausgezeichnet, wobei freilich in Betracht kam, daß die Mutter eine erst kürzlich mit einem Segelschiff eingewanderte Kägin, also noch nicht vom Klima längere Zeit affiziert war.

Von den drei Hauptbedürfnissen des Menschen: Nahrung, Kleidung und Wohnung, ist noch am leichtesten zu befriedigen das zweitgenannte, die Kleidung, die man sich in Hamburg bestellt.

Die Europäer tragen in der Regel weiße Hemden, gestärkt und geplättet. Zur Arbeitszeit fehlt gewöhnlich der Halskragen. Bei feierlichen Gelegenheiten jedoch, am Sonntag oder zu gastlichen Zusammenkünften, schmückt man sich mit steifen Vatermördern und Manschetten und wenn man recht vornehm aussehen will, auch noch mit einer feuerroten Kravatte.

Das Waschen und Plätten wird am besten von festangestellten Akra-Männern, die zum Personal der Faktorei gehören, besorgt. Zugleich hat Kamerun auch zwei einheimische Wäscherinnen aufzuweisen. Die eine davon ist sogar aus allerhöchstem Blut, eine richtige leibhaftige Schwester des King Akwa. Aber

die Leistungen beider, insbesondere die königlichen der Prinzessin, sind nicht bloß ebenso niederträchtig schlecht als kostspielig, sondern auch höchst verderblich für alle Hemden, Jacken und Hosen, die man ihnen preisgab. Die Afrika-Waschmänner werden deshalb vorgezogen, obwohl man auch sie ebenso wie die Kru-Jungen jährlich sich verschreiben und nach Ablauf des Dienstjahres wieder per Dampfer in die Heimat zurückbefördern muß.

Als sonstige Kleidung trägt man am passendsten einen leichten europäischen Sommeranzug ohne Weste, Strohhut oder Korfhelm und Zeugschuhe. Über den nassen Ebbestrand und durch das seichte Wasser ins Boot oder durch Bäche reitet man, einen Sonnenschirm über dem Haupt, auf den Schultern der Kru-Jungen. Gleichwohl sind hohe Stiefel oft genug zu empfehlen.

Selbst einen Schneider gibt es bereits in Kamerun, dessen Hütte sogar durch die Anwesenheit einer Nähmaschine ausgezeichnet ist. Aber die Nähmaschine geht schon lange nicht mehr, weshalb „Mister Iſak Afrika Tailor“ (so heißt er nämlich) es vorzieht, in Herrn Schmidts Faktorei zu arbeiten, wo eine andere noch unverdorbene Nähmaschine seine Künste herausfordert. Im Dezember 1884 hatte ich mir durch Herrn Fürs, den Agenten von Bimbia, aus Fernando Po weißes Zeug für Röcke und Hosen besorgen lassen und Mister Iſak Afrika Tailor zur Formung übergeben. Erst im April 1885 war diese Kleiderpracht fertig, aber sie paßte nicht. Am 17. Mai ungefähr waren die nötigen Änderungen daran endlich zu stande gekommen, aber an demselben Tage wurde ich totkrank nach Hause geschickt. Außer Mister Iſak Afrika Tailor kenne ich noch ein paar Kamerun-Weiber als Personen, die mit der Nähmaschine umzugehen wissen.

Eines Schusters allerdings konnte Kamerun noch nicht sich rühmen. In Viktoria saß damals ein solcher. Er nannte sich „Senhor Marsalino Silvestre“, war ein portugiesischer Hosen neger aus Loanda und that hocheifrig und erstaunt, als ich zu ihm portugiesisch und angola redete. Doch hatte er von diesen seinen eigentlichen Muttersprachen viel vergessen, ohne deshalb

im Englischen sicherer zu sein. Auf welche legitime oder nicht legitime Art er nach Viktoria geraten war, verschwieg er. Wenn man ihm Stiefel zum Flicken zuschickte, dauerte es mindestens zwei Monate, bis man sie wieder bekam.

Auch der Komfort im Wohnen läßt noch ungeheuer viel zu wünschen. Man merkt es dem afrikanischen Handel an manchen Punkten der Küste immer noch an, daß er zuerst von vorübergehend verankerten Schiffen aus, die nach einiger Zeit wieder absegelten, betrieben wurde. An den offenen Rheden einiger Küstenstrecken steht er noch heute auf diesem ersten Stadium seiner Entwicklung. Eine größere Beständigkeit begann dann dadurch, daß man alte Schiffe herausjandte, die in Flußmündungen und geschützten Buchten etwas fester verankert und abgetakelt wurden, um als „Hulks“, als schwimmende Faktoreien, den Rest ihrer Tage abzuverdienen. Erst in einem dritten Stadium, wenn mit dem Verkehr auch die Sicherheit zunahm, siedeln sich die Kontore mit ihren Magazinen und samt den Wohnräumen ihrer Bediensteten auf festem Lande an. In Kamerun geht eben der Übergang aus dem zweiten ins dritte Stadium vor sich.

Die Woermann-Faktoreien sind bereits alle auf dem Ufer errichtet und an die Hulk-Periode dieser Firma erinnert nur mehr ein langsam zerfallendes Wrack, das drüben nach dem Mungo-Krif zu auf einer Sandbank liegt. Auch die Tage der Hulk „Luise“ von Zanzen und Thormählen sind bereits gezählt. Schon seit zwei Jahren leckt sie, das Dichten ist sie nicht mehr wert, sie ist auch schon vollständig ausgeräumt und ihr Inhalt in ein neues Faktoreigehöft auf's Ufer verbracht. Von den englischen Firmen ist eine schon lange an Land, die sechs anderen schwimmen zwar noch, aber auch sie haben sich vorsorglicherweise am Ufer Schuppen gebaut.

Alle Entbehrungen wären schließlich leicht zu ertragen, wenn nicht auch noch die Tücken eines feindlichen Klimas dazu kämen. Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Moskito's und Ärger mit

den Schwarzen sind nichts gegen das ewige Fieber, von dem man sich seine schönste Arbeitskraft und Arbeitslust immer wieder unterbrechen und zerstören lassen muß. Es ist das der einzige schwerwiegende Vorwurf, den unser Kamerun-Gebiet wirklich verdient. Der Satz „Je fruchtbarer um so ungesunder“ gilt eben auf der ganzen Erde zwischen den Wendekreisen. Nur schade, daß man diesen leidigen Satz nicht umkehren kann. Denn es gibt Länder, die zwar ungesund aber noch lange nicht fruchtbar sind, so zum Beispiel die unteren Kongo-Strecken und ein großer Teil von Angola. Für Kamerun ist doch wenigstens jene Entschädigung wirklich vorhanden.

Und was für lustige Bocksprünge hat auch über dieses Thema die öffentliche Meinung vor noch nicht allzu langer Zeit uns vorgemacht! In Kamerun las ich einmal einen in Deutschland geschriebenen Kolonial-Artikel, welcher dem Publikum zumuthete, das Kamerun-Gebiet geradezu als einen klimatischen Kurort allerersten Ranges zu verehren. Mir war jene Nachricht um so interessanter, da ich eben krank darniederlag und auch andere Europäer in größerer Zahl kränkelten. Seitdem scheint nun eine entgegengesetzte Ansicht herrschend geworden zu sein. Heute ist Kamerun eine Pesthöhle, aus der niemand lebend zurückkommt.

Doch was sollen wir den Zeitungen derlei Extravaganzen übel nehmen, wenn selbst die gangbarsten Aussprüche berühmter Reisender über das afrikanische Klima sich in zwei Extremen bewegen, von denen das eine sinnloser ist als das andere. Zuerst heißt es, an der Küste falle die Hälfte der Neuangekommenen dem Fieber zum Opfer und gleich darauf, daß das Innere gesund sei. Eine richtige Statistik existirt für keine von beiden Behauptungen. Sie entsprangen beide demselben so oft begangenen Fehler des falschen Generalisirens, jenem so häufigen Mangel an Kritik, der sich hauptsächlich in der Neigung kundgibt, zufällig beobachtete extreme Vorkommnisse als die Regel zu betrachten. Wenn wir irgendwo vom Fieber verschont bleiben, dürfen wir beileibe nicht sagen: Hier gibt es kein Fieber,

und ebenso unrichtig wäre es, zu meinen, daß da, wo man einmal viele Krankheiten traf, es immer so sein müsse. Die Epidemien schwanken nicht bloß in Bezug auf die Zahl der Fälle, sondern auch in Bezug auf die Schwere der einzelnen Fälle. Der oben erwähnte gräßliche Prozentsatz der vom Fieber hingerissenen Opfer würde, wenn er Thatsache wäre, schon längst so abschreckend gewirkt haben, daß es an der Küste gar keinen Kaufmann mehr gäbe. Dieser Pessimismus schadet aber wenigstens nichts. Schaden stiften könnte dagegen eine allzu große Hoffnung auf die höher gelegenen Gebiete des Innern.

Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte wie überall. Was wir von den schlechten Gesundheitsverhältnissen Kameruns erfahren haben, nur seit wenigen Monaten, seitdem wir uns überhaupt um Kamerun kümmern, ist kein Maßstab für die Regel. Die kriegerischen Wirren hatten vorübergehend Zustände geschaffen, die gerade das Gegenteil waren von dem, was wir Komfort nennen, genau so wie in einem europäischen Krieg. Und auch ganz abgesehen von diesem Moment des Zufalls, selbst in normalen Zeitläuften sind die Komfort-Verhältnisse in Kamerun bisher so überaus dürftig gewesen, daß auch sie noch einen weiten Spielraum für Verbesserungen gewähren.

Es gibt noch keine Statistik über die Morbidität und Mortalität der afrikanischen Küste, und vorläufig können wir Schlüsse hierüber nur aus dem allgemeinen Aussehen der dort ansässigen Europäer ziehen. Da sind Plätze, wo die Weißen in größerer Zahl kränklich, mager und gelb herumherschleichen und solche, wo die meisten vergleichsweise frisch und gesund erscheinen. Kamerun gehört zu der letzteren Sorte.

Überall im tropischen Afrika herrscht das Fieber. Es ist das dieselbe Krankheit, die wir als *Malaria*, *Sumpf-* oder *Wechselfieber* in Rom, in Pola, in Germersheim, in Wilhelmshafen, in allen Marschgegenden an der Nordsee von Hamburg bis Antwerpen, in Kleinasien, Ost- und Westindien, in den Vereinigten Staaten, kurz eigentlich überall auf der ganzen Erde kennen, mit zahllosen Abstufungen vom leichtesten Unwohlsein bis zum

raschen Hinwegsterben unter den Erscheinungen einer Cholera oder eines Typhus. Neben der Malaria kommen für das tropische Afrika andere Leiden kaum in Betracht. Höchstens noch wäre die Dysenterie zu nennen, und zwar vorzugsweise jene leichtere, ungiftige Form derselben, welche aus schlechter Ernährung hervorgeht. Kein Europäer im tropischen Afrika ist sicher, vom Fieber verschont zu bleiben, falls er einmal eine Nacht an Land geschlafen hat.

Schätzungsweise möchte ich meinen, daß jeder gesunde kräftige junge Mann im Alter von 25 bis 35 Jahren, der sich nach Kamerun begibt, um dort drei Jahre lang als Kaufmann in einer mittelmäßig gut ausgestatteten Faktorei zu dienen, für diese Zeit unter normalen Verhältnissen folgende Wahrscheinlichkeiten eingeht: Zu sterben, 5 Prozent; vor Ablauf der drei Jahre wegen fortgesetzter Fieber und wegen Blutarmut nach Hause zurückkehren zu müssen, 10 Prozent; eine merkliche Schädigung seiner Gesundheit für das ganze Leben davon zu tragen, 20 Prozent; ohne besondere Schädigung heimzukehren, 65 Prozent. Für Ackerbauer mit sehr geringem Komfort und mit der Notwendigkeit, das tägliche Brot im Schweiße des Angesichts zu verdienen, würden dieselben Zahlen in umgekehrter Reihenfolge zu ordnen sein.

Das Fieber läßt sich ohne besonderen Schaden Jahre lang aushalten, vorausgesetzt, daß man den nötigen Komfort und eine gewisse Spannkraft der Seele besitzt, zwei Dinge, die den sogenannten unteren Klassen meistens nicht zu Gebote stehen. Wie schnell die sogenannten gemeinen Leute unterliegen, wie wenig Widerstandsfähigkeit sie meist besitzen, haben die vielen Erkrankungen unserer Matrosen gezeigt. Körperliche Arbeiten sind auch in Afrika zuträglich für die Gesundheit, aber nur am frühen Morgen und am späten Abend, und nur als Sport und Erholung, niemals als Zwang zum Erwerb des täglichen Brotes. Nach allen Erfahrungen, sowohl über das tropisch-afrikanische Klima, als auch über die Beschaffenheit unserer Auswanderer muß die Möglichkeit einer Besiedelung des tropischen Afrika

durch deutsche Ackerbauer aufs entschiedenste verneint werden. Nach der ersten Aufackerung des Bodens würde eine Epidemie ausbrechen, die sie bald dahinraffte. Die Portugisen in Angola haben ein derartiges trauriges Experiment auf dem Gewissen.

Immunität oder Gewöhnung an das Fiebergift kommt vielleicht vor, ist aber jedenfalls ungemein selten und niemals sicher. Hier und da trifft man nämlich einen Europäer, welcher behauptet, schon sechs oder mehr Jahre an der Küste zu leben, ohne jemals ein Fieber gehabt zu haben. Es ist ja möglich, daß ältere Personen, etwa von 50 Jahren an, wenn sie bis dorthin noch nicht erlagen, gegen das Fiebergift weniger empfindlich sind. Fast alle die wenigen älteren Herren, die man an der Küste antrifft, behaupten, das Fieber könne ihnen nicht mehr an. Am meisten leiden stets die jungen 18- bis 25jährigen Ankömmlinge, welche durchschnittlich sechs Wochen bis drei Monate nach dem Betreten des Landes ihr erstes Fieber erleben. Wiederholt sich das oft, so tritt allmählig Blutarmut ein.

Auch die Neger haben vom Fieber zu leiden. Gleichwohl kann man oft genug das Gegenteil behaupten hören. Denn nirgends kursiren über dergleichen Dinge mehr schlechte Beobachtungen und leichtfertige Behauptungen als in Westafrika. Man kann nicht einmal ohne Weiteres sagen, daß der Neger das afrikanische Klima immer und überall besser verträgt, als der Europäer. Es gibt da Unterschiede, über die sich keine Regel konstruiren läßt. Auffallend wenig leiden am Fieber die Kameruner. Aber die eingeführten Kru-Zungen haben Fieber nicht minder oft und heftig wie die Weißen. Diese Erscheinung möchte sich vielleicht erklären aus der Annahme, daß es auch für die Neger bloß eine örtliche Akklimatisirung gibt. Allein die Kru-Zungen sollen in ihrer eigenen Heimat gleichfalls stark vom Fieber zu leiden haben, und auf dem Hochplateau von Angola und Lunda habe ich drei Jahre lang die Erfahrung gemacht, daß die jeweiligen Eingeborenen ebenso häufig vom Fieber be-

fallen werden wie fremde Neger und schließlich sogar wie die Weißen.

In der letzten Zeit scheinen die klimatischen Verhältnisse für die afrikanische Westküste besonders schlimm gewesen zu sein. Das ist aber kein Maßstab für die Regel. Die endemischen Krankheiten steigen und fallen in Kurven von zehn und mehr Jahren Länge, kein Mensch kann sagen warum. Die Sansibar-Gegenden scheinen gerade eine besonders günstige Periode zu haben. Daraus folgt noch nicht, daß es so bleiben werde. Vor zehn bis fünfzehn Jahren, zur Zeit Cameron's, Stanley's und der ersten Belgier herrschte auch dort eine ganz beträchtliche Mortalität der Reisenden. Das erinnert an einen allenthalben in Afrika wiederkehrenden eigentümlichen Optimismus der europäischen Ansiedler für die jeweilige Örtlichkeit ihres Aufenthalts. Immer wieder erhält man als Antwort auf Fragen über die betreffenden Gesundheitsverhältnisse: „Ach hier, hier geht es noch ganz erträglich, aber dort im Nachbarort B. sind sie fortwährend krank.“ Kommt man nach B., so hört man ganz dasselbe von A. behaupten. Das Zurückbleiben der Wirklichkeit gegen die übertrieben schlimmen Erwartungen dürfte diesen Widerspruch erklären.

Besonders dringend zu warnen ist vor der Annahme, daß das höher gelegene Innere absolut gesünder sei. Im ganzen tropischen Afrika gibt es sicher nicht ein einziges Quadratkilometer ohne Fiebermiasma, und sollte auch dieses Fiebermiasma auf dem kühleren Hochland an sich weniger intensiv sein, so sind dafür die Entbehrungen und der Mangel an Komfort wegen der größeren Entfernung von der Küste dort oben um so bedeutender und gleichen jenen Vorzug hundertfach aus.

Die gesundheitlichen respektive krankheitlichen Verhältnisse irgend eines Platzes setzen sich überhaupt stets zusammen aus zwei Faktoren: 1. Aus der Menge und Kraft der vorhandenen Schädlichkeiten; 2. Aus der Wirksamkeit der vorhandenen Schutzmittel gegen die Schädlichkeiten. Daß das Fiebergift an der

afrikanischen Westküste an sich wesentlich stärker sei als in Europa, erscheint mir zweifelhaft. Denn man braucht in Afrika zur Unterdrückung eines gewöhnlichen Fiebers nicht mehr Chinin zu verabreichen als bei uns. Ein bis zwei Gramm genügen fast immer. Für den jungen Mediziner, der eben erst aus der Schule kommt, nimmt man in Afrika überhaupt auffallend wenig Chinin. Nur in der größeren Anzahl perniziöser Fälle, die übrigens auch in Europa nicht gänzlich fehlen, dürfte ein Unterschied liegen, und zum Zustandekommen dieser gehören vielleicht noch andere noch unerforschte Verhältnisse. Allerdings zeichnet sich das Fieber in Afrika dadurch aus, daß es seltener die bei uns gewöhnlichen Stadien, Frost, Hitze, Schweiß, durchläuft, sondern mehr kontinuierlich auftritt. Etwa einmal in tausend Fällen nimmt es den sogenannten perniziösen Charakter an: Die Temperatur bleibt länger auf einer Höhe von 40 bis 42 Graden, die Haut wird gelb, in den Ausleerungen sind reichliche Blutergüsse; mindestens die Hälfte der davon Betroffenen stirbt nach zwei bis drei Tagen.

Die sogenannten larvirten Wechselfieber-Formen, z. B. periodisch auftretende Zahn- und Gesichtschmerzen, durch Chinin heilbar, scheinen selten zu sein. Ich kann mich nicht erinnern, von einem derartigen Fall je gehört zu haben.

Über äußere Einflüsse, welche Fieberausbrüche begünstigen, weiß ich bloß Erfahrungen an mir selbst mit einiger Sicherheit zu berichten¹⁾. Ärger, Kummer und Magenverderbung

¹⁾ Die hier gegebenen Anschauungen sind gewonnen auf Grund einer dreijährigen Reise im südwestlichen Viertel des Kongobeckens und eines zehnmonatlichen Aufenthaltes in Kamerun. Die ersteren Gegenden können als Typus des vergleichsweise trockenen innerafrikanischen Hochplateaus, die letztere als Typus eines überaus feuchten Küstenstriches gelten. Schließlich läßt sich das von Afrika Gesagte auch auf alle anderen Tropenländer anwenden. Auf dem Hochplateau unter sieben bis elf Grad südlicher Breite, 1000 Meter über dem Meere, schwanken die Temperaturen der Luft in der Regenzeit täglich zwischen 17 und 27, in der Trockenzeit zwischen 7 und 27 Zentigraden.

habe ich so oft als Gelegenheitsursachen des Fiebers kennen gelernt, daß ich an ihrer Wirksamkeit nicht mehr zweifeln kann. Fast nach jedem Skandal mit meinen Trägern, nach jedem Kriegszustand mit eingeborenen Potentaten, nach jeder fehlgeschlagenen Hoffnung kam pünktlich ein Fieber. Erkältungen und Durchnässungen hatten höchstens hier und da einen tüchtigen Schnupfen oder einen kleinen Rheumatismus im Gefolge. Die erlittenen Magenverderbungen waren zweierlei Art. Im Innern verzehrte ich einigemale aus Hunger schwer verdauliche Dinge, wie rohe Maniokwurzeln, unreife Maiskolben oder Honig in größerer Menge. An der Küste wirkten oft gegenteilige Unregelmäßigkeiten, nämlich allzu reichliche Diners, krank machend auf mich ein. Wenn schon die bei uns zuweilen übliche Massenzufuhr von Nährstoffen in festlicher Versammlung eine gesundheitswidrige Unsitte ist, so gilt das noch viel mehr an der westafrikanischen Küste, wo die unvernünftige und ungebildete Brunkfucht der Faktoristen häufig genug durch die Quantität der Speisen und Getränke zu ersetzen sucht, was diesen an Qualität mangelt. Jener andere gesundheitswidrige Unfug, daß die Hauptmahlzeiten der Faktoreien fast immer viel zu spät am Abend kurz vor dem Schlafengehen eingenommen werden, dieser große Fehler, der nur aus Geschäftsrücksichten zu verstehen ist, muß unbedingt abgeschafft werden.

Außer dem Fieber und einigen sogleich näher zu bezeichnenden Hautkrankheiten sind in Kamerun keine besonderen spezifischen Krankheiten heimisch. Während und infolge der kriegerischen Zeitläufte des vorigen Jahres kam auch Dysenterie vor, aber bloß aus den nämlichen Ursachen, Mangel geregelter Nahrung und schlechter Lebensweise überhaupt, wie im Jahr 1870 unter unseren Truppen in Frankreich.

Die Hautkrankheiten beginnen gewöhnlich mit jenem allgemein tropischen Übel, das von den Seeleuten „Roter Hund“ genannt wird und auf einer Entzündung der übermäßig in Anspruch genommenen Schweißdrüsen beruht. Auf der solchermaßen vorbereiteten Haut siedeln sich dann gerne parasitäre Pilze

an, so besonders häufig ein Favus namens Trichophyton, der den „Ringwurm“ erzeugt. Neben dem Ringwurm wird noch ein juckendes, trockenes Ekzem unterschieden und als „Krokro“ bezeichnet, dessen Ursache unbekannt ist. Beide erhält man durch Übertragung von der schwarzen Dienerschaft.

Bei den Negern entwickeln sich Hautkrankheiten wegen mangelnder Pflege des Körpers natürlich viel schlimmer, und außerdem gibt es bei ihnen Formen derselben, von denen der Europäer verschont zu werden scheint, wie Elefantiasis und „Pola“, welche letztere eine Geschwürsart ist, die auf den ersten Blick an Ausfall denken läßt, aber auf Jodoform-Behandlung ungemein rasch zu heilen pflegt. Hier und da sieht man Pockennarben bei ihnen.

Sehr viel unverantwortliches Gerede muß man in Afrika häufig über Syphilis hören. Als Arzt gestehe ich, daß ich niemals einen zweifellosen Fall dieses Hauptübels der europäischen Menschheit bei Kamerunern beobachtet habe. Nach Allem was man weiß, fehlt die Syphilis auch den Negern der Küste nicht, denen die Weißen sie häufig bringen. Aber sie scheint unter dem Einfluß des täglichen Schwigbades, das die Tropennatur bereitet, einen ziemlich milden Verlauf zu nehmen und bald zu erlöschen. Der ungebildete und meistens auch nicht gewissenhafte Laie glaubt natürlich bei jedem ekelhaften Hautübel, das er sieht, jenen ihm geläufigen Begriff anwenden zu müssen. Das Gleiche gilt von den zahlreich kirsirenden Vergiftungsgeschichten. Stirbt einmal ein Faktorist an einem perniziösen Fieber, so wird von seinen Kollegen häufig genug gleich eine Vergiftung oder gar eine Verhexung durch eingeborene Zauberer angeschuldigt. In Afrika verneuert man eben sehr leicht.

Soviel über den ersten Faktor der Morbidität, welchen wir „Menge und Kraft der vorhandenen Schädlichkeiten“ nannten. Wie verhält es sich nun mit dem zweiten, „den vorhandenen Schutzmitteln gegen dieselben und deren Wirksamkeit?“

Diesbezüglich herrschen in Kamerun so traurige Zustände, daß wir aus ihnen die schönsten Hoffnungen schöpfen können.

Hygienischen Verbesserungen ist der allergrößte Spielraum geöffnet. Namentlich die Wohnräume, die doch als jene Örtlichkeiten zu betrachten sind, in denen wir die längste Zeit unseres Lebens, Gutes und Böses einatmend, zubringen, sind dort so gelegen und so beschaffen, daß sie den Grundsätzen der Hygiene geradezu spotten.

Die meisten Kaufleute wohnen, wie gesagt, noch immer auf sogenannten Hulks. Daß auch solche halb verfaulte Fahrzeuge manches zu wünschen lassen, ist selbstverständlich, aber immerhin scheinen sie zum Wohnen gesünder zu sein als die festen Faktoreien auf dem Lande. Da jedoch die Hulks allmählig leck und unbrauchbar werden und da zugleich die öffentliche Sicherheit zunimmt, so herrscht seit längerer Zeit eine Tendenz, den Handel allgemein aufs Trockene zu verlegen. Aber mit welchen schrecklichen Bauplätzen mußten die Kaufleute hiezu vorlieb nehmen. Oben auf dem zehn Meter hohen Plateau liegen dicht an einander die Dörfer. Eine einzige Ausnahme abgerechnet, sahen sich deshalb die Kaufleute genötigt, unterhalb des Plateau-Steilrandes, zum Teil auf künstlichen Plattformen im Bereich von Ebbe und Flut, sich anzusiedeln. Diese Plattformen sind naturgemäß schlecht konstruiert, die Abspülung der Hochwasser nagt täglich zweimal an ihnen und richtet häufig Zerstörungen an. Nach drei Seiten sind sie von Schlick- und Sandflächen umgeben, die zur Ebbezeit den Bevölkerungen der Dörfer als allgemeiner Abtritt und dem Strom als Ablagerungsstätte seines Kehrichtes faulender Pflanzen dienen.

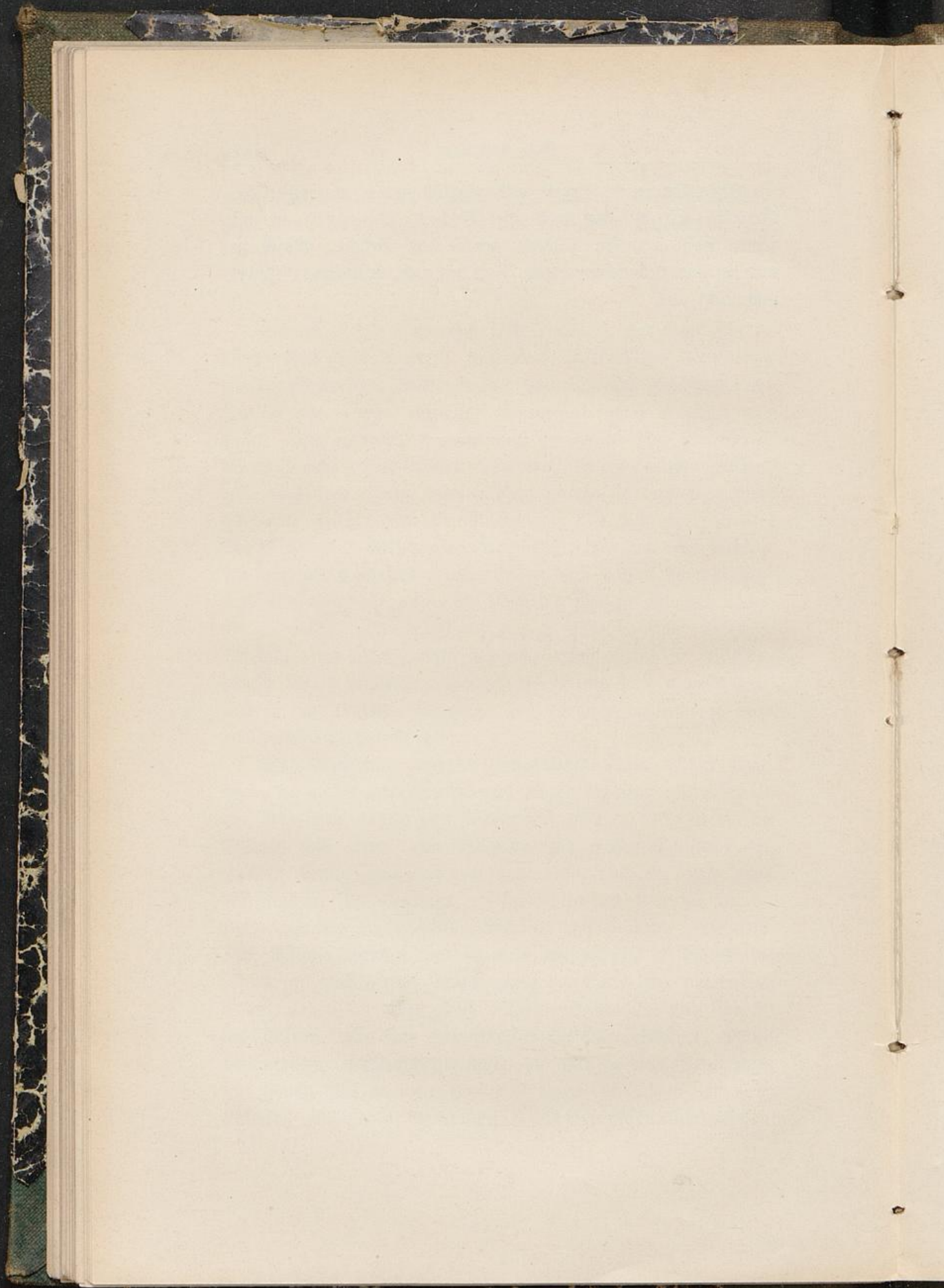
Sehr mißlich sind auch die Trinkwasser-Verhältnisse in Kamerun. Das Wasser des Flusses ist ekelhaft schmutzig, hier und da treiben auf ihm weithin die Luft verpestende Menschenleichen herab, zur Zeit der Flut wird es ziemlich stark salzig. Die Eingeborenen trinken von einigen nicht sehr sauberen Quellen, die aus dem roten Laterit-Plateau, aus dem vielfach verunreinigten Boden der Dorfschaften, hervorrieseln. Die Kaufleute haben sich innerhalb der Faktoreien, also unterhalb des Plateaus, ungemein dürftige Brunnen gegraben, die meistens nur

aus einem in die Erde gesenkten Faß bestehen und noch verdächtiger sind, da sie ganz unten und bereits im Schwemmgelände des Flusses liegen.

Schnell ist der afrikanische Tag vorüber, und man geht zu Bett. Das Bett ist breit, mit einem rosafarbenen Moskitonez wie ein Himmelbett überzogen und sieht äußerlich gleichfalls recht stattlich aus. Ein elegantes Eisengestell trägt Matratze und Kissen, zum Zudecken braucht man gewöhnlich bloß ein dünnes Leintuch, doch ist für kühlere Temperaturen eine leichte Wollendecke vorhanden. Liegt man in dieser Pracht, so kommt gewöhnlich auch wieder eine Enttäuschung. Die Matratze ist eitel Maisstroh mit harten Hervorragungen, die sich bei näherer Prüfung als besonders robuste Knoten und Kolben herausstellen. Das Netz aber, das gegen die Moskitos schützen soll, hat Löcher und ist bereits innen besetzt mit einigen dieser lieblichen Tierchen. So lange das Licht brennt, thun sie noch als ob sie schliefen; sobald ich es auslösche, werden sie meinen Leib umwimmern. Und ist das Moskitonez ganz, so schließt es vielleicht zu dicht und verhindert den Luftzug.

Das Glasfenster meines Zimmerchens bleibt in der Regel offen, es müßte denn Sturm und Regen kommen. Draußen in der herrlichen lauwarmen Mondnacht glitzern und säufeln die Palmen und zirpen und schnarren und quaken Tausende von Zikaden, Grillen und Fröschen. Ich möchte noch ein wenig lesen, das schläfert ein. Nebenan auf dem Tischchen steht die Lampe. Hei, wie das die nächtliche Tierwelt von draußen hereinzieht. Jede Minute brummt und schwirrt ein anderes ekelhaftes Ungetüm um mich herum, rennt gegen die Wand an, plumpst zu Boden, erholt sich aber gleich wieder und brummt und schwirrt von Neuem. Es sind hauptsächlich Gottesanbeterinnen, Maulwurfgrillen, Nachtschmetterlinge, hie und da eine Fledermaus, sehr häufig aber auch ein zwei Zoll langer und einen Zoll dicker Käferlak. „Schwaben“ nennt man bei uns diese abscheulichen Wesen;

in Afrika können sie fliegen, und plötzlich sitzt so ein widerliches Geschöpf mir auf der Kante des Buches und gaukelt mir mit seinen ewig nervösen Fühlern gerade ins Gesicht. Rasch auf und ein Handtuch geschwungen. Fort mit euch, gräuliches Gesindel, und Licht aus.



III.

Programm für die Entwicklung.

III
BIBLIOTHECA MUSEI HISTORICI
MUSEI HISTORICI

Wirtschaftliche Bedeutung und Produktionskraft. Handel und Pflanzung. Fruchtbarkeit. Empfehlenswerte Kulturen. Hygienische Maßregeln. Das Fiebergift und seine Bedingungen. Rat schläge in Bezug auf Wohnung, Kleidung, Nahrung. Sanatorium. Liederlichkeit und Trunksucht. Die schwarzen Herzensfreundinnen. Notwendigkeit eines Arztes. Chinin. Erforschung des Hinterlandes und Festlegung der Grenzen. Wege und Transportmittel. Die afrikanischen Eisenbahnprojekte. Reitochsen. Der Elefant als Lasttier. Die Arbeitsfrage. Abschaffung der Handelsmonopole. Ohne Kolonialtruppe wird es nicht gehen. Vorschieben der Faktoreien oder Herabkommenlassen der Produzenten? Grundeigentum. Hoffnungen auf die unverdorbenen Stämme des Innern. Sklaverei und Schnaps. Unsinn und Heuchelei in der Antisklaverei-Bewegung. Das Recht in Afrika. Prinzip der möglichsten Nichteinmischung. Hebung der angestammten Autoritäten. Das Ansehen der weißen Rasse. Steuern. Geprägtes Geld. Schulen. Zweifelhafte Wert der englischen und verwandter Missionen. Schluß.

Was werden wir nun mit unserem Kamerun-Besitzum anfangen? Haben wir recht gethan, uns auch noch die Sorgen einer Kolonialpolitik aufzubürden? Werden wir für die gebrachten und noch zu bringenden Opfer ausreichend entschädigt werden? Oder wäre es vielleicht besser, das Geschehene rückgängig zu machen?

Soweit Kamerun in Betracht kommt, glaube ich, daß die Zukunft eine befriedigende Antwort geben wird. Der Wert des Kamerun-Gebietes gehört überhaupt den Reichtümern der Zukunft an. Für die Gegenwart ist seine wirtschaftliche Bedeutung noch gering. Der Handel bezieht die ganze Ausfuhr an Palmöl, Palmkernen, Elfenbein und Kautschuk aus einer Produktionszone, die nicht tiefer ins Innere reicht als höchstens hundert Kilometer, nicht viel weiter als die an sich kurzen Wasserläufe mit Kamuis zu befahren sind, und große Karawanenstrassen

münden hier nicht. Alle diese Artikel wachsen so zu sagen von selbst, ohne erhebliche Beihülfe des Menschen. Eine ergiebigere Ausnutzung des Bodens ist noch gar nicht versucht. Und doch sind gerade hier Bedingungen vorhanden, welche zu einer tätigen Betriebsamkeit mehr als anderwärts ermuntern. Die Entwicklung des Kamerun-Gebietes wird ihr Hauptmoment im Anbau haben.

Sicherlich ist auch der Handel einer größeren Ausdehnung fähig. Der alte Wunsch unserer Kaufleute, die Faktoreien bis zu den Produzenten vorzuschieben, oder besser noch, jene herabkommen zu lassen, was die Kamerun-Leute bisher zu verhindern gewußt haben, wird in Erfüllung gehen, und unsere Kaufleute werden sich mit den Produzenten in den bis zu 200 Prozent emporgeschraubten Gewinn teilen, den bisher die Dualla als letzte, die Abo und Wuri als vorletzte, und wahrscheinlich auch noch andere, noch weiter rückwärts wohnende Zwischenhändler aus den Produkten gezogen haben. Aber sollte auch schließlich unser Handel noch weiter nordostwärts, bis in die Nähe des Niger und Binue vordringen, an dieser großen Wasserstraße wird er immer seine Grenze finden. Denn mit einer solchen kann höchstens eine Eisenbahn konkurrieren.

Schon deshalb müssen wir es als besonderes Glück betrachten, daß gerade das Kamerun-Gebiet in Bezug auf Produktionskraft wenn nicht das günstigste, so doch eines der günstigsten Gebiete des sonst vielfach überschätzten afrikanischen Kontinentes ist. Es war zu verwundern, wie die klugen Engländer, die doch sonst überall die besten Punkte der Erde sich anzueignen verstanden haben, gerade diesen so lange frei lassen konnten. Freilich, als wir auf einmal die Hand darnach ausstreckten, streckten auch sie ihre Hand aus, kamen aber glücklich zu spät.

Man hat die Kolonien in Handels-, Pflanzungs-, Ackerbau-, Viehzuchts- und Bergwerks-Kolonien geschieden. Von den fünf Arten der Nutzung, die diese Bezeichnungen ausdrücken, sind in Kamerun nur die zwei ersten und vielleicht noch die vierte denkbar. Das herrschende Zeitbedürfnis legt zugleich eine Ein-

teilung in Bauern-Kolonien und Herren-Kolonien nahe. Nach jenen geht unser Überfluß an Bevölkerung, um dort aus jungfräulichem Boden durch eigene Arbeit sich Nahrung zu schaffen. Nach den letzteren wenden sich unsere Kapitalisten, um durch Handel und Arbeit der Eingeborenen Gewinn zu erzielen. Von diesen beiden Begriffen ist der erstere für Kamerun wie für das tropische Afrika überhaupt völlig auszuschließen. Auswanderer nach dem tropischen Afrika locken zu wollen, wäre Massenmord. Nur mit den Arbeitskräften der Eingeborenen werden wir dort produzieren können.

Ob im Kamerun-Gebiete Mineralschätze verborgen liegen, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Wir wissen darüber zu wenig oder fast nichts, und das wenige, was wir wissen, läßt eher vermuten, daß Mineralschätze fehlen. Gewöhnlich erfuhr man das Vorhandensein edler Metalle schon durch die Eingeborenen, die sie als Schmucksachen trugen, oder durch Schlüsse aus den geognostischen Formationen. Von beiden Kriterien spricht für Kamerun keines in bejahendem Sinn.

Auch mit der angeblichen Fruchtbarkeit Afrikas ist so viel Mißbrauch getrieben worden, daß ich mich scheue, das Wort in den Mund zu nehmen. Kamerun verdient jedoch daß man eine Ausnahme macht. Ganz Afrika scheint von Süden und von Norden her auszutrocknen. Nur für die mittlere äquatoriale Zone sind noch auf Jahrhunderte unerschöpfliche Feuchtigkeitsmengen zu erwarten, und die Achse dieser bevorzugten Strecken geht ungefähr durch unser Kamerun. Außerdem zieht sich aber noch eine andere glückverheißende Linie durch diesen Erdenwinkel, jener vulkanische Spalt nämlich, aus dem die Vulkanreihe Anno Bom, Principe, San Thomé, Fernando Po, Kamerun hervorgequollen ist, welche sich wahrscheinlich noch viel weiter ins Unbekannte fortsetzt. Die schwarze vulkanische Erde, mit der die Verwitterung Höhen und Täler dort überzog, ist zweifellos an sich ungemein fruchtbar. Es bleibt nur zu fragen, wie weit die Verwitterung in die Tiefe reicht, das heißt wie viel Humus zum Pflanzen vorhanden ist. Streng davon zu unterscheiden ist der Laterit, die rote Erde

des Vorlandes und der umgebenden Strecken, die weniger günstige Bedingungen bietet.

Was aber sollen wir in Kamerun produziren und wie sollen wir die Arbeitskräfte der Eingeborenen uns verschaffen? Die eine Frage ist leichter zu beantworten als die andere. Als Gegenstände der Anpflanzung kommen zunächst folgende in Betracht:

1. Die *Olpalme*, die ja gerade dort mitten in ihrer Heimat ist. Sie scheint auch den schlechten Boden des Vorlandes, auf dem die eigentlichen Kamerun-Dörfer liegen, noch gut zu vertragen, und beginnt nach sechs (genauer fünf bis sieben) Jahren Früchte zu geben. Unser Fettbedürfnis wird niemals zu steigen aufhören, und Palmöl ist und bleibt einer der ersten Stapelartikel, wenn es auch gegenwärtig im Preise so stark gefallen ist.

2. Die *Kokospalme*, die sich aus ihrer Heimat Indien über die ganze Erde verbreitet hat und auch an der westafrikanischen Küste, so namentlich in Kamerun, zahlreich vertreten ist. Die Palmenhaine der eigentlichen Kamerun-Ortschaften bestehen zur Hälfte aus Öl- und zur andern Hälfte aus Kokospalmen; nach innen zu, nach Abo und Buri, nehmen die letzteren immer mehr ab. Am Kwakwa-Fluß soll es ungeheuer viel Kokospalmen geben, die niemand gehören, da die Bevölkerungen durch Krieg vertrieben sind. Es läge nun nahe, auch aus den Kokosnüssen Kameruns die *Kopra*, das Haupterzeugnis der Südsee-Inseln, zu bereiten. Doch möchte ich das nicht allzu zuversichtlich anraten. Wegen der großen Feuchtigkeit des Klimas läßt sich in Kamerun die Trocknung der *Kopra* nur über Feuer vornehmen, und auch so trocknet sie langsam und schlecht, vielleicht weil das Fleisch der Kokosnuß hier wasserhaltiger ist, als anderwärts. Ein Engländer in Kamerun hat sich mit *Kopra*-Bereitung viel Mühe gegeben, ohne einen günstigen Erfolg zu erzielen, was natürlich nicht ausschließt daß man neue Versuche anstelle. Die Tonne *Kopra* wurde in Europa mit 17 Pfund Sterling bezahlt.

3. *Erdnüsse*, *Arachis hypogaea*, die in Kamerun merk-

würdigerweise fast gänzlich fehlen, während sie doch anderwärts einen der wichtigsten Artikel bilden.

4. Sesam, von welchem das Gleiche gilt und aus dem, ebenso wie aus den vorigen, in Marseille bekanntlich das feinste Olivenöl bereitet wird.

5. Shea-Butter, ein noch junger Artikel, von dem die Tonne in Europa einmal mit 40 Pfund Sterling bezahlt wurde. Dieses am Niger eine größere Rolle spielende Fett der Früchte von Bassia (Parkii z. B.) und Butyrospermum¹⁾, kommt auch am Mungo-Fluß hinter dem Gebirge vor, scheint aber dort nicht als eigenes Produkt, sondern mit Palmöl vermischt in den Handel zu gelangen. Ich habe es dort selber zubereiten sehen, und zwar zu einer Zeit als die Eingeborenen gerade eifrigst beschäftigt waren, möglichst viel Palmöl an die Handelsstation des King Bell abzuliefern. Die Shea-Butter hat einen höheren Schmelzpunkt als das Palmöl, sie bleibt bei gewöhnlicher Temperatur fest wie Wachs, und vielleicht beruht das Vorkommen von sogenanntem „festem Palmöl“, das zum Beispiel am Kongo, brockenweise in Körben verpackt, zu Märkte gebracht wird, auf einem stärkeren Vorherrschen dieses anderen Stoffes. Die Eingeborenen meinen damit eine pffiffige Verfälschung zu begehen und ahnen nicht, daß sie mit dem reinen und ehrlich bezeichneten Produkt höhere Preise erzielen würden. Sobald sie dahinter gekommen sind, werden sie zweifellos die Shea-Butter mit Palmöl verfälschen.

6. Kaffee. Ich glaube nicht, daß sich dieses konkurrenzreiche Produkt für Kamerun lohnen würde. Wer soll denn schließlich die großen Mengen Kaffeetrinken, die in stetiger Mehrung auf den Markt kommen? Man hört in Kamerun behaupten, daß am Mungo-Fluß die Kaffee-Staude wild wachse. Ich weiß darüber nur das eine zu berichten, daß die roten Beeren, die mir

¹⁾ Bassia und Butyrospermum sind beide Sapotazeen. Der Kamerun-Name für erstere ist „Diabu“. Das Endosperm der Bassia kursirt anderwärts unter dem Namen „Nipe-Nüsse“.

einmal ein junger Kaufmann als Kaffee brachte, alles andere waren, nur kein Kaffee.

7. *Kakao*, ein viel empfehlenswerteres Erzeugnis als das vorige, schon deshalb, weil es weniger Arbeit erfordert. In den Kamerun-Ortschaften sieht man häufig einzelne Kakao-Bäumchen angepflanzt. Sie geben schon nach zwei Jahren Früchte, und scheinen selbst in dem durch Beackerung stark ausgefogenen Boden der Ortschaften, in denen allerdings durch die vielen Abfallstoffe eine Art unbeabsichtigter Düngung ausgeübt wird, ziemlich gut zu tragen. Noch viel besser natürlich müßten sie auf dem vulkanischen Boden des Berges gedeihen.

8. *China-Rinde*. Der hohe Preis dieses wichtigen Arzneimittels, dann die Thatsache, daß man dasselbe nur in tropischen Waldgebirgen nicht unter 700 Meter Höhe mit Gewinn kultiviren kann, lassen den peruanischen *Cinchona*-Baum vorzüglich geeignet für unsern schönen Kamerunberg erscheinen. Über die ungemein mannigfaltigen und sinnreichen Arten seiner Behandlung in Ostindien gibt es bereits eine ganze Literatur. Freilich wird man immer daran denken müssen, daß unsere Chemiker schon seit länger bemüht sind, das Chinin auf künstlichem Wege in der Retorte herzustellen. Vielleicht gelingt ihnen das, wobei dann nur die Herstellungskosten über den Wert des natürlichen Chinins entscheiden werden.

9. *Indigo*, dessen künstliche Darstellung bereits zur Thatsache geworden ist, die allerdings dadurch gemildert wird, daß der künstliche Indigo viel teurer zu stehen kommt als der natürliche.

10. Die *Kautschuk-Liane*, die in den Wäldern des Kamerun-Gebirges wirklich zu Hause ist und dringend nach Schutz und vernünftiger Pflege ruft. Wir müssen uns rasch ihrer annehmen, soll sie nicht baldigst verschwinden. Seitdem die beiden verdienstvollen schwedischen Naturforscher Knutson und Waldau den Eingeborenen die Ausbeutung des Kautschukfaßes beigebracht haben, führen diese einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen die arme Pflanze. Statt sie schonend anzuzapfen, wie das anderwärts

geschieht, hauen sie gleich die ganze arm- bis schenkeldicke Liane nieder. Die Einschränkung dieses Frevels durch schwere Geld- oder Arbeitsstrafen, Neuanpflanzung, verfeinerte Behandlung des Milchsaftes und dadurch Erzielung größerer Reinheit und höhern Wertes des Kautschuks werden die nächsten lohnenden Aufgaben sein. In Kamerun wie überhaupt in Westafrika scheint blos die Landolphia vorzukommen. Aber sicherlich würden sich auch für die Einführung der brasilianischen Siphonia, des indischen Ficus und anderer Kautschukträger günstige Bedingungen ergeben.

11. Reis, in den sumpfigen Niederungen der Flüsse und Bäche anzubauen, fürs erste weniger zur Ausfuhr als zur Nahrung der Eingeborenen und der eingewanderten Europäer. Bisher kam aller Reis, der in Kamerun verzehrt wurde, über England oder Hamburg aus Karolina oder Rangun. Die Kameruner haben es in der Faulheit schließlich soweit gebracht, daß sie für ihre Handelsprodukte zuweilen amerikaniſchen oder indischen Reis und europäischen Zwieback begehren, weil sie selber nicht genug Nahrung für sich gewinnen.

12. Zuckerrohr, für welches dieselben Örtlichkeiten wie für den Reis zu wählen sind. Zunächst wird daraus blos Neger-Rum herzustellen sein, eine Industrie, die in Afrika, so namentlich bei den Portugiesen in Angola, bereits ziemlich stark betrieben wird. Die größte und blühendste Rumfabrik besitzt dort in Bom Jesus am Koansa unser Landsmann Schulze aus Münster. Zur Zuckerbereitung gehört noch zuviel Anlagekapital, das sichere Arbeitskräfte und sichere Zustände voraussetzt.

Die Schnapsfrage, auf die wir weiter unten zurückkommen werden, ist in Afrika keine andere als bei uns in Europa. Solange wir keine Notwendigkeit einsehen, die in England und in Amerika herrschende Temperenz-Heuchelei bei uns auf dem Kontinent einzuführen, haben wir auch in Afrika keinen Anlaß, das Gewohnte und Gebräuchliche umzustößen. Gewiß ist der Schnaps und die Trunksucht, namentlich aber die schnell ent-

stehende Trunkenheit der Neger, eine große Plage für jeden Europäer, der sich diesem leidigen Tribut des afrikanischen Handels nicht entziehen kann. Aber daß der Schnaps die Neger zugrunde richte, ist eine stark übertriebene Behauptung. Die Neger sind eine viel zu lebensfähige Rasse, als daß das bißchen Alkohol, das der einzelne wöchentlich oder monatlich einmal, wenn er den Faktoreien Geschäfte gebracht hat oder wenn er Feste feiert, freilich dann immer im Übermaß, zu sich nimmt, einen wesentlichen Schaden anrichten könnte. Was man so oft von den Indianern zu lesen bekommt, daß diese dem Feuerwasser erlügen, ist eitel Gerede. Als ob nicht ganze Nationen und Rassen auch schon früher untergegangen wären, lange bevor das Feuerwasser erfunden wurde.

13. Nuzhölzer, ein Artikel, dessen Erwähnung nicht ohne ein großes Fragezeichen gewagt werden darf. Außer dem Ebenholz wissen wir von solchen absolut nichts, und die Thatsache, daß sichtene Bretter und Latten aus Europa an der afrikanischen Küste noch immer unentbehrlich sind, spricht nicht sehr zu Gunsten der Hoffnungen, die man namentlich auch auf diese Art unbekannter Reichtümer zu setzen beliebt hat. Über unsere schlanke, biegsame und weiche nordische Fichte geht nichts auf der ganzen Erde. Was wir von afrikanischen Hölzern kennen, ist fürchterlich hart, knorrig, rissig, spröde und schwer. Sollte sich aber dennoch etwas Brauchbares unter ihnen finden lassen, so werden wir dafür um so dankbarer sein.

Den oben einzeln aufgeführten Kulturen ließen sich noch eine Menge anderer: Spanisches Rohr, das in den Uferwäldern wild wächst, Sesam, Thee, Tabak, Baumwolle, die Kola-Nuß, die sich mit Vorteil nach Lagos verkaufen läßt, Ingwer, Pfeffer, Zimmt, Gewürznelken, Vanille, Muskatnüsse, Kampher, ja schließlich eigentlich sämtliche Tropen-Nutzpflanzen anreihen¹⁾.

Bei allen Kulturen wird schon gleich von Anfang der

¹⁾ S. Der tropische Landbau. Von A. Freiherr von Hammerstein. Berlin, Paul Parey, 1886.

Grundsatz gelten müssen, daß die Produktion nicht so sehr in der Menge, sondern vielmehr in der Güte zu heben ist. Musterbetriebe werden die besseren Methoden zu lehren haben. Unter anderen möchte gewiß auch die Frage der Düngung, die bisher beim tropischen Landbau als überflüssig betrachtet wurde, endlich einmal ernstlich zu prüfen sein.

Die größte Sorgfalt wird vor Allem auch hygienischen Forschungen und Vorkehrungen zuzuwenden sein. Sind doch gerade in Kamerun die einschlägigen Verhältnisse einer Besserung ebenso fähig als dringend bedürftig.

Das Fiebergift ist zweifellos ein mikroskopischer Pilz, den wir allerdings noch nicht persönlich, sondern nur aus seinen Wirkungen kennen. Er entwickelt sich in stagnirenden Wässern oder in feuchten Örtlichkeiten des Bodens, der Vegetation, der Wohnstätten. Durch Austrocknung wird er frei, gelangt in die Luft und durch sie in unseren Körper, zunächst in die Lungen. Daß wir ihn auch trinken, ist nicht wahrscheinlich. Die Regen begünstigen die Entwicklung des Giftes, die Austrocknung erlaubt das Emporsteigen desselben in die Luft. Beide Extreme, ein beständiges Regnen und beständige Trockenheit, würden das Fieber also nicht aufkommen lassen. Bei beständiger Trockenheit würde das Fiebergift sich nicht entwickeln, bei beständigem Regnen würde es nicht in die Luft und in unsere Lungen gelangen.

Aus dieser Thatsache, daß zum Zustandekommen der Fieber ein periodischer Wechsel zwischen Feuchtigkeit und Austrocknung des Bodens die günstigsten Bedingungen bietet, ergeben sich von selbst diejenigen hygienischen Maßnahmen, welche zuerst anzustreben sind, nämlich: Regulirung der unumgänglichen Bodenfeuchtigkeit und Erhaltung derselben auf möglichst gleichem Stand, sowie möglichste Trockenheit der Oberfläche und der Wohnstätten. Zu dem ersteren Zweck sind Abzugskanäle und

Rasenbedeckung des Bodens die nächstliegenden Mittel; zu dem letzteren die Ausrottung der allzu üppigen Vegetation innerhalb des Bereiches der Wohnhäuser und sorgfältigste Ausführung und Pflege dieser selbst.

Für den Wohnplatz ist eine möglichst freie luftige Lage zu wählen. Alle in der unmittelbaren Umgebung befindlichen Bäume sind als Feuchtigkeitsträger umzuhauen; das hohe, schilfartige Gras ist in weitem Umkreis durch Feuer und Hacke zu vernichten und durch reinlichen Kies oder durch kurzen Rasen zu ersetzen. Doch hüte man sich dabei vor allzu starken Aufwühlungen der Erde.

In den benachbarten Dörfern der Eingeborenen ist eine strenge Sanitätspolizei einzuführen. Die Straßen werden zwar von den Kamerunern meistens recht sauber gehalten und sogar täglich mit Besen abgekehrt. Dafür sind aber hinter den Hütten um so schlimmere Anhäufungen allen möglichen Unrats beliebt. Empfindliche Geldstrafen dürften diesem Übel am besten steuern¹⁾.

Ein kurzer Rasen, wie wir ihn in Europa haben, wäre die idealste Bodenbedeckung, weil er gleichmäßig ebensowohl die Staubentwicklung als auch eine übergroße Anhäufung von Feuchtigkeit verhindert. Es wächst in Kamerun auf Wegen und an den viel betretenen Kanten des Steilrandes eine kleine niedliche *Polium*-Art, die hiezu vielleicht zu brauchen wäre. Außerdem müßte man mit südeuropäischen, amerikanischen und indischen Gräsern Versuche machen.

Eines der ersten Erfordernisse wird darin bestehen, daß die Europäer ihre Wohnhäuser durch Ankauf geeigneter Plätze nach oben auf die Kante des Steilrandes verlegen, während die Magazine und Einkaufsräume unten verbleiben können. Zugleich wird sich in Bezug auf die Art und das Material der Wohnhäuser größte Vorsicht und Überlegung empfehlen.

An der westafrikanischen Küste taugt am besten ein hölzernes

¹⁾ In Batavia müssen selbst die aus Matten bestehenden Hütten der Eingeborenen jährlich zweimal gefalzt werden.

Wohnhaus auf hohen Backsteinpfeilern. Die Backsteinpfeiler sollten so hoch sein, daß sie, durch Gitterwände und Gitterthüren untereinander verbunden, ein geräumiges, luftiges Erdgeschosß bilden, das zu Vorratskammern und Wohnungen für die bediensteten Neger abgeteilt werden kann. Der Boden dieser untersten Räume ist aus Zement herzustellen. Auf das erste Stockwerk lasse sich nötigen Falles ein zweites setzen; um jedes ist ringsum eine breite Veranda zu ziehen. Das Dach, welches den Seitenwänden nicht unmittelbar aufliegen darf, wird am besten aus Asphaltpappe hergestellt und das Ganze mit weißer Kalkfarbe angestrichen. Am sorgfältigsten verfähre man in der Auswahl des Schlafzimmers. Mindestens ein Drittel unseres ganzen Lebens bringen wir in ihm zu und im Schlafzimmer atmen wir am häufigsten unsere Krankheiten ein. Die Wohnräume sind mit gut gedielten Holzböden zu versehen und diese möglichst trocken zu halten. Der häufig übliche ungebührliche Aufwand von Wasser zur samstägigen Reinigung unterbleibt am besten gänzlich. Für Küche und Kloset sind eigene, mit dem Haupthaus nur durch gedeckte Gänge verbundene Hütten aufzustellen. Das Kloset ist im Abfuhrsystem einzurichten; die Abfuhr hat jede Nacht zu geschehen.

Gänzlich zu verwerfen sind die wegen ihrer größeren Dauerhaftigkeit und leichteren Aufstellung so beliebten eisernen Wellblech-Häuser. Als Magazine thun sie ganz gute Dienste, zum Aufenthalt für kränkliche Europäer sind sie absolut nicht geeignet. Sie erhitzen sich unter der Sonne zu schnell, leiten überhaupt Wärme und Kälte zu rasch und erschweren die Ventilation in hohem Maße. Dicht konstruirt werden sie zu wahren Tropfsteinhöhlen.

Der bestgelegene, zum Wohnen für die Europäer am geeignetsten erscheinende Teil der Kamerun-Ortschaft ist die von uns niedergebrannte Jofstaun. Die Jof-Leute haben uns durch ihre Rebellion diesen Platz selber in die Hände gespielt. Er umfaßt nach meinen Vermessungen, die ich der rasch zu einer recht beschwerlichen Üppigkeit aus den Brandstätten emporge-

schossenen Vegetation abgerungen habe, 16 Hektare, also gerade hinlänglich Raum zur Errichtung der Regierungs- und Europäer-Stadt. Die Belltaun-Mission, die ohnehin schon, wenigstens miethweise, uns gehörte, hängt damit unmittelbar zusammen. Die Vorzüge dieser sogenannten Jof-Platte bestehen hauptsächlich darin, daß sie das erste, dem Meeres-Eingang zunächst liegende höhere Land darstellt, daß ihre vorderste Spitze die ganze weite Fläche des Stromes beherrscht und daß ihre Front der schönen Seebrise, die fast ausnahmslos jeden Mittag sich einstellt, am meisten zugekehrt ist. Nach den neuesten Nachrichten hat King Bell seine von den Jof-Leuten niedergebrannte Belltaun wieder aufzubauen begonnen. Ob er dabei das reguläre Straßennetz, das ich damals absteckte, einhält, weiß ich allerdings nicht zu sagen.

Schließlich wäre vielleicht in Erwägung zu ziehen, ob die Ansiedelungen der Europäer, Faktoreien und Regierungsgebäude, nicht unmittelbar ans Meer verlegt werden sollen, entweder nach dem sandigen Strande der Suellaba-Mehrung oder auf eine vorspringende Rippe des Basalt-Massivs, wo noch bessere hygienische Bedingungen vorhanden sind. Die Baptisten-Mission soll allerdings zuerst auf einem solchen Pfeiler des Berges westlich von Bimbia angesiedelt gewesen sein, diesen schönen Platz jedoch später wegen Ungesundheit wieder aufgegeben haben. Wie weit die gemachten schlechten Erfahrungen beweiskräftig waren, weiß ich nicht. Man darf nicht meinen, daß jeder hoch und luftig gelegene Platz ohne Weiteres gesund sein müsse, und andererseits darf man auch nicht aus zufälligen, vorübergehenden Erscheinungen sogleich auf die Dauer Schlüsse machen. Jene Ursache, welche die Europäer bewog, den Produkten bis zu den Kamerun-Ortschaften entgegenzugehen, nämlich die Laune und die Gunst der schwarzen Herrscher, kommt immer mehr in Wegfall, und wenn die Produzenten des Innern erst einmal mit ihren Kanuus bis dorthin herabkommen können, werden sie eben so gern zwanzig Seemeilen weiter fahren und den Transport dieser Strecke auf ihre eigenen Kosten besorgen, während die unmittel-

bar südöstlich und nordwestlich des Gaffs befindlichen Produzenten sogar noch viel näher lägen.

Gegenstand großer Hoffnungen ist in Bezug auf eine noch zu errichtende Gesundheits-Station auch unser Kamerunberg geworden. Aber ich fürchte, daß es bei den Hoffnungen bleiben und daß auch hier die schöne Idee wieder einmal an der rauhen Wirklichkeit scheitern wird. Es ist kaum zu bezweifeln, daß oben auf dem Gipfel des Berges, wo überhaupt nichts mehr wächst und zuweilen Schnee liegt, auch der Fieberspilz nicht mehr gedeiht. Von unten an aber wird er bis in eine ganz bedeutende Höhe hinauf wohl nirgends fehlen. Die Grenze seines Vorkommens wäre nur durch ein ziemlich umständliches und kostspieliges Verfahren sicher festzustellen. Mit einem Luftballon müßte man den Gipfel direkt von Europa aus zu erreichen suchen, sich gut verproviantiren und dann allmählig einige Jahre hindurch abwärts steigen. Denn würde man erst unten in der fiebergiftigen Niederung landen und dann oben das Fieber bekommen, so könnte kein Mensch mit Bestimmtheit sagen, ob es von oben oder von unten stammt, da zwischen Aufnahme und Wirkung des Giftes gewöhnlich mindestens sieben Tage vergehen.

Doch sehen wir ab von der vollen Strenge des Experimentes. Mancher denkt, es wäre vielleicht schon ein Vorteil, wenn wir in einer mittleren Höhe der Berghänge ein Sanatorium hätten. Das müßte, wenn es seinem Namen und Zweck entsprechen sollte, doch mindestens ein komfortables Hotel sein, nicht allzu schlecht ausgerüstet mit Küche und Keller und Apotheke und womöglich sogar mit einem Arzt versehen. Wer aber soll die bedeutenden Kosten eines solchen Institutes tragen? Derjenige, dem es am meisten zu Gute käme, der kärglich besoldete Faktorist, doch ganz gewiß nicht. Und dann, wer bürgt uns dafür, daß der vom Fiebersiechtum erschöpfte Patient dort oben sofort gesund wird? Die Baptisten-Missionare haben die Sage entstehen lassen, daß sie oberhalb Viktoria ein derartiges Sanatorium wirklich besäßen. Bei Manns Spring soll nämlich unter dieser Bezeichnung eine kleine halbzerfallene Holzhütte

existiren, die eine Zeitlang auch von den beiden entfangungsfrohen schwedischen Naturforschern Knutson und Waldau bewohnt worden ist, was indeß nicht verhinderte, daß die beiden Herren oft genug am Fieber litten und einen dritten Gefährten durch Tod verloren.

Es ist eine eigene Sache um den Wechsel von Lebensgewohnheit und Klima. Jede plötzliche Änderung der Lebensökonomie, und wäre sie auch zum Besseren, scheint eine Schädlichkeit zu sein. Fast alle Afrikareisenden, die aus dem hungerreichen Inneren herauskommen an die Küste, wo sie wieder in die langentbehrte europäisch üppige Verpflegung eintreten, müssen die Erfahrung machen, daß dann das Fieber schlimmer heim sucht als je. Im Jahre 1876 kam ich als Arzt eines Auswanderer-Segelschiffes mit einer starken Typhus-Epidemie an Bord in Neu-Seeland an. Die Seereise hatte vier Monate gedauert und das betreffende Segelschiff erwies sich als so schlecht ausgerüstet, daß die Neu-Seeland-Regierung den betreffenden Hamburger Agenten in eine schwere Geldstrafe nahm. Kaum waren sämtliche Passagiere, Gesunde und Kranke, auf der Quarantäne-Insel des Hafens von Wellington gelandet, wo sie aus den schlechten Bordverhältnissen plötzlich in die beste Behausung und Verpflegung gelangten, so flackerte die Typhus-Epidemie, die bereits in der Abnahme begriffen gewesen war, nochmals sehr merkbar auf¹⁾. Hat sich das Fieber bei einem Menschen erst einmal festgesetzt, so wird es auch in dem besten Sanatorium nicht sofort weichen. Fieberfieber Europäer einem schroffen Klimawechsel auszusetzen, wäre gefährlicher, als sie in der gewohnten, wenn auch schlechteren Umgebung zu lassen. Und selbst das Sanatorium kann ein Fieberherd werden, falls es dem höhnischen Bazillus gefällt, menschlicher Voraussicht zu spotten.

Zu den Lebensbedürfnissen der Europäer in Kamerun ge-

¹⁾ S. Max Buchner, Reise durch den Stillen Ozean. Breslau, Max Müller. 1878.

hört sozusagen auch ein Friedhof. Die Missionare haben einen solchen neben ihrer Hauptmission eingerichtet, aber an einer so ungeeigneten Stelle, daß er am besten so bald als möglich verlegt werden dürfte. Auf drei Seiten umgibt ihn das Dorf, nach der vierten begrenzt ihn die Kante des Steilrandes, und dicht darunter befindet sich eine Faktorei, über welche sein ganzes Schwenmwasser ruhig hinabfließt. Es bestand ein Übereinkommen zur gemeinschaftlichen Benutzung desselben unter den vorhandenen Firmen, wonach eine jede zwei Kru jährlich an die Mission zahlte.

Nächst dem Komfort im Wohnen sind die passendste Art der Kleidung und die beste Form der Ernährung als Hauptbedingungen zu beachten. Man muß überall auf der ganzen Erde, besonders aber in einem Lande wie Afrika stets so gut als möglich zu leben suchen und so viel als möglich sich schonen. Entbehrungen sind nur dem Neuling romantisch und, wenn vermeidbar, für jeden und immer eine bloße Thorheit. Die Mahlzeiten seien gut und reichlich in europäischem Sinne. Daß man in Afrika weniger Fleischbedürfnis habe, ist eine Fabel, und daß man sich der Lebensweise eines Negers anbequemen müsse, ist ein theoretisch konstruirter Unsinn. Der Genuß von Früchten ist eher abzuraten; sicher unschädlich sind sie blos in gekochtem Zustand. Am besten bekommen noch die Guiavas als unserem Obste am ähnlichsten; am verdächtigsten sind die unnatürlich parfümirt schmeckenden Mango-Pflaumen. Für Tropenfrüchte kann blos der unkritisch alles Fremde lobende Neuling schwärmen. Über unsere ehrlich frischen, würzigen und herben Äpfel, Pfirsiche und Trauben geht nichts auf der ganzen Erde.

Überaus kläglich sind wie gesagt auch die Trinkwasser-Verhältnisse in Kamerun. Ordentliche, tiefe Brunnen oben auf dem Plateau, in weiterem Umfang geschützt vor Verunreinigungen, wären deshalb gleichfalls ein nächstes Erfordernis. Zum Pumpen und Füllen der Reservoirs für Haus und Garten wären amerikanische Windmühlen hier geeignet wie nirgends. Der regel-

mäßige, starke Südwestwind würde sie nur in den Morgenstunden und sonst fast niemals rasten lassen.

In dem Streit der Parteien zwischen Tierwolle und Baumwolle stehe ich weder links noch rechts, sondern je nach der Witterung auf beiden Seiten. Man rüste sich mit beiderlei Stoffen aus und wechsle so oft als nur immer möglich, bis zu drei oder viermal im Tage, die Wäsche. Sollte mir ein kategorisches Entweder-Oder vorgehalten werden, so würde ich unbedingt Wolle wählen, denn auch in den heißesten Ländern wird es häufig genug ganz empfindlich kalt.

Ungemein wichtig als Stärkungsmittel gegen das Fieber ist eine heitere Seelenstimmung, und nichts sollte unterlassen werden, eine solche zu fördern, wozu namentlich alle möglichen Arten von Sport und körperlicher Bewegung geeignet sind. Die auffallend hohe Ziffer der Erkrankungen unserer Marine in Kamerun, die das gewöhnliche, mittlere Maß überschreitet, dürfte zum Teil auf die Trostlosigkeit des Lebens an Bord unserer Kriegsschiffe zurückzuführen sein.

Man begegnet bei uns oft der Meinung, daß die jungen Kaufleute in Westafrika ihre Gesundheit durch ein ausschweifendes Leben ruiniren. Es ist wahr, daß die Trunksucht dort manches Opfer fordert, namentlich unter den Engländern. Derlei Fälle sind unbedingt auf die Rechnung des Klimas zu setzen. Denn zu Hause in Europa wären die Betreffenden wahrscheinlich nüchtern geblieben. Hitze und Fieber erzeugen nur zu häufig einen krankhaften Durst, den das lauwarne Wasser nicht zu stillen vermag, so daß man nach stärkeren Gegenreizen verlangt. Was aber den freien Umgang mit den Töchtern des Landes betrifft, so ist darin mehr eine Förderung als eine Schädigung der Gesundheit zu erblicken. Das ewig Weibliche ist auch unter der dunklen Haut ein vortrefflicher Fetisch gegen die Verkümmernng des Gemütes, der man in afrikanischer Einsamkeit so leicht verfällt. Außer diesem seelischen Werte kommen aber auch in derselben Angelegenheit noch praktische Vorteile der persönlichen Sicherheit in Betracht. Eine intime schwarze Freundin zu

haben, schützt vor manchen Gefahren. Über das Unmoralische derartiger Verbindungen läßt sich ja streiten. Aber was die frommen Missionare so oft behaupten, nämlich daß ihre weiblichen Lämmer von seiten der sittenlosen Faktoreisten den Nachstellungen teuflischer Verführungskünste ausgesetzt seien, verhält sich meist umgekehrt.

Die frommen und in der Regel auch keuschen Missionare leiden vom Klima nicht weniger als die anderen Europäer, und diejenigen unter ihnen, die sich eine gänzliche Enthalttsamkeit von alkoholischen Getränken vorgenommen haben, unterliegen augenscheinlich viel schneller. Ein guter leichter Rotwein, den man zur Mahlzeit trinkt, und abends eine Flasche Bier sind in Afrika ebenso wohlthätig wie in Europa. Gerade deshalb, weil die englischen Handelsfirmen zu Hause oft meinen, daß ihre jungen Leute draußen ohne jene beiden Genußmittel auskommen müßten, greifen diese so häufig zum Schnaps der Neger.

Wie wir gesehen haben, ist für hygienische Maßregeln also noch ungemein viel zu thun. Mit der Durchführung derselben wird ein von der Regierung bestellter Arzt zu betrauen sein. Wenn auch Kamerun im Dezember und Januar 1884 und 1885 in der glücklichen Lage war, an geprüften Doktoren der Medizin nicht weniger als zehn zu beherbergen, nämlich außer den fünf Marine-Ärzten des Geschwaders noch fünf Kollegen des Zivilstandes, die Herren Nachtigal, Passavant, Pauli, einen dem Trunke ergebenen Engländer und meine Wenigkeit, so daß schon auf jeden fünften ansässigen Europäer eine vollberechtigte Heilperson kam, so ist das jetzt anders geworden. Von den fünf genannten Zivilisten ist keiner mehr draußen in Kamerun, und der einzig übrig gebliebene Schiffsarzt des jeweilig stationirten Kanonenbootes oder Kreuzers hat weder Zeit noch Befugnis, sich auch der Privatpraxis hinreichend anzunehmen.

Nachdem Kamerun eine deutsche Kolonie geworden ist und einen verhältnismäßig stattlichen Beamten-Apparat erhalten hat, darf auch ein von der Regierung bestellter Arzt nicht fehlen. Die gesundheitliche Kontrolle, die Ausstellung von Gesundheits-

Attesten und die Quarantäne spielen an der westafrikanischen Küste eine zu große Rolle. Daß derlei Maßnahmen in der anderwärts üblichen Weise auch in Kamerun gehandhabt werden, ist geradezu Pflicht des internationalen Anstands.

Wie sehr überhaupt ein Arzt in Kamerun notwendig ist, und zwar nicht bloß für die europäischen Kaufleute, sondern auch für die Eingeborenen, habe ich an mir selbst erfahren während jener unangenehmen kriegsschifflosen vier Monate, in denen ich Vertreter der Flagge war, ohne irgend welche Exekutivorgane außer mir selbst zu besitzen. Der Vorteil, daß ich mich der immer rebellischer werdenden Bevölkerung als Arzt nützlich und interessant machen konnte, ist mir damals sehr zu statten gekommen.

Allein schon die vielen großen, tief fressenden Geschwüre, an denen der Kameruner so häufig leidet und die er als „Pola“ bezeichnet, wären eine überaus günstige Gelegenheit, Gutes zu wirken. Mit Jodoform kann man da wahre Wunder verrichten, umfomehr als die landesüblichen Heilmittel gegen Pola gänzlich erfolglos sind, wie denn überhaupt der Neger an Arzneien, die nicht bloß auf Hofuspokus beruhen, ungemein arm ist. Die Pola-Geschwüre haben mir mehrmals ausgezeichnete Dienste gethan, das unverfälschte Gebahren der Kameruner zu bändigen. Krankheiten und deren liebevolle Behandlung, das ist der Punkt, bei diesen verzogenen und verdorbenen Menschen den Hebel einzusetzen, nicht nur zum Zweck der modern gewordenen Neger-Beglückung, sondern auch zur erspriesslichen Neger-Erziehung.

Da wir sparen müssen, so darf uns auch der Regierungs-Arzt nicht allzuviel kosten, was sich leicht erreichen läßt. An reiselustigen, tüchtigen Mediziniern haben wir keinen Mangel. Gegen 3000 Mark Gehalt und freie Hin- und Rückfahrt, sowie in Anbetracht einer lohnenden Privatpraxis unter den Europäern würde sich der richtige Mann schon finden. Derselbe müßte sich auf drei Jahre verpflichten. Mit den Faktoreien würde er am besten ein privates Abkommen treffen, gegen eine fixe jähr-

liche oder monatliche Pauschalsumme jeden Krankheitsfall der betreffenden Europäer gewissenhaft zu behandeln¹⁾). Der oben erwähnte englische Kollege bezog noch in der allerletzten Zeit, als er sich bereits ganz unmöglich gemacht hatte, von zwei oder drei der englischen Hülfs seinen Unterhalt und, wenn ich nicht irre, sogar auch ein fixes Gehalt. Ebenso müßten die regelmäßigen Dampfer, alle Monate vier, zwei ausgehende und zwei zurückkehrende, sowie andere gelegentlich einlaufende Schiffe einer sanitären Beaufsichtigung unterstellt und gehalten sein, dafür dem Arzte ihren Tribut zu leisten. Auch die Eingeborenen müßten allmählig daran gewöhnt werden, den Arzt zu bezahlen, zuerst vielleicht in Naturalien: Ziegen, Hühnern, Eiern, Bananen u. s. w.

Neben den angeführten praktischen Zwecken käme schließlich auch noch in Betracht, daß von einem Mediziner, der wissenschaftlicher Beschäftigung nicht abgeneigt wäre, noch gar Manches erforscht werden könnte. Die tropische Pathologie liegt noch in den Windeln, und namentlich von Hautkrankheiten dürfte an der westafrikanischen Küste noch manches Neue zu entdecken sein.

Es versteht sich von selbst, daß auch bei den besten hygienischen Vorkehrungen das Fieber nur ganz allmählig schwinden und daß eine rationelle Behandlung desselben niemals aufhören wird, von der größten Bedeutung zu sein. Ist das Fieber, dem bei längerem Aufenthalt nicht leicht jemand entrimt, einmal da, so säume man nicht, Chinin zu nehmen, und zwar ohne die sogenannte Apyrrhexie (den Nachlaß des Anfalls) abzuwarten, weil diese in Afrika häufig ausbleibt. Fast immer genügt ein Gramm, von dem man je eine Hälfte in Zigarettenpapier zu einer Pille zusammendreht. Größere Dosen, wie sie bei uns üblich sind, widerraten sich wegen der Notwendigkeit häufiger Wiederholung.

¹⁾ In Lagos zum Beispiel zahlt die Firma L. Gaiser allein ein jährliches Abonnement auf den Arzt von 100 Pfund Sterling (2000 Mark).

Aus demselben Grunde möchte ich niemals empfehlen, Chinin prophylaktisch zu nehmen. Man darf nie vergessen, daß auch das Chinin ein Gift ist, welches nicht bloß den Fieberpilzen, sondern ebenso unserem Körper gefährlich werden kann, und ganz kleine Dosen schaden auch den Fieberpilzen nicht. Der bei manchen Ratgebern so beliebte Chininschnaps scheint mir mehr eine pfliffige Bemäntelung ihrer Vorliebe des Schnapfes als eine ernsthaft zu nehmende Vorsicht zu sein. Ganz ebenso dürfte es sich auch mit der gleichfalls sehr beliebten „Veredelung“ des Trinkwassers durch Zusatz von Schnaps verhalten. Die Widerstandskraft des Körpers gegen solche zweischneidige Mittel, wie das Chinin eines ist, sollte nicht leichtsinnig verbraucht werden. So lange man nicht sicher weiß, daß es im Hause wirklich brennt, wäre es Unsinn, mit der Feuerspritze Tapeten und Möbel zu ruiniren.

Das Chinin ist noch immer die souveräne Arznei gegen das Fieber. Nur der Arsenik möchte ihm neuerdings den Rang streitig machen. Alles andere ist Humbug. Namentlich muß gewarnt werden vor der bei den Kaufleuten so häufigen Überschätzung der Negermedizinen. Unsere westafrikanischen Faktoren sind bekanntlich im Geschäft sehr tüchtig, aber zur strengen und kritischen Beobachtung von Naturerscheinungen sind sie in der Regel gar nicht zu brauchen.

Nach allen vorliegenden Erfahrungen sind wir schließlich zu der Annahme berechtigt, daß mit zunehmendem Komfort selbst in Afrika die Gesundheitsverhältnisse sich heben werden. Kamerun gehört entschieden zu den ungesunderen Plätzen der Erde. Es ist aber kein Grund vorhanden zu glauben, daß Kamerun ungesunder sei als Brasilien oder Ostindien zur Zeit der ersten Entdecker waren, ehe die Europäer dort sesshafter wurden und ihre Existenzbedingungen auch dort immer mehr verfeinerten.

Auch unser altes Europa hatte in früheren Jahrhunderten eine viel größere Sterblichkeit als heute, und was hat da nicht allein schon die Kanalisierung der Städte bessernd gewirkt. Aus den meisten tropischen Hauptpunkten, die früher berüchtigt waren,

lauten die neuesten einschlägigen Berichte günstig. Batavia, Kalkutta, Rio de Janeiro sind verhältnismäßig gesunde Plätze geworden. Freilich hängt diese Änderung zum Guten vielleicht mit einer Alterserscheinung unseres Planeten, der langsam und stetig fortschreitenden Austrocknung seiner Oberfläche, zusammen, und vielleicht werden schon unsere nächsten Nachkommen den allgemein gültigen Satz „Je fruchtbarer um so ungesunder“ in die andere Fassung „Je gesunder um so unfruchtbarer“ zu wenden haben. Das darf aber nur eine theoretische Betrachtung bleiben. Vorläufig können und müssen wir dem Untergang unseres Geschlechtes uns noch widersetzen.

Sicherlich wird noch manches Opfer an Menschen, Geld und Arbeit gefordert werden, bis auch in Afrika einigermaßen erträgliche Zustände aufkommen. Aber so ist es eben überall auf diesem schlechten Erdball. Nicht bloß das Leben des Einzelnen, auch das Leben ganzer Nationen ist ein beständiger Kampf ums Dasein.

Unsere bisher nur ganz allgemein und platonisch gehaltenen Bestrebungen um den dunklen Kontinent, die bereits eine Million verschlungen haben¹⁾, erhalten nun durch den Besitz des Kamerun-Gebietes eine neue Richtung und neuen Wert. Wie viel angenehmer ist jetzt für uns die Aufgabe der Afrika-Forschung, da wir in eigenem Lande und zum Nutzen eigener nationaler Interessen arbeiten können. Wir brauchen jetzt nicht mehr mit der Gnade portugiesischer, französischer oder englischer Oberherren zu rechnen.

Es wird sich auch nicht mehr darum handeln, ins Blinde hinein auf eine möglichst rasche Vermehrung durchlaufener Kilometer loszugehen. Diese Art des Reisens ist abgethan. Für Kamerun und dessen Hinterländer wird ein möglichst gerad-

¹⁾ S. Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland Band I—V.

liniges, an der Küste beginnendes Vordringen auf breitester Basis am ratsamsten sein, ganz im Gegenteil zu manchen anderen Gegenden Afrikas, die leichter und besser von hinten zu erschließen sind. Expeditionen erst den Kongo oder den Niger hinaufzuschicken, um sie dann aus dem Innern nach Kamerun herabkommen zu lassen, hat keinen Sinn mehr, seitdem die Wirkungssphären der interessirten Mächte durch europäische Verträge auch nach dem Innern zu, in den größten Zügen wenigstens, abgegrenzt sind, und würde außerdem noch auf mancherlei gar nicht absehbare Hindernisse stoßen, von denen die seitens der europäischen Konkurrenten fremder Nation (Belgier, Franzosen, Engländer) bereiteten nicht die geringsten sein dürften. Zugleich wäre ein solcher Plan die gänzliche Verkennung der als erfreuliche Ausnahme nicht genug zu betonenden Thatsache, daß wir im Kamerun-Gebiet direkt vom Meere aus eine lohnende Stappenlinie beginnen können und nicht erst weit im Innern günstige Strecken auffuchen müssen, wie das am Kongo aus natürlichen und am Niger aus politischen Ursachen nötig wäre. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die ganze Kamerun-Küste vom Rio del Rey bis Batanga in hohem Grad kultivationsfähig. Erst einmal genauer kennen zu lernen und festzustellen, was wir dort Alles besitzen und sogleich in Ausbeute zu nehmen haben, wird entschieden nützlicher sein als ein langwieriger Versuch, dies auf einem Umweg voller Schwierigkeiten zu erreichen. Selbst wenn unsere Hinterländer von den Nachbar-Nationen noch immer ernsthaft bedroht wären, würde es sich nicht empfehlen, einen Wettlauf nach dem Innern mit aufzunehmen. Denn jene anderen haben bereits so viel Vorsprung, daß wir sicher zu spät kämen.

Eine genauere Festlegung der Grenzen, die bisher nur vom grünen Tisch aus und bloß auf den Karten gezogen sind, dürfte schon bald hinter der Küste neue Gesichtspunkte ergeben. Namentlich gegen das englisch gewordene Kalabar-Gebiet hin dürfte eine solche möglichst bald vorgenommen werden und zwar besonders auch aus eminent praktischen Rücksichten. Gesezt den Fall, daß

die Engländer in Kalabar Einfuhrzölle errichten, während wir in Kamerun Ausfuhrzölle erheben, könnten leicht korrespondirende Faktoreien derselben Firmen, die an beiden Orten etablirt sind, eine Umgehung der beiden Zölle dadurch bewerkstelligen, daß sie ihre schwarzen Händler in Kamerun mit Waren versehen und in Kalabar die Produkte, die in der Mitte der beiden Gebiete gekauft wurden, abliefern lassen. Das Interesse der Grenzüberwachung würde dann allerdings gegenseitig sein, aber doch vielleicht Unterschiede zeigen. Schließlich würden die Verhältnisse auf eine ganz gleiche Einrichtung der Zölle an beiden Ausgangspforten hindrängen.

Die ersten kartographischen Aufnahmen werden am besten mit Triangulirungen beginnen. Das Kamerun-Gebiet hat den seltenen Vorzug, allenthalben weit sichtbare, zum Anvisiren gut brauchbare Terrain-Formen zu besitzen. Die möglichst zahlreich und mannigfach gezogenen Dreiecke sind dann durch Breiten-Bestimmungen auf das richtige Maß zurückzuführen. Absolute Längen-Bestimmungen sind mit den gewöhnlichen Reise-Instrumenten zu schwierig und deshalb zu unsicher. Breiten dagegen lassen sich leicht mit einer Genauigkeit bis zu 100 Meter plus oder minus erzielen. Mitten durch könnten außerdem, da wo die Verhältnisse sich hierzu eignen, relative Längen-Bestimmungen durch Heliotropen-Signale und Ortszeiten vorgenommen werden.

Für die Bewegung der Arbeit und der Produkte sind Wege zu schaffen. Bisher hat sich der ganze größere Verkehr auf den Fluß und dessen Verzweigungen beschränkt. Diese Wasserstraßen reichen leider nicht tiefer ins Innere als ungefähr dreißig Seemeilen, und zugleich sind dieselben überaus stark versehen mit Unregelmäßigkeiten und Hindernissen aller Art, wie Sandbänke, Klippen und gefallene Bäume. Aus diesen beiden, sowie aus strategischen Gründen werden deshalb auch Landstraßen anzulegen sein. Ein Netzwerk schmaler Pfade verbindet auch hier wie allenthalben die einzelnen Dörfer unter sich und mit ihren Feldern.

Dieses wird man dabei zu benutzen haben. Neue Wege und Straßen werden zugleich mit dem Vorrücken der Pflanzungen entstehen müssen. Ihre Instandhaltung ist den Häuptlingen der betreffenden Distrikte streckenweise aufzubürden. Wollte man sie früher anlegen als unumgänglich nötig, so würden sie wegen mangelnder Benutzung bald wieder verrotten. Nur ihre allgemeine Richtung wird schon jetzt festzustellen sein. Dabei dürften zunächst blos zwei Hauptlinien in Betracht kommen, eine möglichst gerade in Nordostrichtung dem südlichen Ufer des Flusses entlang durch alle die vielen Ortschaften bis nach Wuri und eine Uferlinie rings um das System des Kamerun-Gebirges, nicht höher als vier bis fünf Meter über dem Meeresspiegel, von welcher aus die Pflanzungen strahlenartig zu den Gipfelpunkten emporzusteigen hätten.

Auf der ersteren gerade in das Zentrum Afrikas strebenden Linie läßt sich dann später vielleicht eine Eisenbahn konstruieren. Ich möchte zwar tropisch-afrikanische Eisenbahn-Aktien im allgemeinen noch nicht empfehlen. Ich glaube, daß keines der bisher in Gang gebrachten Projekte dieser Art (Lorenzo Marques, Angola, Kongo, Senegambien) jeden Tag auf einen Zug mit Produkten des Innern und dementsprechend alle drei Tage auf einen Zug mit europäischen Waren rechnen dürfte. Sollte mir aber die Pistole auf die Brust gesetzt und ich gezwungen werden, mich dennoch für eine der möglichen Linien zu entscheiden, so würde ich zweifellos die Kamerun-Eisenbahn allen übrigen vorziehen. Denn erstens nähert sich gerade hier im innersten Winkel des Guinea-Busens das Meer am meisten dem unentschleierten Zentrum, zweitens beginnen hier gleich am Meere produktionsfähige Länderstrecken und drittens sind aller Wahrscheinlichkeit nach erhebliche Terrain-Schwierigkeiten, wie sie z. B. dem Kongo eigen, hier nicht vorhanden.

Eine sehr wichtige Aufgabe wird die Einführung oder Ab-richtung geeigneter Last-, Reit- und Zugtiere sein. Für Zugtiere müßte allerdings erst die Anlegung wirklicher Fahrstraßen vorausgehen. Am besten dürften den genannten drei Zwecken Stiere,

Ochsen und Kühe entsprechen. Auch Pferde würden sicherlich manchen Nutzen gewähren, aber nur als erfrischender Sport, um mit ihnen auf dem glatten Ebbestrand umher zu galoppiren. Zu ernstern Diensten, auf schlechten Wegen, über rauhes Gestein und durch Sümpfe, möchte ich sie nicht empfehlen. Auf keinen Fall möchte ich hiezu andere als die ganz billigen, kleinen und struppigen Pferde der Togo-Küste, die aus dem mohamedanischen Sudan stammen, riskiren. Esel sind so störrig und schwierig, daß ich nicht begreife, wie Stanley auf den Gedanken verfiel, ihrer etliche zwanzig mit großen Kosten von Teneriffa nach dem Kongo zu bringen, während in dem Nachbarlande Angola genug vortreffliche Reittiere zu kaufen waren. Rinder kann man frei weiden lassen, sie bleiben gesellig zusammen. Esel müssen sorgfältig angekoppelt werden, sonst laufen sie auseinander, jeder nach einer andern Richtung, und reißt sich einer los, so sucht er auf Niewiedersehen das Weite. Von den Eseln Stanleys lebte nach kürzester Zeit kein einziger mehr; als bleiche Gerippe schmückten sie wohl noch heute den Weg von Vivi nach Stanley Pool. Dagegen gedeihen am untern Kongo, so namentlich auch in dem schrecklich heißen und fiebergiftigen Boma, wo die Belgier ihr „Sanatorium“ haben, die schönsten Rinderherden. Ich habe während meiner Lunda-Reise fast 4000 Kilometer auf Stieren abgeritten und dieselben gelegentlich auch mit den Lasten kranker Träger beladen. Durch hohes Gras leisteten sie alles, was man von solchen Tieren verlangen kann. Nur in dichten Wäldern, zwischen eng zusammenstehenden Bäumen beschädigten sie ihre Lasten zuweilen durch eigenfinniges Drängen. Solche Hemmnisse aber lassen sich auf viel begangenen Wegen leicht beseitigen.

Für Viehzucht sind die Verhältnisse in Kamerun augenscheinlich sehr günstig. Zur Zeit unserer Ankunft besaßen King Bell und King Akwa je ein Duzend ungemein rundlich und fett aussehender kleinwüchsiger Rinder. In den Bergdörfern der Bakwiri findet man überall Hunderte von Rindern desselben Schlages. Die Tsetse-Fliege, unter der man übrigens wahrscheinlich weniger ein bestimmtes Insekt, die bekannte Glossinia, als eine Gesamt-

benennung für unbekannte Schädlichkeiten der verschiedensten Art zu verstehen hat, dürfte also in Kamerun nicht zu befürchten sein. Aber nur unter Leitung und im Besitz der Weißen wird es gelingen, einen ordentlichen Viehstand zu züchten. Die Neger sind nicht sorgsam genug, und bei festlichen Gelegenheiten oder im Kriegsfall fressen sie in zwei Tagen ganze Herden auf. So fiel auch Bells bescheidene Herde der Eier seiner Feinde und Aufrührer schnell zum Opfer.

Noch eines anderen Transport-Tieres möchte ich gedenken, dessen Erziehung schon so oft warm empfohlen, aber noch niemals ernstlich versucht worden ist, des afrikanischen Elefanten nämlich¹⁾. Diese Aufgabe zu lösen, wäre wahrhaftig viel verdienstlicher, als alle künftigen Durchquerungen, an die ja der junge Afrika-reisende immer zuerst denkt. Das wäre so recht eine schöne Lebensaufgabe für einen vermöglichen Mann, dessen Sinn nach afrikanischen Abenteuern gelüstet. Er gehe zuerst auf ein Jahr oder mehr nach Ostindien, den Fang und die Zähmung der dortigen Elefanten zu studiren, dinge dort in solchem Geschäft erfahrene Leute und probire sein Glück dann in Kamerun. Denn kein Punkt der sämtlichen afrikanischen Küsten dürfte geeigneter sein als dieser. Die noch immer reichlich vorhandenen Elefanten kommen hier bis ans Meer herab, und durch entsprechende Geschenke könnte man die Häuptlinge leicht bewegen, mit ihren ganzen Gemeinden als Erbauer von Veräunungen und als Treiber mitzuwirken. Denn allein fürchten sie sich vor den dunklen Riesen, von denen sie sich ihre schönsten Bananen-Pflanzungen verwüsten lassen. Namentlich die Gegenden des Mungo-Flusses möchten sich dazu empfehlen. Vor Allem aber müßte erst die Schonung der jüngeren und weiblichen Tiere angeordnet und durch strenge Strafen gewährleistet werden.

¹⁾ Über die Verwendung des afrikanischen Elefanten als Last- und Arbeitstier enthält die kölnische Zeitung vom 30. und 31. Mai 1885 einen lehrreichen, sachkundig geschriebenen Artikel von Josef Menges, dem bekannten Reisenden der Hagenbed'schen Handelsmenagerie in Hamburg.

Zum lustigen Elefanten-Fang werden sich die Neger ganz gerne brauchen lassen. Nicht so leicht aber werden sie sich zur ernstesten Arbeit bequemen. Und doch ist das die Hauptangelegenheit. Was nützt uns das ganze schöne Programm, wenn die Musikanten fehlen, es auszuführen. Die Arbeits-Frage, gerade in Afrika schwieriger als irgendwo anders, ist hier die Vorbedingung aller Pläne.

In Kamerun sind die einschlägigen Verhältnisse noch ganz besonders schlimm. Die Dualla sind vielleicht die allerfaulsten, widerspenstigsten Neger, die es gibt. Ihr Monopol des Zwischenhandels mit den Produzenten, den Stämmen der Hinterländer, und mit den Konsumenten, den europäischen Kaufleuten, liefert Gewinne, die bis zu 300 Prozent betragen. Ihre Verachtung der Arbeit ist so weit gediehen, daß sie nicht einmal die eigene Nahrung durch Feldbau vollständig decken und einen Teil derselben ständig von den nämlichen Stämmen der Hinterländer beziehen, denen sie auch ihre Handelsprodukte verdanken, ja, daß sie zuweilen genötigt sind, sich überseeische Lebensmittel von den Europäern zu erkaufen. Zugleich leidet aber auch der Handel an eingerissenen Mißbräuchen, die dem europäischen Kaufmann hundertfach schaden können. Der eingeborene Händler beansprucht von dem europäischen Kaufmann Vorschüsse in Waren, den sogenannten Trust, den er in Produkten nach und nach abzahlt oder auch unterschlägt. Was der europäische Kaufmann an Produkten erhält, ist somit immer nur die Zurückerstattung einer ältern Schuld, und will er Geschäfte machen, muß er immer mehr kreditiren.

Nochmals kurz zusammengefaßt, läßt sich der wirtschaftliche Zustand Kameruns etwa folgendermaßen skizziren. Der Handel ist gering, die Produktion gleich Null, die Bevölkerung in Faulheit und Spitzbüberei verkommen, die Arbeit unerschwinglich teuer und trotzdem schwer zu beschaffen. Zugleich sind die Bande der altangestammten Ordnung bedenklich gelockert, die Untertanenverhältnisse halb anarchisch. Das Land selber jedoch ist gut und leistungsfähig. Die letztere Eigenschaft zur Geltung zu bringen und von den Schlacken der Verkommenheit zu reinigen, das ist nun unsere Pflicht.

Sollen die 20 000 Dualla das Vorrecht haben, sich dem allgemein menschlichen Gesetz der Arbeit auch noch fernerhin zu entziehen? Sollen sie fortfahren dürfen, uns von den Stämmen des Innern, die viel besser, fleißiger und gesitteter sind als das Küstengefindel, eigennützig zu trennen? Ganz gewiß nein. Gleichwie es in dem Staate eines Volkes nicht geduldet werden kann, daß das Landstreichertum auf Kosten der bessern Bestandteile sich forterhalte, ebenso darf es auch im großen Erdenstaate keinem einzelnen Stamme erlaubt sein, daß er das Unbequeme, die Last seiner Existenz auf fremde Schultern übertrage.

Es handelt sich darum, ein lang theoretisch erstrebtes Ideal, die schwere Aufgabe der Erziehung des Negers zur Arbeit, endlich einmal an einem kleinen Beispiel praktisch zu lösen. Die Masse ist noch weich und ungemodelt. Möge sie gleich von Anfang richtig geformt werden. Aber nur ein ganz entschiedenes Eingreifen kann in den durchaus verrotteten Zuständen der kameruner Besserung schaffen. Mit halben Mitteln, mit Güte, Sanftmut und Belehrung in Worten ist da nichts zu erreichen. Mit festem, schmerzhaftem Ruck müssen die Zügel erst nochmals auf einige Zeit angezogen werden, damit ihr Vorhandensein völlig zum Bewußtsein komme. Und ist dann schließlich der rechte Augenblick da, ein wenig nachzulassen, so wird der für immer nötig bleibende Grad der Strammheit, der ohne vorherige Übertreibung nur schlecht ertragen würde, als eine Erleichterung empfunden werden.

Es kommen hauptsächlich drei Aufgaben in Betracht: Hinwegdrücken der nicht produzierenden Dualla aus dem Handel mit dem Innern; Anknüpfung direkten Handels mit den Produzenten des Innern; Befehrung der Dualla zur Produktion, zur Arbeit. Diese drei Aufgaben zu lösen, haben uns durch ihre Niedrigkeit die Dualla selber ein ganz ausgezeichnetes Mittel vorbereitet, und das ist der Hunger. Ich denke mir das hiemit einzuschlagende Verfahren folgendermaßen.

1. In Kamerun ist bereits eine Regierung vorhanden, aber noch keine Macht. Die Notwendigkeit, eine vollziehende Gewalt, eine Kolonialtruppe zu schaffen, wird sich indessen nicht umgehen

lassen. Ohne eine solche werden Reformen nicht durchzuführen sein, und ohne Reformen wird sich Kamerun nicht bezahlen. Was hilft uns die Oberhoheit, wenn wir sie nicht fühlbar machen? Was hilft uns irgend eine Anordnung, so zum Beispiel allein schon das bereits erlassene Verbot des Verkaufs von Hinterladern an die Eingeborenen, wenn wir die Befolgung nicht überwachen können?

Die Marine vermag uns nur im Bereiche des Hafens hinlänglich zu schützen. Die Matrosen unterliegen zu leicht dem Klima und sind für den Buschkampf wenig geeignet. Außerdem müssen auch die zwischen den Kommandanten der Kriegsschiffe und den Regierungsbeamten nur allzuleicht entstehenden Kompetenz-Zweifel möglichst vermieden werden.

Zum raschen Eingreifen auf dem Lande und zum Vordringen nach dem Innern bedarf es deshalb einer leichter beweglichen Waffe, die unmittelbar dem Gouverneur unterstellt ist. Ich meine eine Kompanie Negerjoldaten von zwei bis vierhundert Mann mit vier deutschen Offizieren. Deutsche auch als Mannschaften anzuwerben, wäre gänzlich verfehlt wegen des Mangels seelischer und körperlicher Widerstandskraft gegen afrikanische Einflüsse, der unsern sogenannten untern Klassen meist eigen ist.

Bei der Rekrutierung von Negern zum Militärdienst hat zunächst der Grundsatz zu gelten, nur keine Eingeborenen dort verwenden zu wollen, wo sie zu Hause sind. Kamerunern den bewaffneten Schutz unserer Kamerun-Interessen anzuvertrauen, wäre ein höchst naiver Selbstmord. Bloß als Hilfskräfte und bloß in solchen Fällen, die ihrem eigenen Nutzen nicht geradezu widerstreben, werden wir sie vorläufig brauchen können, was nicht ausschließt, daß man sie in ferneren Zeiten und für fernere Unternehmungen gegen das Innere zu sogar als eine zweite Art Streitmacht wird ausbilden dürfen. Also zunächst um jeden Preis keine andern als Fremdlinge, die ohne uns ihre Heimat nie wieder erreichen können und dadurch angewiesen sind, treu zu uns zu halten. Aber welchen Stamm sollen wir zu diesem Zweck ins Auge fassen?

Leicht möchte man an Kru-Zungen denken, da diese ja schon seit lange daran gewöhnt sind, in den Faktoreien der ganzen Küste je auf ein Jahr als Knechte sich zu verdingen. Sie sind gewiß ganz vortreffliche Menschen und fleißige Arbeiter, aber gerade deshalb sind sie zugleich von den Dualla gehaßt und verachtet und dementsprechend feige und ohne genügendes Selbstbewußtsein. Auch sind sie von Jahr zu Jahr wegen gesteigerter Nachfrage schwieriger zu bekommen.

Am einfachsten wäre die Aufgabe, wenn wir in Kamerun Togo-Leute und umgekehrt in Togo Kamerun-Leute als Soldaten verwenden könnten. Allein der großen Bequemlichkeit in Bezug auf die geringe Entfernung beider Wechselgebiete steht die fragwürdige Qualität der beiden Negerforten entgegen. Die Togo-Leute machen den Eindruck, ungemein feige zu sein, und vor den englischen Haussa-Soldaten des Herrn Firminger in Kitta haben sie doch etwas gar zuviel Angst gehabt.

Die besten, tapfersten und treuesten Neger von ganz Afrika sind die mohamedanisch erzogenen, unter denen für unsern Fall Haussa und Sansibariten am passendsten wären. Die Sansibariten zu charakterisiren, genüge der Name Stanley. Mit andern als Sansibar-Leuten oder Mohamedanern überhaupt hätte Stanley seine Kongo-Fahrt niemals ausführen können. Bekanntlich sind ihrer Hunderte bereits in Diensten der belgischen Kongo-Gesellschaft. Aber des weiten Transportes wegen kommen sie teuer zu stehen, was bei den wahrscheinlich ebenso guten Haussa-Leuten wegfiel. Es ist Mode geworden, den Mohamedanismus als einen besonderen Fluch Afrikas hinzustellen und anzuklagen. Das geschah aber immer nur von solchen Reisenden, die andere Neger als mohamedanisch beeinflusste niemals recht kennen gelernt haben. Hätten sie mit den zerfahrenen, disziplinenlosen Zuständen der meisten unverfälschten Bantu-Stämme zu thun gehabt, sie würden sicherlich anders urtheilen.

Als Haussa werden von den Engländern nicht ganz richtig alle Neger bezeichnet, die auf den Handelswegen der Haussa-Länder nach der Goldküste und nach den Nigermündungen herabkommen.

Diese lassen sich in Lagos, Akra und Kitta schon längst als die sogenannte „Gold Coast Constabulary Force“ oder „Haussa Armed and Civil Police“ d. h. als Polizeimacht anwerben. Auch die Franzosen in Gabun verwenden mohamedanische Neger, und zwar vom Senegal, mit Erfolg als Soldaten.

Meine Bekanntschaft mit den Haussa verdanke ich Dr. Passavant, der anfangs Oktober 1884 ihrer ungefähr achtzig für seine Reise ins Innere zu Lagos angeworben und nach Kamerun gebracht hatte.

Ich habe niemals ein vorzüglicheres afrikanisches Menschenmaterial, das hochehoben war über sämtlichen Negern meiner vierjährigen afrikanischen Mühsal, gesehen, als jene Expeditionsschar des Dr. Passavant. Bei den beschränkten Wohnverhältnissen, die damals in Kamerun noch bestanden, bei der Gehässigkeit, die den neu angekommenen Kassegenossen seitens der Kameruner sogleich entgegengebracht wurde, fielen sie manchmal lästig, aber man mußte sie bewundern. Gerade ihre stolze Haltung, ihr Selbstbewußtsein, ihre Disziplin unter sich und ihre Ergebenheit ihrem Herrn gegenüber reizten das elende, feige Gefindel der Ortseingeborenen zu jenem Haß, der aus Furcht und Respekt entspringt. Diese Haussa-Leute waren alle entschieden vom Mohamedanismus beeinflusst und trugen sich mohamedanisch, aber wirkliche Mohamedaner waren nur etwa acht oder zehn unter ihnen. Mit welcher Gewissenhaftigkeit trat diese kleine, gläubige Gemeinde täglich um Sonnenuntergang zum Gebet zusammen. Erst breiteten sie in einer Ecke des Faktoreihofes ihre Matten aus, dann holten sie sich in alten Bierflaschen Wasser vom Flusse, wuschen sich die Füße und knieten nieder. Mit welcher Gewissenhaftigkeit und Treue pflegten mich dann zuletzt, als ich immer kränker wurde, jene vier Haussa-Burschen, die ich Dr. Passavants Güte verdankte, nachdem mir meine vier Kameruner, Missionsgeschöpfe und sogenannte Christen, unsagbar schlechte Subjekte, fortgelaufen waren.

Ich würde es für ein großes Glück halten, wenn wir als Kolonialtruppe für Kamerun solche Haussa-Leute erhielten. Vom

Niger allerdings können wir uns keine mehr holen. Denn dort wollen die Engländer seit ihrer Besitzergreifung die Anwerbung Eingeborener für fremde Dienste nicht mehr gestatten. Dagegen läßt sich vielleicht vom Togo-Land aus die Herableitung von Haussa-Karawanen erreichen, was zugleich aus Rücksichten des Handels wichtig und verdienstlich wäre.

Den fremden Soldaten-Negern wären Grundstücke anzuweisen, auf denen sie sich Hütten bauen und Ruchengärten anlegen könnten. Zugleich würde man sie mit Weibern, am besten aus ihrem eigenen Lande, zu versehen haben. Dann bleiben sie lieber über ihre Kontraktzeit und vielleicht sogar für immer.

Ist eine Truppe endlich vorhanden, so besetze man erst das Gebiet der nächsten Hinterländer Abo und Buri mit verschanzten Posten, die den Dualla den Rückzug dorthin verleiden für den Fall, daß die Unannehmlichkeiten der alsbald nachfolgenden Maßregeln einen größeren Teil derselben zur Auswanderung nach dem Innern verleiten möchten. In gekränkter Stimmung sind die Dualla nämlich von jeher geneigt gewesen, sich nach dem Innern zu auf irgend einen Schmolwinkel zurückzuziehen, von wo aus sie den Handelsverkehr unterbinden und zugleich von dem Fleiß der Eingeborenen auf mehr oder weniger gewaltsame Weise ihre Ernährung bestreiten können. Dieser Kniff muß von vornherein vereitelt werden. So lange das nicht geschehen ist, wird jedes neuerdings notwendig werdende militärische Eingreifen der Marine an der Küste nur schädigend wirken, indem der Erfolg nur darin bestehen kann, daß die rebellischen Elemente nach dem Innern zurückweichen und dort zu einem noch viel schwierigeren Hindernis der Entwicklung sich aufstauen.

2. Die sämtlichen europäischen Firmen vereinigen und verpflichten sich durch einen schriftlichen Akt, auf unbestimmte Zeit den Handel einzustellen, etwa so, daß kein neuer Trust mehr ausgegeben werden darf, bis der gesamte alte Trust eingebracht ist. Der Gouverneur wird gebeten, die Wahrung und Vollziehung dieses Vertrages in die Hand zu nehmen und zu diesem Zweck jede Hulf oder Faktorei mit einer Wache zu besetzen,

welche einen Verkehr mit den Eingebornen nur bei Tageslicht zu gestatten und die Verabreichung größerer Mengen von Waren aus den Magazinen gänzlich zu untersagen hat. Der Ankauf von Lebensmitteln, Ziegen, Hühnern, Nams, Bananen u. dergl., bei denen nur kleinere Summen in Betracht kommen, bleibt dabei gestattet. In zweifelhaften Fällen wird ein hiezu von dem Gouverneur aufgestellter Beamter zur Entscheidung angerufen. Das einzige Schwierige dieser Maßregel wird vielleicht die Einigung der Firmen sein. Denn von diesen muß die Anregung ausgehen, damit die Regierung nicht in den Ruf der Gewalttätigkeit gerate. Aber ich glaube, die Firmen werden selber ihren eigenen Nutzen so schnell begreifen, daß sie sich im Angesicht der näherrückenden höhern Ausfuhrzölle, die zweifellos noch kommen müssen, nicht lange sträuben dürften.

Welche Erfolge ein festes Zusammenhalten der Europäer gegen die immer unverschämter werdenden Ansprüche der Schwarzen zu erzielen vermag, darüber haben uns am Niger die Engländer ein lehrreiches Vorbild geliefert. Auch dort war, wie Flegel beschreibt, durch übermäßige Konkurrenz der Handel beinahe zu grunde gerichtet und die Preise hatten dort eine Höhe erreicht, daß man aufhören mußte, zu kaufen, wenn man sich nicht noch völlig ruiniren wollte. Die verschiedenen ausschließlich englischen Firmen traten deshalb im Jahre 1879 zusammen und verschmolzen sich zur „United African Company“. Einige Monate lang, wie es heißt, bloß zur Aufnahme des Inventars in den Faktoreien, wurde nichts mehr an Produkten eingehandelt, also auch keine Waren mehr ausgegeben. Einen solchen Stillstand ertragen wir Europäer länger als die Schwarzen. Die Wirkung jener kurzen Handelsperre am Niger war denn auch durchschlagend. Das Elfenbein, damals noch Hauptprodukt, sank in wenigen Monaten auf den fünften und sechsten Teil des bisherigen Wertes und ein ähnliches geschah mit den anderen Produkten. Heute blüht der Handel am Niger wie vorher, ein glänzendes Zeugnis der Überlegenheit des Weißen, der siegen kann, ohne Blut zu vergießen.

Wie die Engländer am Niger die Überwachung ihrer Handelsperre ausgeübt haben, weiß ich allerdings nicht. Vom Kamerun-Fluß aber glaube ich behaupten zu dürfen, daß eine Überwachung, und zwar eine möglichst scharfe, nicht zu entbehren sein wird. Dort sind zunächst zwei Gruppen von Interessenten vorhanden, die englische und die deutsche, die sich trotz aller äußern Freundschaft insgeheim doch befeinden und von denen keine der andern trauen kann. Und bei der üblichen Buhlerei um die Gunst der Schwarzen ist selbst für den einzelnen Faktorsten die Versuchung zu mächtig, im verborgenen dennoch weiter zu handeln.

3. Die Dualla werden bald anfangen, über die Handelsperre entsetzlich zu jammern. Es wird Hunger unter ihnen entstehen; denn wie gesagt, sind sie ja auch zur Beschaffung der täglichen Nahrung auf ihren Zwischenhandel angewiesen. Einige werden sich vielleicht infolge dessen zur Arbeit bequemen, gegen billigen Tageslohn, der nicht höher sein darf als eine Mark in Waren, und diesen drücke man sofort die nötigen Werkzeuge in die Hand, um die Wildnis halb verkommener Acker hinter den Ortschaften zur Pflanzung von Ölpalmen, Bananen und Kakao und die sumpfigen Bachmulden, die dort sich schlängeln, zur Anlage von Reisfeldern vorzubereiten. Ist einmal ein gutes Beispiel gegeben, so wird es bald Nachahmung finden und es wird sich dabei zeigen, daß selbst unter diesen so sehr in Faulheit verkommenen Dualla noch genug willfähige, erziehbare Elemente vorhanden sind, bereit, dem Hohn ihrer halsstarrigen Kameraden zu trotzen. Aber ohne Hunger werden sie sich niemals stellen.

4. Mittlerweile haben die produzierenden Stämme des Innern, die sogenannten Busch- oder Country-Leute, also zunächst die Abo und Wuri, nicht mehr aufgehört, zu drängen, daß ihnen der direkte Handel mit den Europäern gestattet werde, was die Dualla bisher zu verhindern gewußt haben. Es ist das ein so berechtigter und so sehr unserm eigenen Interesse entsprechender Wunsch, daß er nicht unerfüllt bleiben darf. Gerade

die noch nicht ganz verdorbenen Stämme des Innern sind es, auf denen der schwerere Teil unserer Hoffnungen ruht, und sind sie einmal deutsch geworden, müssen sie eben so viele Rechte haben wie die Dualla. Nun sind aber den Dualla-Häuptlingen gelegentlich ihrer Souveränitäts-Abtretung von den Kaufleuten selber gewisse Versprechungen zugestanden worden, die sie zu Gunsten einer gänzlichen Unantastbarkeit ihres Handelsmonopols deuten möchten.

Wenn auch trotzdem schon öfter von dem Vorschieben der Faktoreien gegen die Produktionsgebiete hin als anzustrebendem Förderniß der Entwicklung die Rede gewesen ist, dürfte es sich doch als vorteilhafter erweisen, die Produzenten selber nach Kamerun herabkommen zu lassen. Denn es ist eine allgemein gültige Thatsache, daß die Neger ihre Erzeugnisse viel billiger transportiren, so lange sie ihnen gehören, aber ungemein viel teurer, sobald sie das Eigentum der Weißen geworden sind. Außerdem würde das Vorschieben der Faktoreien den erwähnten Versprechungen stracks zuwiderlaufen. Von dem Herabkommenlassen der Buschleute dagegen, das allerdings nur durch militärischen Schutz zu ermöglichen wäre, ist niemals, weder in positivem noch in negativem Sinne, die Rede gewesen. Und dennoch, obgleich die juristische Verpflichtung durch einen solchen Schutz der Buschleute durchaus nicht beeinträchtigt würde, ein Bruch des Versprechens dem Sinne nach wäre er doch. Gerade den Negern gegenüber, die bei all ihrer eigenen Verlogenheit noch so viel Achtung vor dem Wort und der Treue des Weißen haben, müssen wir jeden Schein einer Unwahrheit meiden. Wir werden deshalb eine neue Basis zu schaffen haben. Und das wird unter dem Druck der Handelsperre und des Hungers möglich sein durch einen neuen Vertrag mit den Häuptlingen, in dem sie gegen ein mäßiges festes Gehalt auf ihr Handelsmonopol verzichten. So sehr auch die Häuptlinge ihr altes Gewicht verloren haben, sie sind doch immer noch das einzige Mittel, auf die anarchischen Massen einzuwirken, und wenn wir ihnen wieder zu etwas mehr Ansehen verhelfen, werden sie uns auch gute Dienste leisten.

Dieselbe Gelegenheit dürfte dazu benutzt werden, der Regierung das Grundeigentum der Häuptlinge, das von diesen so sehr vernachlässigt wird, übertragen zu lassen. Grundeigentum in unserm Sinne besteht zwar bei den Negern eigentlich nicht. Nur die Bearbeitung verleiht bei ihnen ein gewisses Anrecht auf den Boden. Allein ausnahmsweise scheint in Kamerun und überhaupt an der Küste jener europäische Begriff doch bereits zu gelten, neu entstanden dadurch, daß die Europäer den Platz für ihre Faktoreien oder vielleicht auch nur die Erlaubnis, auf dem betreffenden Platz eine Faktorei zu errichten, von den Häuptlingen kauften. Zugleich wird vielleicht bereits daran zu denken sein, daß privates Grundeigentum in hundert Jahren auch bei uns als unstatthaft gelten dürfte, was es bei den Negern von allem Anfang an war, und daß dann der Staat der große Grundherr allen Landes sein wird, von dem man sich seine Parzellen zur Kultivierung pachtet.

Das oben vorgeschlagene Verfahren zur Bändigung und Zähmung unserer Dualla mag hart erscheinen. Aber man darf nicht vergessen, daß es sich eben auch um eine harte Lebensfrage handelt. Wer sich scheut, von seinen Ellenbogen Gebrauch zu machen, der mag im Gedränge zugrunde gehen. Aber ich glaube, praktisch ist niemand wirklich so sentimental. Unser Kameruner Besitz muß unbedingt mindestens sich bezahlen, d. h. seinen Regierungsapparat selber bestreiten. Unter den bisherigen verrotteten Verhältnissen wird Kamerun dazu niemals imstande sein. Wohl aber sind noch unausgenützt die Fähigkeiten dazu vorhanden, die es zu heben und zu organisiren gilt.

Inmerhin ist es noch gar nicht ausgemacht, ob das vorgeschlagene Verfahren die Dualla in größerer Zahl von der Faulheit zum Fleiße befehren wird, und vielleicht wird uns die allerorts in Westafrika schwebende Frage der Beschaffung fremder Arbeit auch in Kamerun nicht erspart bleiben. Es scheint ein Gesetz zu sein, daß manche Arten von Menschen in ihrer Heimat am wenigsten taugen und zu höherer Leistungsfähigkeit einer Losreißung aus dem heimatlichen Schlendrian bedürfen. Weil die

Indianer nicht arbeiten wollten, holte man sich Neger aus Afrika. Für Afrika würden vielleicht die Indianer ganz gut gepaßt haben. In der Südsee sind immer nur Eingeborene fremder Inselgruppen als Arbeiter zu gebrauchen, und die besten deutschen Schneider und Schuster sind nicht in Deutschland, sondern in Paris, in London, in Amerika zu finden.

Selbst wenn sich herausstellen sollte, daß mit den Dualla oder eigentlichen Kamerunern nichts Rechtes mehr anzufangen ist, weil sie schon zu sehr verdorben sind, so bleiben uns immer noch die Stämme des nächsten Innern mit größeren Hoffnungen zu erproben. Man könnte, um einen kleinen Anfang zu machen, die dortigen Häuptlinge zunächst vielleicht veranlassen, mit ihren eigenen Leuten Kakao zu bauen, indem man ihnen den Samen gibt und ihnen verspricht, die nach drei Jahren erzielten Ernten für einen bestimmten Preis abzukaufen. Zur technischen Unterweisung und zur Beaufsichtigung müßten sich eigene Kontrolleure unter ihnen ansiedeln, wozu aus der großen Zahl unserer afrikalustigen Naturforscher die passenden Kräfte nach dem Vorbild der Schweden Knutson und Waldau wohl zu finden wären.

Ergibt sich dort im nächsten Innern Gelegenheit, Sklaven zu kaufen, so wird man diesen eine Wohlthat erweisen, wenn man sie solchermaßen den Segnungen besserer Zustände einverleibt. Den Sophismus „Loskaufen“ oder „Freikaufen“ können wir dabei den englischen Missionaren überlassen.

Während des Parteikampfes, der sich gelegentlich unserer ersten kolonialpolitischen Unternehmungen entsponnen hat, sind namentlich zwei afrikanische Tagesfragen so häufig in den Vordergrund der Debatten getreten, und beide haben, indem sie mit Vorliebe als Fangschlingen nach der öffentlichen Meinung ausgeworfen wurden, so viel Gemeinsames, daß sie füglich auch gemeinsam besprochen werden dürfen. Sie heißen Sklaverei und Schnaps.

Es sind zweifellos zwei recht häßliche Dinge. Am liebsten möchte man sich schamhaft das Gesicht verhüllen, um sie gar nicht zu sehen. Aber das hilft nicht. In der schänden Wirklichkeit müssen wir uns manche Unannehmlichkeiten gefallen lassen. Die Natur übt gar kein Erbarmen mit uns und setzt uns in dieses Dasein, ohne uns gefragt zu haben. Sehen wir zu, wie wir mit ihm zurecht kommen.

Betreffs der afrikanischen Sklaverei lassen sich folgende drei Parteien unterscheiden, deren eine jede ihre eigenen Vorstellungen und Strebungen hat. Denn Definitionen und Überlegung vernimmt man auf diesem Gebiete nur selten.

1. Die Humanitäts-Fanatiker. Blind und taub für die Not Europas, erblicken sie in Afrika den einzigen interessanten schwarzen Fleck unseres Erdballs. Als Quellen ihrer Erkenntnis benutzen sie „Onkel Toms Hütte“ der Missis Beecher Stowe und die einseitigen Berichte der englischen Missionare. In ihrem wohlgemeinten Befreiungs- und Beglückungseifer stiften sie nicht selten mehr Schaden als Nutzen. Allein sie täuschen sich selber und sind deshalb als vergleichsweise ehrlich zu nehmen. „In Afrika werden die armen Neger fortwährend gepeitscht und gemartert, damit sie Tag und Nacht ihren Herrn bereichern. In Europa herrscht die freie Arbeit als Inbegriff von Menschenwürde, Glück und Wohlstand.“ So ungefähr möchte der Uneingeweihte denken, wenn er in die Schule dieser mehr guten als kritischen Leute geht. Was Wunder, daß er dann dem schrecklichen Ungeheuer „Sklaverei“ nicht mehr kalt ins Gesicht sehen mag, sondern auf das bloße Wort schon losstürzt wie der Stier auf das rote Tuch!

2. Die Heuchler. Gewöhnlich sind das die erfahrenen, geriebenen Kenner der Verhältnisse. Das Humanitätsgeschrei der Fanatiker wird immer störender. „So laßt uns denn selber mit-schreien. Das schadet uns nicht und deckt uns. Draußen an Ort und Stelle können wir ja doch thun was wir wollen. Vor allem, aber ganz unter uns, hängen wir dem Ding ein hübsches Mäntelchen um. Die öffentliche Meinung merkt das nicht. Du

aber, hochzuverehrendes Publikum, höre und staune: Zwei der größten Probleme der Menschheit sind uns zu lösen beschieden, die Erschließung des dunklen Erdteils für Wissenschaft und Gesittung, die Erziehung des unnachteten Negers zur Arbeit, zum Glück." So ist es gekommen, daß die Bewegung gegen die Sklaverei sich immer mehr in einen Kampf gegen das Wort verkehrte. Man überließ die alte Maske den Angriffen und schlüpfte in eine neue. Die Sklaven werden nicht mehr einfach gekauft, sondern los gekauft und dann zwangsweise für die eigenen Zwecke verwendet. Die Portugisen in Angola nennen jene Sklaven aus dem Innern von Bengella und Dondo, die sie nach San Thomé oder Prinzipe verschachern, „Gente contratada“ (kontrahirte Leute), und wenn ein Ambakist von Malange nach Lunda reist, so sagt er vergnügt: „Ich will mir Libertos (Freigelassene) kaufen.“ Einen gelungeneren Hohn auf die offiziell gewordene Tüge kann man sich kaum denken. Die edlen Engländer aber, die an den Portugisen immer so sehr viel zu tadeln wissen, übten bekanntlich ihre Sklavenbefreiungen in Ostafrika so aus, daß sie die Sklaven der Mohamedaner zu ihren eigenen machten, wobei sie freilich die Vorsicht gebrauchten, sie „Apprentices“ (Vehrlinge) zu nennen und damit die öffentliche Meinung sofort zu befriedigen. Ein gutes Beispiel von geredeter Humanität und ausgeübter Barbarei ist ferner der große Stanley. Auch er hat Sklaven gehalten und gelegentlich durchgepeitscht. Ich nehme ihm das gar nicht übel. Im barbarischen Afrika muß man zuweilen barbarisch auftreten. Stanley scheint mir nur anfechtbar deshalb, weil er hypokritisch die Augen verdreht und irgend ein süßes Evangelium predigt, wenn andere dasselbe oder ähnliches thaten.

3. Die unvorsichtigen Aufrichtigen, die in ebenso übertriebener Weise gerade das Gegenteil der ersten Partei vertreten. Denn es ist der Fluch einer jeden guten oder bösen Sache, daß sie ohne künstliche Aufbauschung nicht wirken kann. Welcher Mensch von einigem Respekt vor der Wahrheit möchte nicht mit der Faust auf den Tisch schlagen und die ganze lärmende Menge

der Gruppen 1 und 2 zur Thür hinaus werfen! In solcher Stimmung behauptet man aber leicht mehr, als man bei ruhigem Denken verantworten kann. Da läßt sich dann leicht einer hinreißen zu meinen: „Was soll mir der ekelhafte Schwindel? Ich kehre einfach zurück zur richtigen, voll eingestandenen Sklaverei. Die Sklaverei ist auch weiter nichts als eine der mancherlei Formen des Arbeitszwanges, ohne den die elende Menschheit auf diesem elenden Erdkloß eben nicht leben kann. Was wollen wir denn überhaupt in Afrika? Die Neger beglücken? Das doch gewiß nicht. Überlassen wir diesen Unsinn, diese schwächliche Sentimentalität, diesen Vorwand der Herrschsucht denen, die nicht anders können, und bekennen wir lieber gleich offen und ehrlich unsere Herrschsucht ohne Vorwand.“

So ungefähr steht es wirklich um die afrikanische Sklaverei- oder vielmehr Arbeits-Frage. Mitten in diesem Wirrwarr möchte ich behaupten: 1. Die Abschaffung der Sklaverei ist eines der schönsten Ideale der öffentlichen Meinung; 2. Die öffentliche Meinung ist sich jedoch niemals vollkommen klar geworden, was man unter Sklaverei eigentlich zu verstehen hat. Viele unlautere Elemente haben sich der guten Sache zu eigennützigen Zwecken bemächtigt, um die Wahrheit zu verhüllen und zu verzerren; 3. Wie in so vielen menschlichen Dingen ist auch hier ein Kompromiß zwischen Ideal und Wirklichkeit das einzig Mögliche. Man kann nicht zehn Jahrhunderte auf einmal, ohne alle Zwischenpfeiler überbrücken. Die angenehme Theorie der freien individuellen Konkurrenz nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage hat selbst bei uns immer mehr Schiffbruch gelitten. Auch die allgemeine Friedensliga macht keine Politik. Man läßt sie Kongresse und Reden halten, die Kriege werden doch geschlagen.

Mit Gutherzigkeit und weichem Gemüt läßt sich nichts Großes ausführen. Wohl alle Kolonien sind durch Sünden gegen die Menschenliebe groß geworden¹⁾, und wenn wir sehen,

¹⁾ In Westindien zu Ende des 18. Jahrhunderts brachte ein kräftiger Neger jährlich 25 Prozent seines Kaufpreises ein.

daß sie hier und dort nicht mehr recht gedeihen wollen, so hat sicherlich die Humanität ihre ungeschickte Hand mit im Spiele. Es ist recht bezeichnend, daß gerade im Schoße der größten Kolonialmacht die Humanität am meisten Lärm erhebt. Die stärkste Reaktion tritt eben immer dort auf, wo die stärksten Reize wirken. In ironischer Laune könnte man den Engländern zurufen: „Jetzt erst, da ihr euch durch Unrecht gemästet habt, wollt ihr das Unrecht abschaffen. Eure Mästung gebt ihr aber deshalb doch nicht zurück“. Die Annahme, daß den wirklich maßgebenden Engländern, den wirklich leitenden Persönlichkeiten unter ihnen, die ganze Sklaverei-Abschaffung weniger eine Sache ihres guten Herzens als vielmehr ein handliches Agitationsmittel zu politischen Zwecken gewesen ist, dürfte nicht bloß eine pessimistische Grille sein, und ein großer Teil des Geschreies, das wegen unseres Vorgehens in der Südsee erhoben wurde, dürfte sich auf die Kuli-Handelsinteressen der Australier zurückführen lassen, die bekanntlich auch ihre Scheußlichkeiten im Gefolge haben.

Wir müssen uns von vornherein dagegen verwahren, daß wir die Sklaverei etwa rehabilitiren möchten. Das könnten wir auch gar nicht, denn sie ist noch immer da. Aber ruhig und vorurteilslos untersuchen wollen wir sie, wie sie zum Besten der Gesamtheit benützt und vorsichtig und langsam umgewandelt werden kann in eine höhere Form der Arbeitspflicht.

Die Gewissenhaftesten gehen zurück bis aufs römische Recht und erholen sich daraus ihre Definitionen für „Sklaverei“, um dieselben auf die betreffende afrikanische Sklaverei anzuwenden. Ich fürchte, das ist wieder einmal ein Beispiel, welchen Anflug ein Wort anrichten kann, wenn man es nicht erst recht genau betrachtet, ehe man es ausgibt. Bei näherer Forschung dürfte sich herausstellen, daß zwischen den Sklavereien der Römer, der Christen, der Mohamedaner und der Neger doch einige Unterschiede bestehen. Man zankt sich über das eine und vermeint das andere. Zugleich dürfte sich herausstellen, daß nur zu oft die Rechtsinstitution der Sklaverei mit den Auswüchsen der-

selben verwechselt worden ist. Bei jeder menschlichen Einrichtung wirken dreierlei Faktoren: Buchstabe des Gesetzes, gemilderte Ausübung und verschärfte oder mißbräuchliche Ausübung. Weil einmal ein vornehmer Römer die Fische in seinem Teiche mit Sklaven gefüttert haben soll, braucht man noch nicht zu glauben, daß die römischen Sklaven überhaupt bloß Fischfutter waren. Viel wichtiger als diese gräßliche Geschichte, aber weniger bekannt, weil weniger pikant, ist die Thatfache, daß selbst bei den Römern die Humanität das Schicksal der Sklaven erheblich milderte und daß der Begriff „Sache“ für die Person des Sklaven durch nachträgliche Gesetze schließlich fast bis zur Aufhebung eingeschränkt war. Ebenso falsch wäre es, zu meinen, daß das Wesentliche an dem Sklavenhandel zwischen Afrika und Amerika die kläglichen Schiffsverhältnisse gewesen seien. Schlechte Verpflegung und Mißhandlung der Passagiere können auch heute noch zuweilen auf Auswandererschiffen vorkommen, ohne daß dafür die Auswanderung an sich verantwortlich gemacht werden darf. Und wenn man berechnet hat, daß bei den Raubzügen der Mohamedaner für jeden lebend an seinen Bestimmungsort gebrachten Sklaven vier oder gar acht andere Menschen getötet worden sind, so ist dieser Greuel den Raubzügen, nicht aber der Sklaverei als solcher zuzuschreiben.

Die Sklaverei der Neger hat ebenso wie die der anderen Kategorien zweierlei Ursprung: Kriegsgefangenschaft und gerichtliche Verurteilung. Von jeher haben wilde Stämme, die sich selber nicht schnell genug zu vermehren glaubten, ihre Nachbarn überfallen, um von diesen Weiber und Kinder zu erbeuten. In den merkwürdigen Staatswesen der kleinen Ameisen geschieht dasselbe. Interessanter ist die andere Art der Versklavung. Diese entspricht unsern Einrichtungen der Schuldhaft, der Abkennung der Ehrenrechte, der Zwangsarbeit. Eigentumsvergehen, Diebstahl und Schulden sind die häufigsten Veranlassungen dazu. In jeglicher Sklaverei ist das schlimmste ihr erstes Stadium, die Vergewaltigung und der Transport. Auf dieses erste Stadium können wir keinen Einfluß üben. Sind die

Skaven einmal in festen Händen, so sind sie geborgen und glücklicher als zu Hause, wo sie in ihrer Freiheit und Selbstbestimmung es manchmal vorziehen konnten, lieber zu hungern als ein wenig zu arbeiten. Die Greuel des ersten Stadiums sind zweifellos vielfach übertrieben worden. Jeder Mensch, also auch jeder Reisende, ist dramatisch veranlagt und setzt wirksame Drucker auf, wenn er sensationelle Geschichten erzählt. Aber selbst wenn die Greuel noch schlimmer wären, das Ende und Ziel derselben ist ein recht erträglicher Zustand. Unter sämtlichen Skaven des „umnachteten“ Afrika ist entschieden mehr wahres Menschen-glück, namentlich mehr Zufriedenheit aufzufinden als unter sämtlichen Fabrikarbeitern des „hochzivilisirten und erleuchteten“ Europa. Die Neger sind schon durch ihr glücklicheres Naturell bevorzugt.

Was aber sollen wir nun, da eine unverblünte Fortsetzung der Sklaverei doch nicht mehr möglich ist, mit den Negern anfangen? Daß diese als Erdenbürger zur Pflicht der Arbeit ebenso herangezogen werden dürfen wie unsere faulen Staatsbürger, die Strolche weißer Hautfarbe, hat wohl keinen Anstand. Nur das „Wie?“ ist die ganze Frage. Mit Güte allein, durch gemessene Vorstellungen etwa, werden wir die schwarzen Taugenichtse nie befehren. Bloß durch physischen Druck, der je nach den örtlichen Verhältnissen verschieden einzurichten sein wird, läßt sich bei ihnen etwas erreichen. Bei den Stämmen der Küste, die sich vom Handel nähren und oft sogar mästen, können wir zunächst durch zeitweilige Sperrung des Handels Hunger hervorrufen. Bei den Stämmen des Innern aber bleibt uns vorläufig nichts anderes als ihre Kriegsgefangenen oder Verbrecher zu kaufen und da, wo wir sie verwenden wollen, als arbeitspflichtige Hörige anzusiedeln, wobei allerdings die Frage entsteht, ob sich das bezahlt macht. Wer das Wort „kaufen“ nicht vertragen kann, der mag ja meinetwegen „loskaufen“ sagen. Wenn wir uns verpflichten, die gekauften Menschen nicht wieder zu verkaufen und sie gut behandeln, haben wir alles getan, was eine ehrliche, wahrhaftige

Humanität von uns verlangen kann. Ich glaube niemandem je eine größere Wohltat erwiesen zu haben als jenen Sklaven-Individuen, die ich während meines Aufenthaltes in Mussumba zu Gegengeschenken erhielt, also kürzer ausgedrückt kaufen mußte, und die dann durch mich nach den gesegneten Gestaden der Zivilisation verpflanzt wurden.

Selbst vom Standpunkt der reinen Humanität aus, ohne alle Rücksicht auf Zweckmäßigkeit, wird man gut thun, den Neger unter einem gewissen Zwange zu halten, ihm durch Arbeit bessere Lebensbedingungen aufzuzwingen. Es fehlt durchaus nicht an Beispielen, daß besonders gut veranlagte Neger im Gefühl ihrer Willensschwäche die Notwendigkeit eines Zwanges sogar bis zur ausgesprochenen Bitte um Prügel anerkannt haben. Wird die erzwungene Arbeit auch noch bezahlt, so dürfte sie mit der Zeit vielfach als Wohltat des überlegenen weißen Herrn zum Bewußtsein kommen. Von den beiden Extremen, Sklaverei und absolute Freiheit der Willensbestimmung, ist sicher das erstere eher geeignet, den Neger auf eine höhere Stufe zu bringen als das letztere. Ja nicht bloß für den Neger verhält es sich so, sondern überhaupt für das ganze Menschengeschlecht. Die Freiheit an sich macht den Menschen noch lange nicht glücklich, am allerwenigsten ein so faules, in Bezug auf Arbeitsenergie so kindisch hilfloses Geschöpf wie der Neger ist. Auch bei uns sehen wir täglich den einen oder den anderen nur deshalb unglücklich werden, weil ihm die Wohltat des Zwanges fehlt, und auf Zwang beruhen einige der höchsten Güter unserer Zivilisation. unsere ganze Schule, unser ganzes Militärwesen, unsere ganze staatliche Ordnung. Soweit wir zurückblicken in der Geschichte, war die sogenannte Freiheit doch nie etwas anderes als ein mehr oder weniger kurzer Übergang aus einer Despotie in die andere, und gerade die eifrigsten Freiheitsapostel wurden, wenn es ihnen glückte, die schlimmsten Tyrannen, mochten sie sich französische Jakobiner oder englische Missionare nennen. Wenn auch die Antisklaverei-Bewegung den edelsten Trieben entsprungen sein mag, ist sie doch von Anfang an ein unklares Streben geblieben,

das oft genug statt des Guten aus Ungechicklichkeit Böses stiftete oder dem Bösen zum Schutz gereichte.

Jeder, der längere Zeit in Innerafrika lebte, hat sich mit der uralten Institution der Sklaverei auf die eine oder die andere Weise abzufinden gehabt. Der Menschenkauf ist häufig die einzige Möglichkeit, ordentliche Dienstboten zu erhalten. Wenige waren ehrlich und mutig genug, das offen herauszusagen. Gegen diese Thatsache gibt es eben bloß ein unanfechtbares Argument: „Ja, wenn das wirklich der Fall ist, dann bleiben wir lieber Afrika gänzlich fern.“ So aber kann nur die behagliche Wohlhabenheit reden. Für die große, von der Vorsehung minder bedachte Menge der Europäer genügt Europa nicht mehr. Zur Beschaffung der vielen Bedürfnisse, die wir uns angewöhnt haben, mußte schließlich auch noch der schlechteste Kontinent Afrika in Beschlag genommen werden.

Zwischen dem Neger und dem Europäer bestehen im Wesentlichen keine anderen Unterschiede als bei uns zwischen dem Armen und Reichen, dem Schwachen und Starken, dem geringwertigen und dem hervorragend nützlichen Mitglied der Gesellschaft. Gleichwie bei uns der Reiche ganz vernünftiger Weise sich sträubt, dem Armen seine Vorzüge abzutreten, ebenso können wir auch nicht zugeben, daß wir zu Gunsten der Neger auf unseren Reichtum, die Zivilisation, ja nicht einmal auf das geringste Bruchstück derselben verzichten sollen. Und das müßten wir thun, wir müßten manche Stufe von unseren mühsam errungenen Annehmlichkeiten des Lebens herabsteigen, falls wir mit ihnen teilen wollten. Man zivilisire den Neger vorläufig bis zu jenem Grade, auf dem er uns am meisten nützt. Dabei wird er selber gewinnen, gerade so viel als er vorläufig braucht. Man hüte sich aber, ihm die thörichte Idee der Gleichheit beizubringen und überlasse diese als offene Frage künftigen Jahrhunderten. Unsere Nachkommen werden sonst die Folgen solch sinnloser Schwärmerei teuer zu büßen haben. Die Gleichheit aller Menschenrassen zu predigen ist weiter nichts als Kommunis-

mus auf breiter Basis und zwar, was die Thorheit voll macht, gepredigt von der besitzenden Klasse selber.

Das schöne und so häufig aufs Tapet gebrachte Problem der Erziehung des Negers zur sogenannten „freien“ Arbeit, d. h. zu jener Form des Arbeitszwanges die bei uns in Europa herrscht, wird noch manche Anstrengung kosten, bis ihre Lösung endlich gelingt. Jedenfalls wird man mit bloßen Redensarten in dieser schwierigen Angelegenheit nicht weit kommen. Nur mittels ganz bestimmter, bis ins Detail ausgefertigter Pläne, die den örtlichen Verhältnissen angepaßt sind, wird man etwas erreichen. Von hervorragender Seite wurde die Einführung einer „Allgemeinen Arbeitspflicht“ nach dem Vorbilde unserer „Allgemeinen Wehrpflicht“ anempfohlen. Ich kann in diesem Vorschlag weiter nichts erblicken, als ein wohlklingendes, aber leeres Wort, darauf berechnet, die philanthropische Sentimentalität durch den Hinweis auf unsere eigenen Verhältnisse darüber zu trösten, daß nun auch die armen Neger arbeiten sollen. Man versuche einmal, nach unserer zivilisirten Art draußen in Afrika zu rekrutiren und den Negern etwa zu sagen: „Wir legen euch jetzt die allgemein menschliche Arbeitspflicht auf. Denn mit eurer Faulenzerei muß ein Ende gemacht werden.“ Wie schnell würden da die schwarzen Taugenichtse nach allen Richtungen hin verschwinden. Mit jenem Wort ist vorläufig gar nichts anzufangen. Werfen wir es in die Rumpelkammer zu den anderen Phrasen, bis wir es erst später vielleicht wirklich brauchen können. Soll der Neger arbeiten lernen, so muß er überlistet werden wie ein junges widerspenstiges Pferd. Nur ganz allmählig und ohne ihm gleich zu sagen, was wir wollen, können wir ihm das Arbeiten schließlich beibringen, und erst in hundert Jahren, wenn alles gut gegangen und das Ding wirklich da ist, können wir diesem Ding einen Namen „Arbeitspflicht“ oder „Arbeitssteuer“ geben. Für jetzt gilt es bloß, den mehr oder minder gewundenen Pfad zu diesem Ziele zu planen, der so beschaffen sein muß, daß die auf ihm entlang geführten Zöglinge das Ziel erst erblicken, wenn sie es erreicht haben. Nicht die

Zulässigkeit eines Arbeitszwanges überhaupt steht in Frage, da ohne einen solchen der ganze Haushalt des Menschengeschlechtes gefährdet würde, sondern bloß das nötige und zu gestattende Maß desselben.

Betrachten wir uns nun den anderen unangenehmen Gegenstand. Auch hierüber herrscht ein recht widerwärtiges Wirrsal von Meinungen und Tendenzen. Es ist bezeichnend für den großen Mangel an Klarheit in diesem Betreff, daß selbst ein so hervorragender Berichtstatter wie Hugo Zöller schreiben konnte, die für Afrika bestimmten Spirituosen würden aus Schwefelsäure und Terpentinöl zusammengemischt. Das war weiter nichts als ein schlechter Matrosenwiz. Von solchen Ingredienzen bekommt ein Mensch höchstens Magenbeschwerden, aber keinen Rausch. Von dem in Afrika üblichen Gin und Rum gewöhnlichster Sorte habe ich auf Landreisen aus Not selber getrunken und habe davon aus Mitleid und aus ärztlichen Erwägungen auch einmal einem englischen Missionar ein von diesem selbst beehrtes Geschenk gemacht, womit dem Manne durchaus nichts Böses nachgesagt sein soll. Wir Kulturgeschöpfe brauchen hie und da Reizmittel, und hat man keine bessere Sorte, so thut es auch der unglaublich billige Neger-Gin des Herrn Nagel in Hamburg. Ich habe gar keinen Grund zu der Annahme, daß derselbe an sich gesundheitschädlich sei.

Der Schnaps ist ebenso wie die Sklaverei ein häßliches Schlagwort geworden, vor dem jeder scheu zurückschreckt, und eine allzurasche Ideenverbindung verlieh ihm die Bedeutung der tiefsten menschlichen Verkommenheit, selbst bei Leuten, die es gar nicht verschmähen, nach Tisch selber ein Gläschen Kognak zu nehmen. Die Wohltat eines Schluckes aus der Flasche auf Bergpartien, im Manöver, im Felde, ist allbekannt. Aber dem Neger Schnaps zu verabreichen, wenn er fröstelnd von Regen und Seewasser in seiner Nacktheit dasteht, das soll ein Verbrechen, ein Giftmord sein?

Die Trunkenheit, dieses Hauptvergnügen aller Zeiten und Völker, ist scheußlich, wo immer man ihr begegnet. Im Innern

Africas habe ich einmal eine Gegend passirt, die sich dadurch auszeichnete, daß die ganze Bevölkerung wochenlang betrunken war, und zwar in einem recht gefährlichen Grade. Das hatte aber nicht die europäische Schnapspest verursacht, die überhaupt noch gar nicht bis dorthin gedrungen war, sondern der ungewöhnlich gut und stark gedeihende Palmwein. Ganz ebenso habe ich oft genug in den Faktoreien der Küste vom Schnaps und der rasch entstehenden Schnapstrunkenheit der Neger zu leiden gehabt und dieses leidige Attribut des afrikanischen Handels hassen gelernt. Spirituosen wirken deshalb so schnell auf das Gehirn der Neger, weil sie nicht daran gewöhnt sind, und im allgemeinen sind unter ihnen Gewohnheitsfäuser seltener als unter uns. Einzelne Ausnahmen abgerechnet, betrinken sich die Neger nur in größeren Zwischenpausen, bei feierlichen Gelegenheiten, wie Totenbestattungen, oder wenn sie ein Geschäft gemacht haben, also durchschnittlich jeden Monat einmal, und die Trunkenbolde sind täglich wieder andere.

Das ist viel, aber auch alles, was man dem Neger Schnaps vorwerfen kann. Es ist ganz derselbe Vorwurf, den man auch unsern europäischen Schenkwirtschaften machen muß. Ein Bauernwirthshaus in Baiern am Sonntag Nachmittag und eine Faktorei in Kamerun zu einer flotten Geschäftszeit sind Stimmungsbilder genau von der gleichen Färbung, wenn auch der Genius des Augenblicks in jenem andern Falle Bier heißt. Den Fanatikern scheint dieser Sachverhalt nicht zu genügen. Sie suchen deshalb nach weiteren Argumenten und behaupten, der Schnaps richte die Naturvölker zugrunde. Den Beweis dafür bleiben sie allerdings schuldig, und man müßte ihnen doch so dankbar sein, wenn sie uns das räthelhafte Dahinschwinden mancher interessantesten Menschenstämme so einfach erklären könnten. Die Anthropologen brauchten sich dann nicht mehr mit den erdenklichsten Hypothesen bis zu dem tödtlichen Miasma, das die Europäer ausstrahlen (Quatrefages), abzuquälen. Gerade jene beiden Stämme, die am raschesten aussterben, die Maori in Neu-Seeland und die Hawaier, werden schon seit zwanzig Jahren

aufs strengste vor dem Übel des Schnapfes bewahrt. Sie haben deshalb nicht aufgehört, dahinzuschwinden. Die Neger dagegen sind ein so kräftiges Geschlecht, daß wir sie durch Schnaps nicht so leicht ausrotten werden, selbst wenn wir das wollten.

Sicherlich wird mit dem Schnaps in Afrika mancher Unfug getrieben, der abgestellt werden muß. Aber ihn ganz zu verbieten, wäre ebenso unrichtig. Man darf nicht vergessen, daß der Schnaps neben seinen Nachteilen auch einige Vorzüge besitzt, so namentlich den, daß er die Neger zur Arbeit anfeuert, wie kein zweites Mittel. Vorsichtig und klug angewandt, kann er sogar ein Erziehungsmittel werden. Man schränke seine Verabreichung auf Belohnungen für Arbeit ein, und es wird sich zeigen, daß er viel mächtiger wirkt als irgend eine andere Lockung oder Überredung. Die zuweilen nötigen akuten Anstrengungen beim Laden und Löschen der Schiffe, wenn es gilt ganze Nächte lang durchzuarbeiten, oder auf Flußreisen, wenn vierundzwanzig Stunden und länger gerudert werden muß, solche Leistungen gelingen den Negern nur unter öfterm Rumgenuß.

Der banale Satz, daß jedes Ding seine zwei Seiten hat, gilt wie überall eben auch hier. Das Richtige vom Falschen zu scheiden, die Spreu der unlauteren Motive, die überall im Parteigetriebe mitspielen, von den Körnern der Wahrheit zu sondern, die Übertreibungen auf das richtige Maß zurückzuführen, ist oft eine undankbare Aufgabe, zumal in Angelegenheiten, die durch anrühige Schlagwörter so sehr verunstaltet sind. Das darf aber nicht hindern, das als wahr Erkannte rückhaltlos herauszusagen, was auch die Schar der Zeloten darauf erwidern mag.

In der Gesamtheit des menschlichen Wissens hat sich eine einzige Fakultät um die Afrikaforschung noch niemals gekümmert. Es ist das die Rechtswissenschaft. Und doch wäre auch für sie von den schlauen Negern manches zu erlernen, wie aus Gewalt und Einsicht Gesetze entstehen.

Seitdem wir uns in die Kolonialpolitik begeben haben, ist uns mehr als je Gelegenheit geboten, diese Lücke unserer Erkenntnis auszufüllen, und in Bezug auf den Umgang mit fremdrassigen Menschen sind wir vielleicht noch etwas ungeschickt. Derlei Studien werden uns deshalb nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für die herzustellende Ordnung der Dinge nützlich sein. Der Neger ist ungemein konservativ und verträgt Neuerungen, zumal wenn sie ihm nicht auffallend viel Gewinn bringen, äußerst ungern. Man wird somit seinen Eigentümlichkeiten die größte mögliche Schonung gewähren müssen. Vor allem aber wird man seine Eigentümlichkeiten erst kennen lernen müssen.

Es ist ein Hauptmoment in den Rechtsbegriffen der Neger, daß als Rechtsindividuum nicht die Person, sondern die Gemeinde, Familie, Verwandtschaft gilt. Rechte und Pflichten sind innerhalb der Gemeinde fast unbegrenzt übertragbar. Ein Schuldner, ein Missethäter, kann an seinen Gemeinde-Genossen gestraft werden, und die Haftbarkeit der Gemeinde für das Verbrechen eines ihr angeborenen Mitglieds erlischt selbst nach der Auswanderung und Lostrennung nicht. Sogar die Todesstrafe kann an einem anderen als dem Schuldigen vollzogen werden.

Dem gegenüber erscheint das Besitzrecht an beweglichen Dingen auffallend stark persönlich entwickelt. Bei Erbschaften gilt der Grundsatz, daß derjenige Mann, dem die Weiber des Verstorbenen zufallen, auch die Schulden desselben übernimmt. Welcher Art die meisten Streitsachen sind, ist aus dem im Anhang mitgeteilten Protokoll des Court of Equity zu ersehen.

Die Gemeinde hat ihren Mittelpunkt im Häuptling. In ihm laufen alle Rechte und Pflichten zusammen, mit ihm steht und fällt die Ordnung. Die Legitimität, die auf einer alt angestammten Erbfolge beruht, muß zunächst als unantastbar gelten. Die gegebenen Einteilungen sind strenge festzuhalten. Man möchte oft versucht sein, irgend ein besonders ungeeignet erscheinendes Individuum hoher Stellung zu entfernen und durch ein besseres zu ersetzen, King Akwa zum Beispiel legt solche Gedanken nahe. Aber man darf nie vergessen, daß die Legitimi-

tät überall unter den Menschen ein gewaltiges Tabu ist, unentbehrlich für die Beherrschung der Massen, und daß die erste Durchbrechung des Tabu von jeher der erste Anfang jenes großen Unglücks der Menschheit ist, das wir Kritik, Unzufriedenheit, Auflehnung nennen. Könnten wir unsere Dualla wieder dahin bringen, daß sie vor ihrem King Bell, oder meinetwegen auch King Akwa, niederknien, so wäre damit ein großer Fortschritt erreicht, oder genauer ausgedrückt, es wäre damit ihre gegenwärtige maßlose Frechheit auf jenen Punkt zurückgedrängt, von dem aus allein ein wirklicher Fortschritt angebahnt werden kann.

Die eingeborenen, angestammten Autoritäten wieder zu heben, sollte kein Mittel unversucht bleiben. Man könnte den wichtigeren Potentaten ganz gut die Ehre eines Kriegsschiffsalutes in derselben Höhe, wie er Konsuln und Generalkonsuln zukommt, gewähren. Dieser äußere Pomp kostet so wenig und ist doch so oft von ungeheurer Wirkung. Die Häuptlingsföhne könnte man als Überbringer von Botschaften und Befehlen sowie als eine Art Nobelgarde der Regierungspersonen verwenden. Solche Posten würden ihnen eine gewisse Wichtigkeit verleihen, ihrer Eitelkeit schmeicheln und sie fesseln. Daß die Häuptlinge samt den Gemeinden für ihre Missethäter aufzukommen haben, erleichtert die Polizei. Denn die ganzen Gemeinden sind nicht so beweglich wie das einzelne Individuum, das sich flüchtet und nur durch die thätige Mithilfe des betreffenden Häuptlings, der ein Interesse daran hat, wieder eingebracht werden kann.

Bestehenlassen des Gewohnheitsrechtes der Eingeborenen bis zu der äußersten Möglichkeit wird schon aus praktischen Rücksichten ein stets zu wahrender Grundsatz sein müssen. Man hüte sich sorgsam, in dieses Wespennest frivoler Bagatellklagen zu stechen. Nimmt man sich heute einer Beschwerde an, die bisher vom Häuptling entschieden zu werden pflegte, so kommen morgen zehn und übermorgen zwanzig. Dabei kann es passiren, daß wirklich ernsthafte Fälle gar nicht vor das Forum des europäischen Richters gebracht und von den Häuptlingen kurzer

Hand durch eine Hinrichtung abgethan werden, während jener seine Arbeitskraft voll Aufopferung an leeres Gezänke vergeudet.

Für rein interne Angelegenheiten der Gemeinden wird ein Rat der Häuptlinge als zuständige Behörde anzuerkennen sein. Ich würde durchaus nicht zurückschrecken, diesem Rat der Häuptlinge sogar die Verhängung und Vollziehung der Todesstrafe stillschweigend zu lassen. Todesurteile werden bei sämtlichen Negerstämmen, die ich kenne, nicht etwa leichtsinnig, sondern eigentlich nur für Tötung verhängt, allerdings gleichviel, ob Mord oder Totschlag oder auch nur eine Fahrlässigkeit vorliegt. „Wer tötet muß wieder getötet werden“ und zwar öffentlich, dieser Grundsatz wurzelt so tief im Rechtsbewußtsein der Neger, daß Todesurteile meistens allgemeine Billigung finden. Die Vereitelung eines ausgesprochenen Todesurteiles kann Privatblutrache und Fehde ganzer Gemeinden hervorrufen. Für die erste Zeit wird es daher genügen, bloß die Hinrichtungen wegen Zauberei, ferner Menschenopfer und sonstige alte Barbareien, wie sie hier und da wohl noch vorkommen mögen, strengstens zu verbieten.

Nur wenn in rein internen Rechtsfällen der Eingeborenen eine Einigung nicht erzielt werden kann, oder wenn die Entscheidung der Häuptlinge angefochten wird, hat die europäische Autorität einzugreifen. Auch dann noch dürften, wie überhaupt bei jedem Rechtsfall eines Negers, die betreffenden Häuptlinge nicht ganz zu umgehen sein. Bestrafungen und sonstige Anordnungen der fremden Behörde werden, wenn unter sichtbarer Mithilfe der eingeborenen Autorität verhängt, viel leichter hingenommen, und den Häuptlingen wird damit Gelegenheit geboten, ihr häufig gesunkenes Ansehen wieder emporzurichten und zu lernen, auf welcher Seite ihre Stützen sich befinden.

Bei der Rechtsprechung zwischen Weißen und Schwarzen, die der europäischen Autorität vorbehalten bleiben muß, ist dringend zu warnen vor der in den englischen Kolonien versuchten Gleichstellung beider Rassen. Der europäisch formulirte Eid eines Negers ist meist eitel Humbug. Gleiche Gerechtigkeit sollen

auch die Neger haben, aber keine gleiche Berechtigung¹⁾. Trotz aller Menschenwürde des Negers, die ich stets verteidigen werde, ist ihm eben doch die volle Mündigkeit im europäischen Sinne abzuspochen. Er ist unmündig, nicht etwa im Sinne der dauernden Inferiorität seiner ganzen Rasse, sondern im Sinne der Unreife, jener nämlich Unreife, die auch unsere eigenen unteren Volksschichten auszeichnet und auch diese unter dem Einfluß der unglückseligen Gleichheitsapostel ebenso anspruchsvoll als nichtsnutzig werden läßt. Außerdem kommt als rein praktischer Gesichtspunkt in Betracht, daß an der westafrikanischen Küste der Weiße im Kampf ums Dasein einer tausendfachen Majorität von Schwarzen gegenüber steht. Das wäre nicht möglich, wenn er nicht schon von vorne herein bei den Schwarzen als höheres Wesen gälte, und diese bevorzugte Stellung ihm zu entziehen, wäre Verrat an uns selbst.

Dem entsprechend dürfte jeder Europäer, zum Mindesten jeder Faktoreivorsteher, gewissermaßen als Organ der Regierung betrachtet und mit gewissen Befugnissen der Selbsthilfe ausgestattet werden. In vielen Plätzen sind wir ja schon aus Ersparnisgründen angewiesen, den jeweiligen deutschen Faktoristen oder sonstigen Deutschen zum Delegirten der Autorität zu machen. Die Rassenunterschiede sind gegeben, sie sind unverwischbar und zu unserm Vorteil. Sobald die Gleichberechtigung der Neger keine bloße Theorie mehr, sondern Thatsache ist, müssen wir aus ihrem Land.

Das Prinzip der möglichsten Nichteinmischung könnte schließlich bis zur Beibehaltung einiger sehr nützlichen Rechtsgewohnheiten gehen, wie sie sich im Verkehr der europäischen Kaufleute mit den eingeborenen Händlern allmählig fest herausgebildet haben, wenn sie auch mehr den afrikanischen als den europäischen Rechtsanschauungen entsprechen. Ich meine da namentlich das unter den Afrikanern allgemein gültige Recht des Gläubigers, den säumnigen oder böswilligen Schuldner oder einen Angehörigen

¹⁾ Der naheliegende Einwurf, daß die großen Engländer wohl besser verstanden haben werden, was sie thaten, ist dahin zu beantworten, daß die Engländer eben groß geworden sind nicht wegen, sondern trotz ihrer Fehler.

desselben festzunehmen, bis die betreffende Schuld bezahlt ist. Keine Maßregel der europäischen Behörde dürfte sich an Wirksamkeit mit dieser vergleichen können.

Die Justiz der gewöhnlichen Fälle wird für die Neger Straf-gelder und Strafarbeit zu verhängen haben, sowie körperliche Züchtigung, die auch bei den Engländern als ersprießliches Heilmittel angewandt wird. Straf-gelder sind ein allen Negerstämmen geläufiges Rechtsmittel. In den Verträgen, welche vor früheren Zeiten der englische Konsul C. H. Hewett mit den Kamerun-Häuptlingen abgeschlossen hat, sind für Krieganstiftung Strafsummen bis zu 300 Puncheons (Fässer) Palmöl à 16 Kru, also annähernd bis zu 58 000 Mark, angedroht, wobei freilich die Frage der Eintreibung offen gelassen wurde. Admiral Knorr hat seiner Zeit für die Tötung eines Kru-Jungen durch Daido-Leute von diesen 200 Kru (etwa 2400 Mark) ohne Schwierigkeit erhoben, und 5 Kru (60—70 Mark) wird selbst der Einzelrichter unbedenklich auferlegen können. Bei Zahlungsunfähigkeit wird für jedes Bar oder zwanzigstel Kru ein Arbeitstag zu substituieren sein, was allerdings voraussetzt, daß den Kamerunern erst die Möglichkeit benommen werde, sich das Geld auf andere, billigere Weise zu ergaunern.

Das beste Arrestlokal für den Neger ist die Kette, an der er arbeiten muß. Ein europäisches Gefängnis mit geregelter Verpflegung wäre für ihn eine Unnehmlichkeit, in deren Gemüß ihm die bloße Freiheitsentziehung nicht besonders weh thun würde. Man erschrecke nicht vor dem Wort Kette. Auch die überhumanen Engländer bedienen sich derselben, ja sie schließen sogar Schwarze und Weiße mit ihr zusammen, was ich für einen selbstmörderischen Unsinn halte.

Die Straf-gelder werden am geeignetsten zu Verbesserungen des Ortes der Erhebung, zur Anlage von Wegen und Brücken, zum Uferschutz, zu Versuchsanpflanzungen verwendet werden. In allgemeine Wohltaten umgesetzt werden sie weniger Widerwillen erregen und das Rechtlichkeitsbewußtsein stärken. Andererseits verführe man auch die Zwangsarbeit an der Kette durch Belohnung des Fleißes mit guter Beköstigung, ja gelegentlich sogar mit Schnaps.

Um das notwendige Ansehen unserer Rasse zu erhalten, sollten sich Negertum und Europäertum bloß in den Spitzen berühren. Schon aus diesem Grunde sollten sogenannte gemeine Leute nicht in größerer Zahl als unbedingt nötig hinausgeschickt werden, und auch von unseren Weibern sollten die Neger immer nur die besten zu sehen bekommen. Nichts degradirt die weiße Hautfarbe mehr als das zeitweilige Auftreten gewisser europäischer Frauengestalten, denen man an der westafrikanischen Küste zum Glück allerdings nur selten begegnet. In Allem, was äußere Form und äußeren Schick anbelangt, ja selbst in Dingen des natürlichen Anstandes, sind die Neger viel feinfühlicher als unsere gemeinen Leute. Aus demselben Grunde dürften Vergehen der Europäer so weit als möglich bloß mit Geldbußen zu bestrafen, in schwereren Fällen vor deutschen Gerichten in der Heimat abzuwandeln sein.

Alles wird man schließlich dem Neger noch beibringen können, sicherlich aber am schwierigsten das Zahlen von Steuern. Direkte Steuern in Geld und Naturalien einfach durch Dekrete und Verordnungen auferlegen zu wollen, wäre ein großer Fehler. Solche leidige Erfordernisse einer staatlichen Ordnung werden aber doch mittels einiger Umschweife langsam heranzuzüchten sein. Wollte man, um die Mittel zu hygienischen Verbesserungen aufzubringen, den Negern ohne weiteres sagen: Wir müssen eine Straßenreinigung einrichten und ihr sollt dafür bezahlen, so würde man wahrscheinlich nicht viel Glück haben. Besser dürfte man folgendermaßen vor sie hintreten: Eure Straßen, Häuser, Höfe und Gärten sind schlecht gehalten und voller Unrat. Das können wir nicht dulden; denn das macht uns und euch krank. Ihr habt euch deshalb hinstüro der größten Sauberkeit zu befleißigen, und wenn ihr nachlässig seid, nehmen wir euch in Strafe. Erst aus der wiederholten gezwungenen Strafleistung, die nicht abschreckend hoch sein darf, wird sich dann im Lauf der Jahre eine freiwillige und regelmäßige Besteuerung zu diesem Zweck herstellen lassen.

Der Begriff „Zoll“ oder „Steuer“ ist ja allerdings in
Buchner, Kamerun.

Afrika bereits übergenug vorhanden. Aber die mehr oder minder freiwilligen Geschenke, die man gewohnheitsgemäß an die Häuptlinge zahlt, stehen moralisch den Erpressungen durch Wegelagererei doch noch viel näher als Zöllen auf staatsrechtlicher Grundlage, obgleich auch die letzteren aus den ersteren hervorgegangen sein mögen. Scharfe Abgrenzungen der Machtbefugnisse und Bodenrechte gibt es ja in Afrika nicht. Der Boden ist frei, die Sesshaftigkeit ist nur ein längeres Rasten von Wanderungen, ein Nomadentum mit jahrzehntelangen Unterbrechungen.

Aus diesen eben gegebenen flüchtigen Andeutungen, welche ein Nichtjurist wagte, der weiter keine Berechtigung aufzuweisen hat als die zuweilen schätzbare Unbefangenheit des Nichtwissens, möchte das Bedürfnis auch einer juristischen Afrikaforschung hervorgehen. Auf unserem bereits so vielfach kreuz und quer durchstöberten alten Erdball wird sich kaum noch ein Gegenstand von größerem allgemein menschlichem und zugleich praktischem Interesse finden lassen, als die rechtlichen und sozialpolitischen Verhältnisse der Neger, über die man allerdings nur im Innern Afrikas Studien machen kann, weil an der Küste europäische Einflüsse schon zu lange umändernd eingewirkt haben. Besitz, Eigentum und Bodenrechte, Schuld, Sklaverei und Erbfolge, das sind Dinge, deren Klarlegung dort um so mehr eilt, als ihre Ursprünglichkeit durch das Übergreifen der sogenannten Kultur immer mehr verzerrt wird.

Eine weitere wichtige Frage wird die Einführung geprägten Geldes sein. Wenn auch für unsere europäischen Verhältnisse die Goldwährung richtiger erscheinen mag, so dürfte sich für die primitiven Zustände Afrikas als erster Versuch, als unterste Stufe einer Finanzwirtschaft doch die Silberwährung empfehlen. Als Einheit und zugleich als Analogon des an der Ostküste herrschenden ungemein praktischen Maria Theresia-Thalers ist bereits von berufener Seite das Fünfmärkstück in Vorschlag gebracht worden. Gleichwie ehemals beim Maria Theresia-Thaler könnte in der ersten Zeit auch beim Fünfmärkstück oder „Deutschen Thaler“ (das Wort „Dollar“ hat bereits Kurs in West-

afrika) dessen wirklicher Wert ja bekanntlich auf 3,30 Mark gesunken ist, die Teilbarkeit desselben im buchstäblichsten Sinne gestattet werden. Dadurch würde für unseren großen Überfluß an Silber wieder ein kleiner Abfluß gewonnen sein.

Vor der definitiven Gründung von Schulen¹⁾ drängt sich die Frage auf, ob die Kameruner wirklich, wie man jetzt meint, deutsch lernen sollen, oder ob wir nicht doch vielleicht besser mit ihnen in ihrer eigenen Mundart reden werden, wie das zum Beispiel die praktischen Holländer mit den Javanern thun. Es hat viel für sich, zur gewöhnlichen intimeren Konversation sich ein Idiom zu wahren, das von der Dienerschaft und den Eingeborenen überhaupt nicht verstanden wird. Kinder brauchen nicht alles zu hören, was die Erwachsenen unter sich verhandeln. Manga Bell und David Meatom, die beiden gebildetsten Kameruner, die ich kenne, haben schon bald nach unserer Besitzergreifung sich Mühe gegeben, sich das Deutsche anzueignen, indem sie Vokabeln abfragten und aufschrieben, so oft sich dazu Gelegenheit bot. Sie thaten das als praktische Neger-Gentlemen sicherlich nicht aus reiner theoretischer Liebe zum Wissen, sondern bloß aus reellen Nützlichkeitsmotiven.

Daß wir selber die landesübliche Umgangssprache, das Dualla, erlernen, ist auch aus positiven Gründen ratsam und wünschenswert. Wir werden dann besser bekannt mit unseren Vasallen, wir können dann weniger leicht von ihnen belogen und betrogen werden, und geringfügige Unzufriedenheiten, die sonst lange verborgen blieben, bis sie plötzlich zu Schwierigkeiten anwuchsen,

¹⁾ Um den 7. August 1886 herum ging durch die Blätter folgende Notiz: Die erste deutsche Schule im Kamerun-Gebiet soll nach Aufforderung und mit Unterstützung des Kultusministeriums von einem Hannoveraner, Herrn Dr. Salge, z. B. Lehrer am Progymnasium zu Nienburg, errichtet werden. Jedenfalls wird dieser Herr seinen deutschen Schulunterricht in englischer Sprache beginnen müssen, falls er nicht bereits des Dualla mächtig sein sollte.

gelangen dann früher an unser Ohr und zur rechtzeitigen Abhilfe. Wenn man erst Dolmetscher braucht, ist man häufig verraten, namentlich einer so ungeheuren Majorität gegenüber. Die Neger Sprachen sind an sich schon ganz interessant, und ihre Aneignung dürfte gerade uns Deutschen mit unseren starken philologischen Neigungen nicht allzu schwierig und vielfach sogar genutzreich sein.

Große Hoffnungen werden von Manchen auch auf die Thätigkeit einer deutschen Mission gesetzt. Freilich haben sich unsere deutschen, protestantischen Missionare bisher fast immer nur in englischem Fahrwasser bewegt, und es liegt die Befürchtung nahe, daß sie ihren englischen Vorbildern allzuviel Herrschsucht und allzuviel Neigung zum Zanken abgelernt haben. Daß deutsche Missionare im deutschen Kamerun-Gebiet aufrichtig und fest für die allgemein deutsch nationalen Interessen und nicht für die spezifischen ihrer Sekte arbeiten sollen, ist wohl kaum eine unbillige oder übertriebene Forderung. Widrigenfalls wird man sich an den gar nicht so schrecklichen Gedanken gewöhnen müssen, auch ohne sie auszukommen.

Nirgends gedeiht die Herrschsucht der Pfaffen besser als unter britischer Flagge, und über die Annahmung englischer Missionare kann man allenthalben auf der ganzen Erde klagen hören. Durch ihren auffallenden Mangel an Demut, ihre Neigung, sich in Alles einzumischen, ihr bequemes Wohlleben, das sie sich mit den Gaben heimischer Mildthätigkeit zur Heidenbekehrung gestatten können¹⁾, Erfolgen gegenüber, die kaum den allerbescheidensten Erwartungen entsprechen, haben sie sich überall geradezu verhaßt gemacht. Speziell in Westafrika bestehen ihre bedeutenderen Kräfte häufig genug aus jungen Leuten, die den

¹⁾ Die großen englischen Missionsgesellschaften verfügen über eine jährliche Einnahme von einer Million Pfund Sterling = 20 000 000 Mark, die deutschen evangelischen Missionare einschließlich der Baseler über eine jährliche Einnahme von 2 000 000 Mark. Lektoren arbeiten aber zweifellos viel billiger.

Eindruck machen, daß sie, nur um reisen zu können, in die Dienste der reichen englischen Missionsgesellschaften eintraten.

Sehr viel anders lauten die Urteile, die man ebenso allgemein auf der ganzen Erde über die Wirksamkeit der katholischen französischen, meistens dem Jesuitenorden angehörenden Missionare vernimmt. Über den selbstlosen, opferwilligen Eifer dieser wahren Apostel der christlichen Liebe herrscht allenthalben nur das größte Lob, und die Erfolge derselben sind bei ungleich geringeren Mitteln viel größer als die der gemästeten englischen Bonzen. Die katholischen französischen Missionare erwerben sich aber auch das unschätzbare Verdienst, bei ihren Schülern von Anfang an eine Erziehung zur Arbeit und Arbeitslust anzustreben, statt sie bloß zum Herplappern von Gebeten und Bibelversen, zum Singen thörichter Lieder, zum Hochmut und Fanatismus abzurichten wie jene thun.

Ich habe irgendwo einmal gelesen: „Die Mission stellt sich die Aufgabe, in dem Neger eine neue und tiefergehende Gedanken- und Willensbewegung zu schaffen“. Das ist sehr schön erfunden und sehr schön gesagt. Auf den Neger aber werden derlei wohlkonstruirte Sentenzen keinen sonderlichen Eindruck machen. Ebenso wenig dürfte die von gewissen evangelischen Missionaren mit bekannter Süßigkeit geplante „Erziehung des Menschengeschlechts zu einem allgemeinen Bruderbund der Gotteskinder“ viel Aussicht auf Verwirklichung haben. Der Neger ist psychisch so ungeheuer gesund, daß er unserer Religion als der mächtigen, täglich und stündlich zu gebrauchenden Universalmedizin, die uns schwarzgalligen Europäern allerdings unentbehrlich ist, gar nicht bedarf. Für seine kleinen und kurzen Anwandlungen seelischen Mißbehagens genügen ihm die einfachsten Hausmittelchen, wie Gözenfigürchen, geweihte Würzelchen, Beinchen und Schneckenhäuschen, Zauberlatwerge und sonstiger Krimskrams. Dagegen hat er ein so ausgebildetes Verständnis für nahe liegende praktische Dinge, wie Lesen, Schreiben, Handwerk und Handelsverkehr, daß wir ihn mit solchen Unterweisungen viel leichter gewinnen werden.

Eine Hauptwaffe der englischen Missionare zum Kampf gegen ihre vornehmsten Konkurrenten im Einfluß, die Kaufleute, ist das Predigen der Gleichberechtigung des Negers. Natürlich gefällt dieser Glaubenssatz dem schwarzen Menschenbruder ausgezeichnet, und am liebsten würde er im Gefühl seiner ungeschmälerten Vortrefflichkeit die bösen Kaufleute, die ihm niemals genug bezahlen, zum Lande hinausjagen, wenn nur die frommen Evangelium-Verkünder für das schöne Schachervergnügen einen Ersatz zu bieten vermöchten. Zum Glück jedoch droht diese Gefahr nicht allzu ernsthaft und die Rassenunterschiede bleiben unverwischbar. Die moderne universelle Philanthropie, die alle Menschen, Stände und Völker zu verbrüdern suchte, ist einer der größten Schwindel und hat in der Wirklichkeit immer wieder Bankerott gemacht.

Was wollt ihr denn, ihr englisch-christlichen Hofen-Neger aus Sierra Leone, aus Viktoria und Little Popo? Wäret ihr fröhliche nackte Wilde geblieben, man könnte euch viel mehr lieben und achten. So aber seid ihr bloß lächerliche und widerliche Zerrbilder unserer europäischen Kultur geworden. Könnt ihr Neger einen Dampfer bauen? Nicht einmal führen könntet ihr ihn, wenn man euch einen schenkte. Könnt ihr euch direkt Waren aus Europa kommen lassen? Ja allerdings das könntet ihr vielleicht. Aber wie würde es mit der Bezahlung aussehen, wenn man euch nicht Stück für Stück kontrolirte? Und ihr wollt gleichberechtigt sein mit uns, die wir seit Jahrhunderten fleißig gewesen sind und eine Menge Dinge gelernt und erfunden haben, während ihr faullenzen durftet? Seht euch doch einmal euer Liberia an. Was für eine schauderhafte Republik aus lauter erbärmlichen Lumpen habt ihr dort zu Wege gebracht, über und über verschuldet und unfähig etwas zu leisten. Niemand gibt euch Kredit. Von der ganzen Zivilisation habt ihr bloß bombastische Frasen, affenartige Putzsucht und affenartiges Gedentum, Aufgeblasenheit und Bosheit gegen eure Lehrmeister, die Europäer, euch angeeignet, und von dem ganzen Christentum habt ihr nur den englisch-christlichen Sonntag, jene schöne

Einrichtung, die das angenehme Faulenzen auch noch zur verdienstlichen Tugend macht, voll begriffen und in euch aufgenommen. Erst nach einem Jahrhundert strammer Zucht und Arbeit sollt ihr wieder anfragen, ob man euch als ebenbürtig betrachten kann.

Kehren wir des Schlusses halber zurück zum Anfang. Europa wird immer kleiner, die europäischen Nationen breiten sich immer mehr aus über die ganze Erde. Da konnten auch wir nicht zurückbleiben. Bereits hatten wir übergenug von unsern eigenen Kräften an die anderen Nationen abgegeben, und müssen in derselben Weise zunächst immer noch weitere Verluste ruhig ertragen. Da galt es denn, endlich einmal zu retten. Der kleine Anfang dazu waren die afrikanischen Erwerbungen. An der afrikanischen Küste waren freie Gebiete eben noch vorhanden, aber eben auch bereits in der äußersten Gefahr, von anderen Nationen verschlungen zu werden. Auch deutsche, eine günstige Zukunft versprechende Interessen waren dabei bedroht und wenn diese auch noch verschwindend klein sind im Vergleich zu unseren großen Bedürfnissen, ihr Untergehen bedeutete doch den fatalen Sprung aus einem Plus in ein Minus. Diese Thatsache negativen Wertes wird nur zu leicht vergessen.

Die Aufhissung unserer Flagge bedeutete nicht etwa, wie in alten längstvergangenen Zeiten, die Entdeckung und Aneignung neuer Kostbarkeiten, die den Blicken der anderen Nationen bisher entgangen waren. Es handelte sich zunächst um einen Akt der Notwehr, um die Wahrung schon vorhandener Errungenschaften, nicht um einen Angriff zur Eroberung neuer. Drohte nicht die Gefahr, verdrängt zu werden, so wäre die Erhaltung des bisherigen Zustandes oder vielmehr das niemals verwirklichte Ideal: Friedliches, neidloses Nebeneinanderwirken der verschiedenen Nationen unter gleichen Bedingungen auf neutralem Boden, weniger kostspielig und somit besser gewesen. Aber das war ein Ideal, ebenso unmöglich als schön und verlockend. Bereits

hatten England, Frankreich und Portugal Verträge mit einander geplant, deren Wesenheit darauf gerichtet war, die immer mächtiger werdende deutsche Nebenbuhlerschaft zu erschweren und zu erdrücken. Unsere jungen deutschen Kaufleute sind auch Rivalen, jedem englischen oder französischen oder portugiesischen Kollegen mindestens ebenbürtig, häufig sogar überlegen. Wir finden da draußen in Afrika nicht etwa, wie die Stubenweisheit einmal gemeint hat, den Abschaum, nein, eine Elite unserer strebsamen Jugend.

Immerhin, auch bei dem höchsten möglichen Maße der wahrscheinlichen Verteuerung durch die Kosten eines europäischen Regierungs-Apparates, ist mit Zuversicht zu hoffen, daß schließlich die Bilanz des Kamerun-Gebietes, wenn auch kein glänzendes, so doch ein günstiges Resultat ergeben wird. Die Hebung der allgemeinen Sicherheit und damit die unumgängliche Vorbedingung für produktive Unternehmungen, namentlich für Plantagenbau, zu dem das Kamerun-Gebiet so sehr ermuntert, Förderung des Handels durch räumliche Ausbreitung und durch Abschaffung der Monopole und damit vielleicht auch die Förderung des großen Problems der Erziehung des Negers zur Arbeit: Das sind die Ziele, deren Erreichung für so manches Opfer entschädigen wird.

Daß Rückschläge kommen würden und noch kommen werden, begreift jeder Vernünftige. Die Geschichte aller Zeiten und Völker lehrt das. Wir fangen an, einzusehen, daß wir im Fach der Kolonialpolitik noch ungeheuer viel zu lernen haben, und daß man in einer so schwierigen, ernstesten Sache mit dem Enthusiasmus der Menge nicht weit kommt. Je leichter und schneller die öffentliche Meinung, dieses alte kindische Wesen, sich begeistert, um so rascher wird sie kleinmütig und verzagt, wenn der Erfolg hinter den Erwartungen zurückbleibt. Erst wenn der Taumel glücklich vorüber, kann die Besonnenheit wieder auf die Bühne treten, und gerade sie, die vorher verlacht und befeindet wurde, weil sie sich skeptisch verhielt, wird berufen sein, in der angestifteten Verwirrung aufzuräumen, den nunmehr verachteten Gegenstand der Begeisterung zu schützen und auf eine sichere Bahn zu leiten.

Es handelt sich um eine Entwicklung, über die erst in hundert Jahren ein festes Urteil möglich sein wird, wenn sie überhaupt gelingt. Es gilt einen ernstesten Kampf, in dem mancher fallen muß und dessen Vorteile erst der nächsten Generation zu Gute kommen. Nicht die Scharen unserer Europamüden werden wir in Afrika absetzen können, wohl aber werden wir dort die so nötigen Übungsplätze besitzen für weitere umfangreichere Thaten.

Die einzigen hiebei zu erwägenden Momente sind die politische Gefährlichkeit und der Geldpunkt. Bezüglich des letzteren braucht uns Kamerun keine Sorge zu machen. Afrika als Ganzes ist wie gesagt ein hervorragend armes Gebiet. Aber Kamerun bildet in dieser Beziehung eine erfreuliche Ausnahme. Nicht als ob dort wirklich noch jenes zweite Indien wäre, von dem bramarbasirende Optimisten sich und uns vorgeschwärmt haben. Reichtümer liegen heutzutage nirgends mehr auf der Straße und das mühelose Sammeln von Schätzen ist von je eine Fabel gewesen. Nur ein mäßiger Gewinn durch ehrlichen harten Fleiß ist noch aus manchem Teil unserer alternden Erde zu holen. Und ein solches Teil ist entschieden auch Kamerun.

Ich glaube, daß Kamerun imstande sein wird, die Kosten seines Regierungs-Apparates selbst zu tragen, d. h. die zehn bis zwanzig Beamten und drei- bis vierhundert schwarzen Soldaten, deren es allmählig bedürfen wird, schließlich selber zu ernähren und zu lohnen. Das ist Alles, was ich hoffe und mit Bestimmtheit hoffe. Sollten wir auch nicht mehr als dieses bescheidenste Ziel erreichen, so ist damit doch der leidige Geldpunkt und dazu noch ein kleines Agio für uns gedeckt. Das Übrige, die stolze Freude an der Mehrung unserer Nation, den ersten Anfang überseeischer Heimatsstätten, haben wir dann umsonst.

Freilich wird sich der Gewissenhafte nicht verhehlen dürfen, daß durch überseeische Heimatsstätten, weit hinaus rankende Sprößlinge, die Verwundbarkeit der Nation den Feinden gegenüber zugenommen hat. Das Kolonisiren ist zweifellos ein Wagnis. Aber sollten wir denn deshalb niemals wagen? Sollten wir denn ewig

an unserer engen Scholle kleben bleiben, während die Nachbarn sich ausbreiteten? Um eine Existenzfrage, nicht um einen übermütigen Einfall handelte es sich bei dem, was geschehen ist. Wir mußten und müssen wagen, soll das Fortbestehen der deutschen Nation nicht in Frage kommen.

Anhang.

Zusätze und vermischte Notizen.

Einleitung
Zur Geschichte der Stadt

Zum Vorwort.

Die über Afrika hereingebrochene Herrschaft der Phrasen ist bereits ziemlich alten Datums. Schon 1860 soll Lord Palmerston im Parlament einmal gesagt haben: „Afrika wird eine Quelle des Reichthums, nicht nur für Europa, sondern für die ganze Welt in einem Maße werden, wie die Einbildungskraft es kaum fassen kann.“ In diesem letzteren Punkt dürfte sich der edle Lord geirrt haben. Die Einbildungskraft hat mittlerweile doch wahrlich mehr als das Allererdenklichste geleistet.

„Um darzuthun, welch' unermessliche Schätze das tropische Afrika in sich birgt“, gibt der berühmte Cameron am Schluß seines zweibändigen, wunderbar inhaltlosen Reiseberichtes „Quer durch Afrika“ eine Aufzählung afrikanischer, zum Export bereitliegender Produkte bis zu dem schlechten Raseneisenerz herab. Warum nicht auch Pflastersteine und Straßenschotter für die europäischen Chausseen?

Immer mehr reißt die Erkenntnis, daß die Fruchtbarkeit tropischer Länder allenthalben übertrieben worden ist. Selbst aus Brasilien erheben sich Stimmen, die den herkömmlichen Phrasenschwulst thörichtester Enthusiasten von der fabelhaften Leistungsfähigkeit der Tropennatur zum Schweigen bringen müssen. Ungarn liegt nicht unter den Tropen und steht an Fruchtbarkeit keinem Tropenland nach. Aber es liegt uns näher, hat keine Palmen und bietet deshalb der Phantasie weniger Spielraum.

Die seit 1879 entstandene Kaffeepflanzung von C. Woermann in Gabun, die von optimistischen Theoretikern häufig als aufmunterndes Vorbild hingestellt wurde (aber ohne Schuld der genannten Firma), ist thatsächlich das Gegentheil, nämlich ein baarer Mißerfolg gewesen. Und dennoch blieb auch dieses unglückliche Unternehmen eines der zahlreichen thönernen Füßchen, auf denen unsere Kolonialschwärmerei aufgebaut wurde.

Das fortgesetzte kühne Aufbauen afrikanischer Projekte ohne sichere Basis, wie es teilweise noch jetzt betrieben wird, läßt sich gut aus folgendem Satze charakterisiren: „Trotz aller Experimente, die in Afrika gemacht worden sind, trotz allen Geldes, das Afrika gekostet hat, wissen wir nicht einmal, ob in den Küstengebieten des äquatorialen Westens oder Ostens Kaffee, Baumwolle und Tabak gezogen werden kann.“ Dieser Satz steht in dem vortrefflichen Buch des verstorbenen Dr. G. A. Fischer „Mehr Licht im dunklen Weltteil“. Da dasselbe ruhig, vernünftig und ohne schwindelhafte Aufschneiderei geschrieben worden ist, hat sich natürlich das Publikum wenig darum gekümmert.

Einem Bericht über Kolonisation von W. Kobelt im „Humboldt“ April 1886 entnehmen wir Folgendes: „Java, die Musterkolonie, hat längst aufgehört, für Holland einträglich zu sein und fordert bedeutende Zubußen. Während die holländische Regierung noch 1875 am Pitul ($1\frac{1}{4}$ Ztr.) Kaffee beinahe 40 Fl. Reingewinn hatte, verdiente sie 1882 nur noch 14 Fl. 66 Zts.; die Zuckerplantagen decken kaum noch die Produktionskosten. Dabei sind böseartige Pflanzenkrankheiten aufgetreten, die sich trotz aller Vorsicht von einer Insel auf die andere verbreiten; allein auf Ceylon sind die Kaffeepflanzungen durch einen Pilz (*Hemileia vastatrix*) von 250 000 Acres auf 85 000 reduziert worden.“ Und das höchste und beste, was wir von irgend einer tropischen Kolonie erhoffen können, ist, daß ein Java daraus werden möchte! Kamerun und einige Südsee-Inseln sind dazu vielleicht im Stande.

Zu I.

Regen und Wetter in Kamerun 1884 August 1.—September 27.

Der Regen wurde meist nur des Morgens gemessen. Die erste Zahl gleich hinter dem Datum gibt das Resultat dieser Messung, die also, wo nichts anderes vermerkt ist, sich sowohl auf die Tags vorher als auch auf die während der Nacht gesammelte Menge bezieht. Das anfänglich allein im Gebrauch befindliche Ombrometer, welches nicht mir gehörte, konnte blos 34 Millimeter fassen. Ich verband deshalb, um die ganze Regenmenge zu erhalten, den Auffangtrichter mittels eines Giestpflasterstreifens fest mit dem Sammelgefäß und errichtete daneben ein Kontrollmaß, einen senkrechtwandigen Blechkasten nämlich, in dem ich die Höhe des gefallenen Regens einfach an einem hineingesteckten Millimeterstab konstatierte, was immer sehr gut stimmte, da ja die Verdunstung minimal war.

Die letzten drei Tage des Juli waren regenlos gewesen.
August 1. 1,5 in der zweiten Hälfte der Nacht gefallen.

		Nachmittags bis 5 ^{1/2} h 5,5. Hartnäckig regnerisch, man kann nicht hinaus . . .	7,0
2.	13,7		13,7
3.	11,0	Vormittags 0,4	11,4
4.	—	Nachmittags 0,4	0,4
5.	—		—
6.	1,0		1,0
7.	16,0	wovon ein kleiner Teil gestern Vormittags	16,0
8.	23,5	das meiste hievon in der Nacht . . .	23,5
9.	2,5		2,5
10.	0,1	(Thau?)	0,1
11.	1,0	Morgens Donner. Bis Vormittags 11h in 1 ^{1/2} Stunden 34,0 (oder mehr? S. oben). Danach regnete es noch 0,5 . . .	35,5
		Der übrige Tag schön, bedeckt, kühl.	
12.	1,0	Nachmittags 5,0. Ich habe Fieber . . .	6,0
13.	36,0?	Geschätzt 50,0 (S. oben), wovon die größere Hälfte vor Mitternacht . . .	50,0
14.	2,0		2,0
15.	1,7		1,7
16.	—	Bis zum Abend 2,0	2,0
17.		Tag begann mit Regen. Bis 11 ^{1/2} h 60,0, bis 2h 3,0 mehr	63,0
18.	70,0	Die schlimmste Regennacht, welche bisher erlebt	70,0
19.	1,5		1,5
20.	0,3		0,3
21.		Morgen beginnt mit Regen, der bis Mittag anhält und 55,5 ergibt. Bald darauf neuer Regen, man konnte den ganzen Tag nicht hinaus. Abends 6h eine Stunde Pause, dann abermals Regen	55,5
22.	45,0	Bis 1h Mittags regnet es weitere 26,0 . . .	71,0
23.	—		—
24.	4,7	Abend zum ersten Mal sternklar . . .	4,7
25.	—	Sonnenschein von Morgens an. Heißer Tag. Nachmittags 5h Gewitter in Ost, Abends sehr stark SW Brise	—
26.	0,1	Schön. Abends Wetterleuchten	0,1
27.	110,0!	Dies fiel von Mitternacht bis 10h Vormittags. Am Morgen, als es noch	

Sa. 438,9

dunkel war, starkes Gewitter. Die Regentropfen mußten ausnahmsweise senkrecht oder aus Ost gefallen sein, sonst wäre meine nach West liegende Stube unter Wasser gesetzt worden. Nachmittags 4^h erster Tornado aus SE mit nachfolgendem strömendem Regen, bis 5^h 13,5. Dieser Tornado hat viele Bananenbäumchen umgeworfen, sie liegen alle nach NW . . . 123,5

August 28.	4,5		4,5
29.	5,0		5,0
30.	2,7	Schöner Tag	2,7
31.	1,0	Mittags wieder etwas Regen. Abends Wetterleuchten	1,0

Regenmenge im August = 575,6

September 1.	6,0		6,0
2.	62,0	dies bis Morgens 9 ^{1/2} h. Bis Mittag 18,5 mehr.	80,5
3.	—		—
4.	—	Nachmittags wenige Tropfen	—
5.	83,5	Bis 5 ^h Nachmittags 2,0 mehr. Es sind zwei schwere perniziöse Fieber da	85,5
6.	1,3	erst Mittags gemessen	1,3
7.	2,0		2,0
8.	74,5		74,5
9.	23,5		23,5
10.	—	Landwind aus Nord weht heute bis 9 ^h Vormittags außergewöhnlich stark, d. h. so, daß er die Flagge entfaltet. Heißer Tag, Nachmittags heftige SW-Brise	—
11.	3,5	Nachmittags wie schon öfter feiner Sonnenregen	3,5
12.	4,5		4,5
13.	10,0		10,0
14.	0,5	Ziemlich kühler Tag	0,5
15.	42,5	Morgens 9 ^h gemessen. Bis Mittag 2,0 mehr. Um 2 ^h Nachmittags erscheint auf kurze Zeit der Gipfel des Kamerun-Berges in ziemlich weiter Ausdehnung mit Schnee bedeckt, ungemein klar	44,5
16.	—	Morgens Nebel, ich glaube zum ersten Mal.	—
17.	—		—

		Sa. 336,3
September 18. bis 23.	Reise nach Bimbia und Viktoria. Während dieser Zeit hatte sich angesammelt	
	46,5. Verdunstung sehr gering	46,5
24.	— Morgens Regen aus NE. Bis Abends 6h 10,5	10,5
25.	1,0 Schöner Tag, herrliche Seebrise	1,0
26.	21,0 Die ganze Nacht Regen. Mein zweites Fieber	21,0
27.	0,2 (Thau?)	0,2
Regenmenge 1.—27. September =		415,5

Oktobers erste Dekade ziemlich trocken. Zweite Hälfte ziemlich regnerisch.

Zu Seiten 8. 17. 36.

Man sollte eigentlich alle Naturgegenstände in tropischen Ländern genau und ruhig messen, um von den wahren Größenverhältnissen Rechenschaft ablegen zu können, ohne daß die Überschwänglichkeit der Erinnerung und der Fantasie dabei mitwirkte. Leider habe auch ich diese schöne Regel meistens bloß theoretisch beherzigt. Doch finde ich ausnahmsweise über die Dimensionen zweier Raphia-Blätter, die ich am Mungo-Fluß sorgfältig gemessen habe, folgende Zahlen:

Ganze Höhe vom Boden bis zur Spitze	Meter	14,00 und 14,80
Länge der Fiederung	"	6,20 " 7,50

Die beiden betreffenden Blätter waren nicht etwa außergewöhnlich stark entwickelt. Die schwierige Natur des Waldsaum-Dickichtes gestattete keine Auswahl. Die älteren Raphia-Individuen bildeten Stämme von etwa 5 Meter Höhe, die jedoch etwas undeutlich blieben, da sie bis zum Vierfachen ihrer Dicke mit alten Strünken früherer Blätter eingehüllt waren. Die auf meiner Lunda-Reise 1878 bis 81 gesehenen Raphia-Palmen erschienen mir niemals mit einem Stamm versehen, woraus ich auf eine Verschiedenheit der Spezies schließen möchte.

Aus demselben oben angegebenen Grunde seien hier die von mir genommenen Maße zweier größter Kamerun-Kanuu angereiht.

King Akwa's größtes Kanuu:

Länge	Meter	19,50
Größte Breite (stets ungefähr zwischen hinterstem und mittlerem Drittel der Länge)	"	1,45
Volle Bemannung		41 Köpfe.

Collins neues Kanuu (Dezember 1884):

Länge	Meter	16,0
Größte Breite	"	1,30
Volle Bemannung		31 Köpfe.

Buchner, Kamerun.

Das allergrößte Kamerun-Kanuu soll übrigens das des Jim Ikwalla sein, welches vollbemannt 51 Leute trägt.

Ein interessantes Phänomen pflanzen-physiologischer Art beobachtete ich gelegentlich der Anlage von Straßen, für welche mehrere Ölpalmen gefällt werden mußten. Die horizontal niedergestreckten Stämme wurden sogleich von unseren Kru-Jungen angezapft, indem sie die Blätterkronen abschnitten und Gefäße darunter befestigten. Noch mindestens eine Woche lang nach der Trennung von der Wurzel träufelte aus den Stämmen köstlicher Palmwein, der allerdings nach und nach einen unangenehm säuerlichen oder fauligen Geschmack annahm. War die ganze Erscheinung als Folge der noch innerhalb des Stammes eintretenden Zersetzung und Kohlensäure-Entwicklung oder als nachhaltige Wirkung der Kraft des aufsteigenden Saftstromes zu erklären? Ich neige mich der ersteren Meinung zu.

Zu Seite 15.

Die Dualla-Sprache.

Die Bantu-Sprachen, zu denen auch unser Dualla gehört, sind im allgemeinen ausgezeichnet durch große Regelmäßigkeit, Konsequenz und Einfachheit. In Bezug auf das Alphabet finden mancherlei Schwankungen statt. Zur Wiedergabe des Dualla jedoch, welches sehr wohlklingend ist und aus 52,3 Prozent Vokalen gegenüber 47,7 Prozent Konsonanten besteht, genügen die gewöhnlichen deutschen Schriftzeichen. Die Laute F und H, sowie das aspirirte S, unser Sch, fehlen im Dualla. Ebenso fehlt eigentlich auch das R. Doch gehen die Laute D und L häufig in R oder auch gegenseitig in einander über, was eine phonetische Eigentümlichkeit der meisten Bantu-Sprachen zu sein scheint. Dia, Hand, kann man auch lia und ria ausgesprochen hören. Im benachbarten Isubu (Bimbia) sollen alle P in F verwandelt werden.

Für die Bantu-Sprachen sind vorzüglich zwei Grundregeln charakteristisch: 1. Die Sinnesmodifikationen der Begriffe, so namentlich Singular und Plural des Nomen, werden durch Vorsilben oder Präfixe ausgedrückt. 2. Um die Zugehörigkeit des Adjektivum und Verbum zum Nomen zu markiren, dient die Alliteration, Wiederholung oder Kongruenz der Präfixe. (Wir Europäer haben bekanntlich die Kongruenz der Suffixe oder Nachsilben: Viri multi magni.) Es gibt somit für Adjektivum und Verbum keine festen Vorsilben oder Anfänge.

Die reinsten Form des Verbum ohne Prä- und Suffix, also dessen Wurzel, zeigt der Imperativ. Diese empfiehlt sich demnach zur lexikographischen Anwendung schon aus dem praktischen Grunde der Raum- und Zeitersparnis. Zugleich aber auch sprechen für die-

selbe Gründe der Logik. Denn zweifellos ist der Imperativ die natürlichste, ursprünglichste Gestalt, in der das Verbum zuerst ausgesprochen wurde und überhaupt erst entstand. Alle anderen Bildungen setzen viel mehr Reflexion und langsame Entwicklung voraus, als die aus dem einfachen Motiv der Einwirkung auf andere Individuen plötzlich hervorgehende befehlende Art. Jedes Adjektivum läßt sich schließlich als Partizipialform eines Verbuns auffassen und demgemäß ebenso behandeln.

Im Dualla haben sich jene zwei eben mitgeteilten Grundregeln allerdings hie und da abgeschliffen, aber meistens sind sie doch immer noch deutlich genug herauszufinden. Die folgenden Beispiele sollen das Gesagte und Weiteres näher erläutern.

1. Alle Nomina, die im Singular mit di beginnen, setzen statt des di im Plural ma: Dia Hand, Plural maa. Ndene groß. Dia dindene die große Hand. Sadi klein. Dia disadi die kleine Hand. Bá zwei. Maa mabá masadi zwei kleine Hände. Maa mabá mandene zwei große Hände. Dibatu Kleid, Pl. mabatu.

2. Alle Nomina, die im Singular mit bu beginnen, setzen statt des bu im Plural mi: Bunia Tag, Pl. minia. Lalu drei. Minia milalu drei Tage. Bueli Baum, Pl. mieli. Buanga, Arznei, Pl. mianga.

3. Jene Nomina, die im Singular mit mu beginnen, setzen statt des mu im Plural entweder ba oder mi oder bi: Mutu Mann, Person, Mensch, Pl. batu Leute. Mutu Weib, Pl. bitu. Mukala der Europäer, Pl. bakala. Mukuta Sack, Pl. mikuta. Mukuta mundene ein großer Sack. Mikuta mibá misadi zwei kleine Säcke. Gita viel. Bubi böse. Po kommen. Bakala bagita babubi hapó viele böse Europäer kommen. Batu babubi böse Menschen. Mbüa Regen. Mbüa mapó Regen kommt. Mukum der Sklave, Pl. bakum. Muna Sohn, Pl. bana.

4. Als Beispiele unregelmäßiger Präfixbildung mögen gelten: Diso Auge, Pl. miso. Ndabu Haus, Pl. mandabu. Momi Mann, männlich, Pl. bomi. Iuma Waare, Pl. hima. Itui Ohr, Pl. matui. Dina Name, Pl. mina.

5. Eine große Rolle spielt wie in allen Bantu-Sprachen so auch im Dualla die allgemeine Verbindungspartikel a, die sich am besten mit unserem Von übersetzen läßt und im Dualla ausnahmsweise häufig nicht oder unrein allitterirt: Dibongo Ellbogen, Knie. Dia Hand, Arm. Muendi Bein, Fuß. Dibongo la dia Ellbogen. Dibongo la muendi Knie. Muni Finger, Zehe. Muni ia dia Finger. Muni ia muendi Zehe. Buanga Medizin. Mutu a buanga oder mianga (Plural) Arzt. Giba Diebstahl. Mutu a giba Dieb. Madiba Wasser, Fluß. Mbanga Kofosnuß. Madiba ma mbanga Kofosnußwasser. Madiba ma Dualla der Kamerun-Fluß. Madiba ma Bakundu der Bakundu-Fluß. Eigene Flußnamen gibt es näm-

lich nicht. Die Gewässer werden nach den Gegenden und Volksstämmen benannt, die sie durchfließen und wechseln dementsprechend streckenweise ihre Namen. Lende Delpalme. Ditutu Raphiapalme. Mau Palmwein. Mau ma lende Palmwein von der Delpalme. Mau ma matutu Palmwein von der Raphiapalme.

6. Die Zahlen heißen: Eins ibó; Zwei ibá; Drei ilalu; Vier iné; Fünf itanu; Zehn dum; Elf dum n' (na) ibó; Zwölf dum n' ibá; Zwanzig muabá; Dreißig mualalu; Hundert ebūca; Alle, all esse. Hievon lassen sich mit dem Präfix su Adverbialbildungen ableiten: Subá zweimal, sulalu dreimal; susses immer.

7. Das Pronomen Possessivum wird wie folgt gebildet; dasselbe Beispiel zeigt zugleich den Mangel der sonst als Regel geltenden Alliteration: Diuende ram mein Messer; Diuende longo dein Messer; Diuende lau sein Messer; Diuende lassu unser Messer; Diuende labu euer Messer; Diuende mabu ihr Messer.

8. Verschiedene Eigentümlichkeiten: Kierri oder Kielle dient zugleich um Gestern und um Morgen auszudrücken. Ngadi heißt Schießgewehr; ursprünglich bedeutete es wohl Lärm oder Knall; denn Donner heißt Ngadi a Loba Lärm (Schießgewehr?) Gottes.

Aus intransitiven Verbis können mittels der Nachsilbe ise transitive Verba gebildet werden¹⁾: Taka leiden, takise quälen. Timba zurückkehren, timbise zurückschicken. Tomba vorübergehen, tombise vorübergehen lassen, hinüberreichen. Tombisémba Lasse mich vorbei. (Wegen des Akzents s. unten bolamba dia.)

Die beiden häufigsten Worte, die man als Fremdling zu hören bekommt, sind Ietuse und Niambe. Das erstere ist der übliche Gruß, das letztere der hierauf zu erwidrende Gegengruß. Ietuse läßt sich etwa übersetzen mit „Ich sehe dich,“ Niambe heißt „Gott“ und bedeutet hier vielleicht „So Gott will.“ Ein englischer Missionar allerdings teilte mir eine einfachere Erklärung mit. Ietuse hieße Good evening und Niambe hieße auch Good evening, meinte er.

Schieflich seien noch einige kürzere Sätze als Sprachproben gegeben. Dina longo nainii? Name dein welcher? Wie heißest du? Ko na pi Sei mit Ruhe, sei ruhig. Wamse! Schnell! Nabi Ich weiß. Nassibi Ich weiß nicht. Nambale Ich spreche die Wahrheit. Bolá mba dia Gib mir die Hand. Dieses wird gesprochen, als ob bolamba ein Wort wäre, mit dem Akzent auf der zweiten Silbe. Babongo ndabu Sie bauen Haus. Napula nió Ich will trinken. Napula topo Dualla Ich will Dualla sprechen. Mukala iala mundi Europäer geht Dorf. Der Europäer geht ins

¹⁾ Ganz dieselbe Bildung kommt auch im Angola vor. S. meinen Artikel „Beiträge zur Ethnographie der Vantu.“ III. Linguistisches. Ausland 1883, Nr. 23.

Dorf hinauf. Mukala iala dibó Europäer geht Strand. Der Europäer geht zum Strand hinab. Mundi und dibó sind auch in Bezug auf die Bodenform Gegensätze; mundi bedeutet in erster Linie den Steilrand des Ufers, die Erhöhung, auf welcher ein Dorf gemeinlich liegt. Napulape Ich will mehr. Naimapulape Ich will nicht mehr. Naimabolape Ich gebe nicht mehr. Napula koala ni oa buambu Ich will sagen mit dir Palaver. Ich habe eine Angelegenheit mit dir zu besprechen.

Weitere Eigentümlichkeiten der Bantu-Sprachen und des Dualla werden sich aus dem nächsten Kapitel über das Kamerun- oder Neger-Englisch ergeben.

Zu Seite 43. **Kamerun-Englisch.**

Die Haupteigentümlichkeiten des Kamerun-Englisch bestehen in Folgendem:

A. Vokabular.

1. Eine Anzahl Wörter portugiesischen Ursprungs, die den jetzigen Kamerunern als englische gelten. Wie selten und geringschätzig spricht man heutzutage von dieser kleinen Großen Nation der Portugiesen, die trotz ihrer bescheidenen Volkszahl doch überall auf der ganzen weiten Erde ihre Spuren tief eingepägt hat. Schon der Name Kamerun ist, wie eingangs erwähnt, aus dem portugiesischen Rio dos Camarões (Fluß der Krebse) entstanden. Aber die Überlieferung der Eingeborenen weiß nichts mehr von den ehemaligen Weltbeherrschern.

Der fatalsten afrikanischen Dinge eines ist das „Palaver,“ portugiesisch Palabra, Wort, dessen Bedeutung formell und praktisch über eine Menge unangenehmer Geschehnisse und Situationen, wie „Beratung, Warnung, Drohung, Beleidigung, Verbrechen, Rechtsstreit, Klage, Prozeß, Gerichtsitzung, Erpressung, Kriegszustand“ und ins Unendliche mehr, sich ausdehnt. Man sagt: It is a woman palaver, Es handelt sich um ein Frauenzimmer. This be no play palaver, Ich mache keinen Scherz. You want to make palaver? Du willst Streit anfangen? You will hear some palaver, Dir werde ich schon noch kommen. It is like a married palaver, Es handelt sich um ehelichen Ungehorsam oder Treubruch u. s. w.

Irgend etwas Geschriebenes, so namentlich der als Augenblicksmünze dienende Zettel, mit dem die schwarzen Händler zunächst für ihre abgelieferten Produkte bezahlt werden und für den sie sich dann die betreffenden Werte in europäischen Waren auswählen dürfen, heißt in Kamerun Kaladi, zweifellos das portugiesische Carta, Karte, Brief. Ebenso zweifellos ist Dikala, die Leiter, Plural makala, das portugiesische Scala.

In Akwataun gab einmal das Schimpfwort Kako Anlaß zu einer großartigen blutigen Schlägerei zwischen Hausa-Leuten und Kamerunern. Dieses Kako dürfte das portugiesische Macaco, Affe,

sein. Die Haussa, die sich als höher zivilisierte Mohamedaner erlaubten, mit Verachtung auf die Kameruner herabzublicken, beeilten sich, dasselbe wenig schmeichelhafte Epitheton, das sie von den Europäern als auf sich selbst angewendet kennen gelernt hatten, sogleich gegen ihre tatsächlich niedriger stehenden Rassegenossen vorzuzuführen.

Das portugiesische Sabe, „Er weiß“ oder „kennt“, wird ebenso häufig wie im Pidgin-Englisch der Chinesen gebraucht, und das stereotype Me no sabe der Langzöpfe gilt auch an der westafrikanischen Küste. You no sabe me? heißt: „Du kennst mich nicht?“ What me no be old man? Me no sabe fashion? „Was, bin ich nicht ein alter Mann? Und ich soll keine Lebensart verstehen?“

Ein kleines Kind, ein Säugling, wird Pikanini genannt, das portugiesische Pequeno. Wenn ich nicht irre, kommt dieser Ausdruck auch bei den Indianern vor, die ihn dann vielleicht aus dem ähnlich lautenden spanischen Wort überkommen haben.

2. Englische Wörter und Redeweisen, die im Sprachgebrauche der Neger eine andere als die ursprüngliche Bedeutung erhalten haben.

Book, Buch, ist ein Zettel mit einer daraufgeschriebenen Zahlungsanweisung, ein Brief, eine Rechnung, kurz alles Schriftliche, und wird ganz in demselben Sinne wie das erwähnte Kaladi gebraucht.

What is the matter? ist zu einem kräftigen Fluch geworden, der als Einleitung von Schimpfereien beliebt zu sein scheint, namentlich bei King Akwa, dessen Englisch damit meistens zu Ende geht.

Chop, fappen, heißt wie im chinesischen Pidgin-Englisch, „Essen schmausen“, dann aber auch übertragenen Sinnes „Nehmen, stehlen“. Die auch bei den Weißen beliebte Palmöl-Suppe der Neger heißt allgemein Palmoil chop. He want to chop them money „Er möchte den ganzen Betrag unterschlagen.“

Country oder genauer Bushcountry bedeutet das Innere, mit dem die Küstenbewohner, nicht aber die Europäer, Handel treiben dürfen, und zwar wahrt sich jeder Stamm durch eine Art Handelsmonopol seine eigene Country. Die zunächst liegenden Country- oder Bush people erster Ordnung haben dann wieder ihre Country- oder Bush people zweiter Ordnung, und so geht es stoffelartig weit in die Hinterländer bis zu den letzten Produzenten. Bushman ist im Sinne von „Heide“ oder „Wilder“ ein halb scherzhaftes Scheltwort geworden. Begeht ein Dualla oder ein Kruboy eine Ungeschicklichkeit, so sagt man zu ihm You be bushfellow you.

Eine merkwürdige Umwandlung des Sinnes hat das Wort Market, Markt, durchgemacht. Aus dem Begriff „Zusammenkunftszplatz zu Handelszwecken“ sind die Begriffe „Rendezvous, Versprechen, Zusage“ geworden. He left me market heißt „Er hat mir versprochen.“

Eine große Rolle spielt das Wort Live, leben, in der Bedeutung „Sein, da sein“, oder zur Umschreibung eines werdenden Zustandes. Zum Beispiel: He live for come, Er kommt soeben, he is coming, va venir. He live for die, Er stirbt soeben, wird sterben. No live, Ist nicht, das gibt es nicht, er ist nicht da. This place live for man go wash, Das ist ein Badeplatz.

Ein anderes sehr wichtiges Wort ist Fit, passen, in der Bedeutung. „Umstände sein, es wagen, es nöthig haben, verstehen, können“. Them other boy, him be gentleman? No fit to do work? „Der andere Bursche da ist ein großer Herr, der nicht zu arbeiten braucht?“ So beklagen sich die Kru-Jungen, wenn sie glauben, daß einer von ihnen bei der Arbeitsverteilung besser wegkam. I no thieve him, I no kiss woman for him place, I do no bade thing for him: He fit to put me in iron. „Ich habe ihn weder bestohlen, noch habe ich mich an seinen Weibern vergangen, noch habe ich ihm sonst etwas Böses angetan, und doch ist er imstande, mich in die Kette zu legen.“ Mit diesen Worten wurde ich einmal von einem Sklaven des King Akwa wegen schlechter Behandlung um Hilfe angegangen.

Um „Viel“ auszudrücken, wird das Substantivum Plenty als Adjektivum gebraucht. Das gleichfalls übliche Much hat mehr adverbiale Bedeutung. Niemals hört man Many. Sehr viel, sehr gut, heißt Too much oder auch Plenty too much. Z. B. Smiti sabe them road too much „Herr Schmidt kennt den Weg ganz genau“.

Das bereits erwähnte, bei den Seeleuten so beliebte Scheltwort Nigger hat für Westafrika die Bedeutung „Sklave“ erhalten. Ja, die Aufgeblasenheit vornehmer Neger erlaubt sich sogar, dasselbe in diesem Sinne auf reine Europäer anzuwenden. You be Mister Woermann him nigger hat sich schon mancher gänzlich weiße Factorist ins Gesicht sagen lassen müssen.

Am nördlichen Ufer des Kamerun-Flusses hatten die Vorfahren unseres jetzigen King Bell ihre Niggery town, ein größeres Dorf, in dem man die Sklaven aufbewahrte, bis sie verschifft werden konnten. Als später der feindliche Onkel Loek Priso dort sich ansiedelte, wurde der anstößige Name von den englischen Missionaren zartsinzig in Hickory town umgetauft.

B. Grammatik.

1. Geschlechtslosigkeit der Begriffe selbst in Bezug auf Personen. Boy „Junge“, wird auch im Sinne von „Mädchen“ gebraucht und der letztere Begriff höchstens durch Hinzufügung der Apposition „Weib“ oder „weiblich“ näher bezeichnet, was an das europäisch-englische He goat und She goat erinnert.

2. Regellose Verwechslung der subjektiven und objektiven Pronomina, deren unbequeme europäische Mannigfaltigkeit auf die vier

Hauptformen Me, him, we und you vereinfacht werden. Persönlich oder sachlich macht dabei keinen Unterschied.

Als Dr. Nachtigal seinen Kru-Jungen Tom entließ, weil derselbe nach Ablauf der kontraktlichen Dienstzeit heimkehren wollte, trug er ihm noch auf, den neueintretenden Nachfolger auch in der Herstellung des von Tom stets vorzüglich bereiteten Cocktails zu unterweisen, erhielt aber folgende entschiedene Antwort: Them other boy no fit to learn him (den Cocktail nämlich), them other boy no got sense enough. Der andere Junge ist unfähig, ihn zu lernen, ist zu dumm dazu.

Die Nominativ-Form We wird auch im Sinne des Affusativs Us gebraucht. You no buy we, Ihr habt uns nicht gekauft, d. h. von Euch haben wir noch keine Geschenke empfangen, sagten die rebellischen Hicory-Leute, indem sie gegen die Hissung unserer Flagge in ihrer Ortschaft protestirten.

Als allgemeines Possessiv-Pronomen ist mir blos Him, sein, ihr, bekannt, welches wie in den süddeutschen Dialekten gesetzt wird, z. B. King Bell him nigger, King Bells Sclave, wörtlich „dem King Bell sein Sclave.“

Als Demonstrativ-Pronomen oder vollerer Artikel dient allgemein Them. Z. B. He wants them thing plenty, Von diesem Artikel wünscht er so viel als möglich.

Eine sehr naiv aber gut verständlich lautende Bezeichnung ist King Bell town himself Die eigentliche, engere Belltaun, in der King Bell selbst wohnte, zum Unterschied von der ganzen großen Belltaun, die wieder in ihre Unterabteilungen zerfällt.

3. Eine Deklination des Substantivums ist nicht vorhanden. Die Affusative erkennt man einfach an ihrer Stellung hinter dem Verbum. Genitiv-Verhältnisse werden analog dem erwähnten King Bell him nigger ausgedrückt. Zur Bildung aller sonstigen Kasus gilt die Universal-Präposition For, für, welche fast sämtliche lokalen und kausalen Beziehungen darstellen muß, die wir durch „In, auf, durch, wegen, um zu“ u. dgl. ausdrücken.

4. Eine gründliche Verachtung der Flexion des Verbuns. Be, sein, gilt für alle sechs Personen.

5. Das Verbum wird auch für Vergangenes in der Präsensform gebraucht, namentlich bei fortlaufender Erzählung, obgleich die Anfänge eines Präteritums in den Bantu-Sprachen keineswegs fehlen.

6. Die Verneinung hat häufig den Wert einer verstärkten Affirmation. Z. B. Smiti dont go, Herr Schmidt ist fortgegangen. Plenty people dont come, Es kommen, oder kamen, viele Leute. Diese Eigentümlichkeit, welche durch sämtliche Bantu-Sprachen wiederkehren dürfte, ist eine der interessantesten sprachlich-psychologischen Erscheinungen, und beruht vielleicht auf einer versteckten, ins Un-

bewußte zurückgewichenen Ironie. Die altbairische Befehlsart „Obst fei net hergehst“ (Du sollst sofort hergehen) dürfte etwas Ähnliches sein.

7. Eine eigentliche Komparation der Adjektiva ist nicht vorhanden und muß umschrieben werden, was auf zweierlei Art geschehen kann, entweder durch das Wort Pass, übertreffen, oder durch ein Substantivum, das an sich schon eine Steigerung oder Abminderung der Eigenschaft enthält. Z. B. You pass me for big, Du bist größer als ich. Road we can find good one pass that, Wir werden einen besseren Weg finden. Him be boy for me, Er ist jünger, thörichter als ich.

Die höchsten Grade der Steigerung werden durch das erwähnte Plenty oder Too much, wobei das Too nicht den europäischen Sinn „Zu sehr“, sondern den Sinn „Überaus, sehr, ungemain“ hat, oder auch durch Wiederholung des betreffenden Adjektivs gegeben.

8. Abhängige Sätze in der Bedingungsform gibt es in den Bantu-Sprachen nicht. Derlei Sinnesmodifikationen werden nach Art eines absoluten Ablativs durch Konditional- oder Temporal-Präfixe an dem bedingenden Verbum ausgedrückt. Im Kamerun-Englisch aber hat sich zu diesem Zweck das Wort Suppose, angenommen daß, zu Pose abgekürzt, eingebürgert. Pose I no live, he fit to go for my backside to thieve my oil. „Gesezt ich bin nicht da, ist er imstande, hinter meinem Rücken mein Del zu bestehlen.“ Solchermassen offerirte mir einmal ein gekränkter Handelsmann seinen Sklaven mit der Bitte, ich möchte denselben auf ewig in die Kette schmieden.

Auch hört man nicht selten Voraussetzungen, die ganz und gar dem absoluten Ablativ des Lateinischen entsprechen. Z. B. Him father dead him be Joss. Nach dem Tode seines Vaters wird er der Joss (Häuptling der Joss-Leute) sein.

9. Hieran schließen sich in größerer Zahl verschiedene bildliche Ausdrücke, die als wörtliche Übersetzungen einheimischer Darstellungsweisen lehrreich sind. Z. B. I want to sit down for you. Ich möchte Ihr Diener sein. Cold have you? Hat dich die Kälte? Hast du Fieber? This be play palaver. Das ist ja nur Scherz. Woman piss pikanini. Das Weib gebärt, hat geboren. Them woman piss me. Das ist meine leibliche Mutter.

Völlig identisch scheinen die Begriffe „Bauch“ und „Seele“ aufgefaßt zu werden, wie aus nachstehenden Reden hervorgeht. My belly is full. Ich bin satt. Plenty vexed live for my belly. Viel Ärger ist in meinem Innern, ich habe mich wüthend geärgert. Pose (suppose) me be forced, I go. My belly live for Bell. „Wenden sie Gewalt an, so gehe ich natürlich mit. Im Innern aber bleibe ich doch King Bell treu.“ So sagte Jacko von Jacko-

taun, als die gegen King Bell rebellirenden Joß-Leute ihn zwingen wollten, ihrer Partei beizutreten.

Eine sehr sonderbare Umschreibung lautet: He live for use himself. Er verrichtet eben seine Notdurft.

Leider ist, wie jedes Kauderwälsch, auch das Neger-Englisch so schwer nachzuschreiben, daß es mir nur in einem einzigen Falle glückte, eine vollständige längere Mitteilung mit der Feder zu fixiren. Dieselbe betrifft eine jener zahlreichen Rechtsstreitigkeiten, mit denen ich während meiner ebenso kurzen als glanzlosen Regierung Tag für Tag gequält wurde, nämlich:

Das Green Hawkin-Palaver vom 15. April 1885.

Green Hawkin, ein außergewöhnlich ruhiger und verständiger Mann von etwa 40 Jahren, in Begleitung eines gleichalterigen Freundes, kommt und will mir klagen, daß ihm ein Frauenzimmer geraubt worden sei. Er spricht ein so schauerhaftes Englisch und so schnell, daß ich zuerst kein Wort verstehe. Ich bitte ihn deshalb, einen Stuhl zu nehmen, sich ganz nahe neben mich an den Tisch zu setzen und langsam zu diktiren, weil ich so seine Sache besser begreifen und ihm besser helfen könne, falls er Recht habe. Nach unsäglicher Mühe, da er immer wieder in seinen hastigen Redefluß verfällt, habe ich schließlich folgende Geschichte zu Papier gebracht, die ich durch Nummern in ihre verschiedenen Phasen zerteile.

1.

Yellow Hawkin borne son (girl) and Mandenne come buy him and pay part money and part left. Yellow Hawkin take them money for Charly and buy woman (small woman) and pay part and part left. Charly people they look Green Hawkin him girl pass and he top (stop) him. Akwa ax (asks) Charly and Charly tell me say „I top them girl for Yellow Hawkin“, and tell me so „and may go back for Yellow“. Yellow tell me say „Never mind I go give you other one“ and Yellow Hawkin go for Mandenne and tell him say „man top him Green girl for your part money who left“, and Mandenne take him girl and give Yellow Hawkin him girl. Yellow Hawkin take them girl and give me say „I pay you“.

2.

And me go for Joe Mandenne for find a woman. I pick woman (big woman) to marry and I call him for my place and I pay five hunderd down, pay one big goat for three Kroo, pay one small goat for Kroo, I pay Kroo rum, and I take them girl Yellow Hawkin give me and give him for Joe Mandenne, and I finish for them palaver.

3.

And Mandenne go again and thieve them girl from Joe Mandenne and I send my woman for Joe Mandenne him place, and Joe Mandenne top (stop) my woman and sell him, sell him for other place, and we take court for King Akwa.

4.

King Akwa say „Him (Green Hawkin) got best for them palaver“. He say „Joe Mandenne must give my woman back because he got best for that. Pose (suppose) you want any palaver, top Mandenne“, and Joe Mandenne no agree for go for Mandenne.

Der tatsächliche Inhalt dieses Stückes Kamerun-Englisch stellt sich, sorgsam analysirt, ungefähr so heraus:

1.

Mandenne kauft dem Yellow Hawkin ein halbwüchsiges Töchterchen ab, welches Divuta heißt, und bleibt wie gewöhnlich einen Teil des Preises, wahrscheinlich die Hälfte, schuldig. Mit dem für sein Töchterchen erhaltenen Gelde geht nun Yellow Hawkin zum Charly in Daidotaun und kauft sich dafür von diesem ein anderes Mädchen, nennen wir es Nr. 1, vielleicht eine Sklavin, vielleicht eine noch nicht mannbare Freie, indem er gleichfalls einen Teil des Preises schuldig bleibt.

Alle Heiraten, auch die ebenbürtigen, vollziehen sich ja stets durch Kauf. Bei den Vornehmen gilt dabei als Grundsatz, daß der Vater die für eine Tochter erhaltene Wertsumme dem nächstalterigen Sohn zuwendet, damit auch dieser sich ein seinem Stande entsprechendes Mädchen anschaffe. Je vornehmer die Mädchen sind, desto früher finden sie Käufer, oft sogar bald nach ihrer Geburt. Sie gehören dann bereits einem bestimmten Mann, bleiben aber bis zur Reife im Hause der Eltern. Wenn ich den Ausdruck „Geld“ gebrauche, so sind damit europäische Waren gemeint.

Kehren wir nun zu unserer Geschichte zurück. Nach einiger Zeit wird Charly mißtrauisch gegen den Yellow Hawkin wegen der Restzahlung, oder er hat sonst noch einen Ärger gegen ihn. Ihn selber aber kann er wohl nicht so leicht fassen und er beschließt deshalb, statt des wirklichen Schuldigen einen Verwandten desselben zu strafen. Soweit ich die betreffenden Verhältnisse überschau, gilt ja in Afrika als erstes, vorderstes Rechtsindividuum nicht die Person, sondern die Gemeinde, Verwandtschaft, Herde. Charly schickt seine Leute aus und läßt ein dem Green Hawkin gehöriges Mädchen, nennen wir es Nr. 2, als Pfand festnehmen. Auf Anfrage des King Akwa wird offen zugestanden, daß dieses in Schuldsachen so sehr beliebte allgemein afrikanische Rechtsmittel eigentlich gegen den Yellow Hawkin gemeint sei.

Der geschädigte Green Hawkin geht deshalb zu Yellow Hawkin, und Yellow Hawkin wird ihm sofort gerecht, indem er sein Töchterchen Divuta vom Mandenne zurückholt und dem Green Hawkin als Schadenersatz überläßt.

2.

Green Hawkin kauft von Joe Mandenne ein erwachsenes Frauenzimmer A und bezahlt dasselbe mit 500 Bars in Waren, einer großen und einer kleinen Ziege, einem Kru Schnaps (1 Kru = 20 Bars) und dem Mädchen des Yellow Hawkin, der Divuta. Das wäre, soweit bloß die beiden ebengenannten Männer in Betracht kommen, ein ausnahmsweise glattes Geschäft ohne Schuldrest. Aber die Divuta gehört ja noch halb dem Mandenne! Es ist wohl zu beachten, daß zwei Mandenne im Spiele sind, der Mandenne schlechtweg und der Joe Mandenne.

3.

Mandenne ist denn auch höchst unzufrieden, daß die halb Seinige bereits als Münze kursirt, wie wenn sie ihn gar nichts mehr anginge, und nimmt sie dem Joe Mandenne einfach wieder weg. Joe Mandenne wird über den wahren Sachverhalt, daß nämlich die Divuta keine gute gangbare Münze war, vielleicht erst durch diesen Gewaltakt aufgeklärt und rekurriert nun wieder an den Green Hawkin, indem er sein an jenen verkauftes Frauenzimmer A bei erster Gelegenheit konfisziert und, um es in Sicherheit zu bringen, schnell wieder anderswohin verkauft.

4.

King Atwa entscheidet, daß Joe Mandenne dem Green Hawkin das Frauenzimmer A oder ein anderes, gleichwertiges zurückstatten müsse. Wegen der Divuta solle er gegen den Mandenne vorgehen.

Joe Mandenne aber weigert sich, eine neue Schererei mit dem Mandenne anzufangen und mißachtet die Entscheidung des King Atwa. Deshalb appellirt nun Green Hawkin an meine Instanz. Ich habe mich eben in den Rattenkönig von Rechtsfall, zwischen dessen einzelnen Entwicklungs- oder vielmehr Verwicklungsphasen ganze Jahre liegen, sodaß die kleine Divuta mittlerweile zur mannbaren Jungfrau herangewachsen ist, was nicht bloß eine körperliche, sondern auch eine wertliche Mehrung mit sich brachte, mühsam hineingearbeitet, da werde ich krank. Was schließlich daraus geworden, ist mir unbekannt geblieben.

Leichter als Gesprochenes ist Geschriebenes für die Sammlung zu erhalten. Unter den Kamerun-Leuten gibt es einige Individuen, die bei den Missionaren so viel Schreiben und Lesen gelernt und bei sich zu Hause nicht gleich wieder vergessen haben, daß sie für die ganze Bevölkerung, für Jedermann, der zahlen kann, Sekretär-

Arbeit verrichten und Briefe anfertigen. Selbstverständlich handelt es sich dabei um Bettelbriefe. Hat ein Kamerun-Mann mich ein dutzend mal mündlich angebettelt, ohne das Gewünschte zu erzielen, so kommt sein Anliegen, falls er nicht ein ganz armer Teufel ist, auch noch schriftlich an mich.

Herr Schmidt, der Boermann-Agent, als der große Spender von Truist oder Nicht-Truist, erhält solche Briefe täglich. Herrn

Schmidt verdanke ich denn auch den befolgend zinkografisch vervielfältigten Seufzer, der aus einer Menge anderer ausgewählt ist, da er einen charakteristischen Inhalt mit der nötigen Kürze vereinigt.

Der Truly boy Isak Akwa will sich und einigen Freunden über den Schmerz mit nur einem Gallon (4 $\frac{1}{2}$ Liter) hinweghelfen. Das deutet darauf hin, daß er noch ein kleiner Anfänger ist. Wäre er be-

reits ein großer Herr, so würde er sein Schnapsbedürfnis zur Totenfeier in ganzen Fässern ausdrücken. Da ihm, wie er sagt, eine Frau gestorben ist, nennt er sich selber zartfühlend Sorrowing widow.

Schließlich sei übrigens noch bemerkt, daß das Englische selbst in die Redeweise unserer deutschen Landsleute sich eingemischt hat, wie überall, wo Deutsche im Bereich jener Weltsprache leben, verkehren und arbeiten. Allerdings ging diese Beeinflussung in West-

Cameroun agust 3th 1884

My Dear Sir I hope
you quite well please to
help me one yallon Rum
an one Keg common madras
because we woman died today
please to let me have it

Your Truly Boy

Isacck acqua your
Sorrowing widow

afrika lange nicht so weit wie in Amerika oder Australien, aber Spuren einer englisch-deutschen Kauderwälschbildung sind doch vorhanden. Hierzu gehört zum Beispiel, daß das Wort „Neger“, verdeutsch aus „Nigger“, im Sinne von „Sklave“ gebraucht wird (siehe oben über die Bedeutung von „Nigger“), allerdings nur von minder gebildeten Personen.

Es werden auch in dem vorliegenden Bericht manche Ausdrücke, wie „Trade stoppen“ und dergleichen, aufgestoßen sein, die ich beibehalten habe, weil sie charakteristisch sind. Wenn überhaupt die bei uns jetzt eingerissene Puristerei viel Unnatürliches zu Tage bringt und eine Verärmlichung unserer Sprache bedeutet, da fast jedes Fremdwort ebenso wie jedes deutsche Wort seinen besonderen Sinn und Klang hat und deshalb weder voll überetzt noch voll ersetzt werden kann, so wäre eine puristische Ziererei, auf Dinge angewendet, die innerhalb der internationalen Sprachenvermischung sich abspielen, geradezu eine Falschheit.

Zu Seite 72.

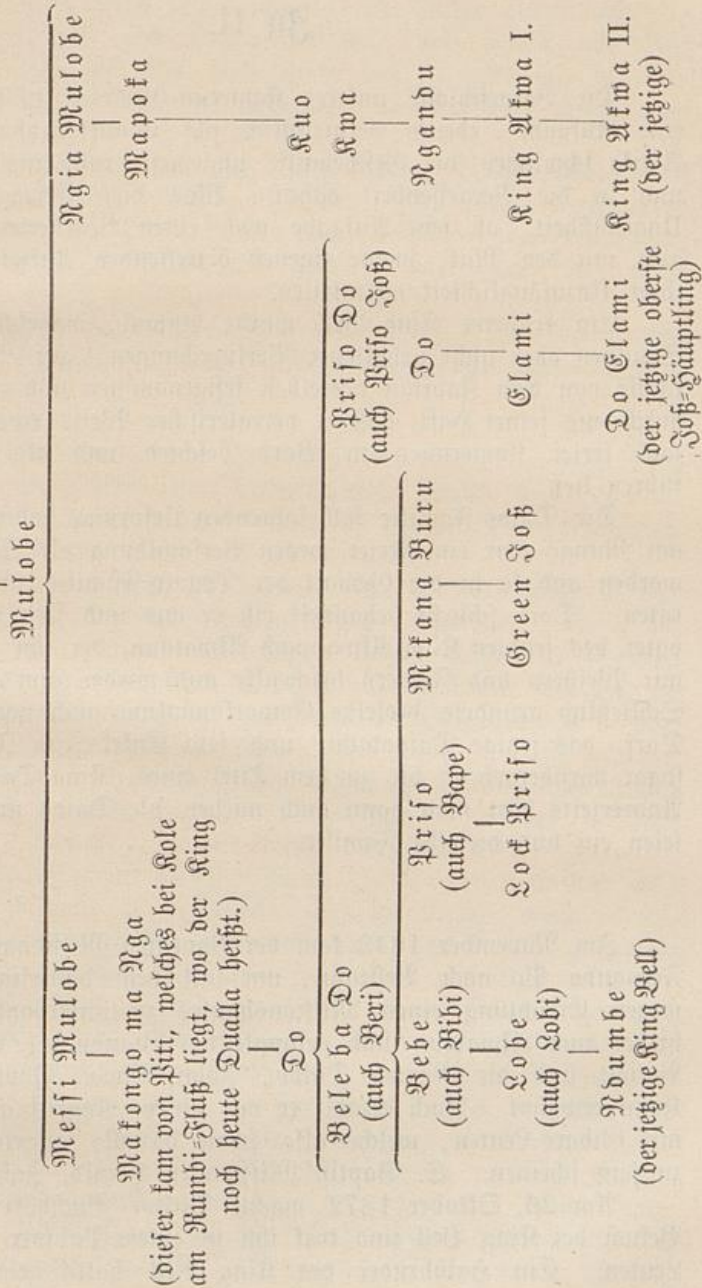
King Bell erhielt von dem Agenten der Firma C. Voermann als „Datsch“ (Geschenk) gelegentlich seiner Deutschwerdung 70 Puncheons = 11200 Gallons Palmöl = 1120 Kru = ungefähr 13440 Mark. Da dieser Betrag nicht sogleich in Waren ausbezahlt, sondern bloß in den Büchern gutgeschrieben wurde, so glaubte King Bell die von seinen außerdem noch seit längerer Zeit unbotmäßigen Häuptlingen geforderte Teilung unterlassen zu dürfen, und andererseits entstand aus der nämlichen Ursache das Gerücht, King Bell habe den Datsch unterschlagen und nächstlicher Weile nach seinen Handelsstationen am Mungo-Flusse entführt. Die Aufregung darüber hatte dann im Verein mit den Umtrieben der englisch gesinnten Parteien die bekannte Rebellion der Hickory- und Joß-Leute zur Folge.

Die Akwa-Leute wurden bei derselben Gelegenheit durch den Agenten der Firma Janzen u. Thormählen „gedascht“ und zwar einzeln, da man dem King Akwa noch viel weniger trauen durfte. King Akwa soll für sich allein 17 Puncheons und 10 Kru, David Meatom 32 Kru, der ältere Mukuri 40 Kru erhalten haben und in demselben Verhältnis sollen auch die übrigen Akwa-Häuptlinge bedacht worden sein, so daß die Gesamtsumme gleichfalls auf etwa 70 Puncheons zu stehen kam.

Zu Seite 45.

Stammbaum der beiden Kings Bell und Akwa,
nach den Angaben von Manga Bell und David Meatom aufgestellt.

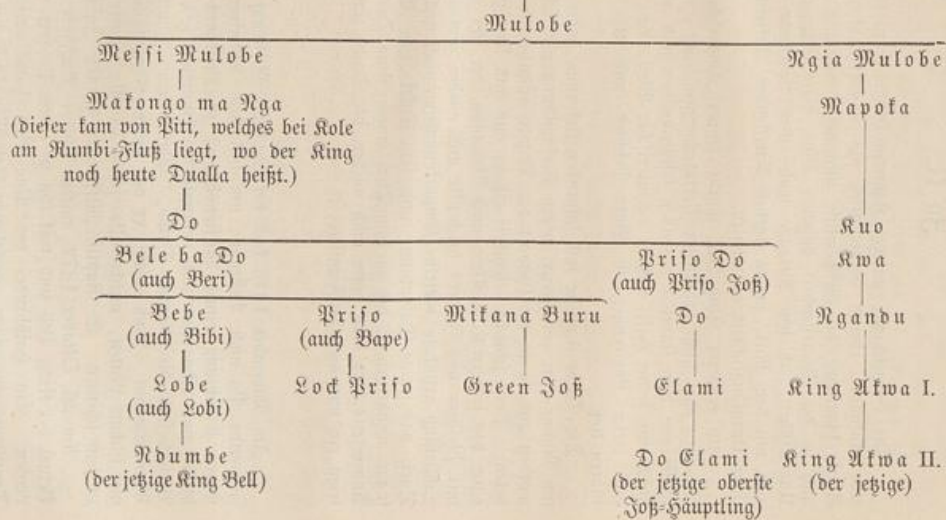
Quelle,
ein großer König,
dem ringsum Alles gehörte.



Stammbaum der beiden Kings Bell und Akwa,
nach den Angaben von Manga Bell und David Meatom aufgestellt.

Eu alle,
ein großer König,
dem ringsum Alles gehörte.

Siehe Seite 45.



223

Zu II.

Die Vorgeschichte unseres Kamerun-Gebietes zu schreiben wäre eine Aufgabe, ebenso verdienstlich als unaufschiebbar. Denn in Afrika schwinden die Geschehnisse ungemein rasch ins Prähistorische und in die Vergessenheit dahin. Bloss diese Erwägung und die Ungewißheit, ob jene Aufgabe noch einen Bearbeiter finden wird, gibt mir den Mut, meine eigenen betreffenden Aufzeichnungen trotz ihrer Unzulänglichkeit mitzuteilen.

Ein früherer King Bell wurde einmal, wahrscheinlich wegen Schulden oder nicht gehaltenen Versprechungen, auf einem Sklavenschiffe von dem Kapitän desselben festgenommen und erlöste sich dadurch aus seiner Haft, daß er verräterischer Weise eine größere Anzahl freier Kameruner an Bord beschied und als Sklaven abführen ließ.

Die Daido-Familie soll folgenden Ursprung haben. In Buniu am Mungo war ein Freier wegen Verschuldung als Sklave verkauft worden und so in die Gewalt der Togoto-Familie in Belltaun geraten. Dort schlecht behandelt riß er aus und floh zu dem Großvater des jetzigen King Akwa nach Akwataun, der ihn gut aufnahm, mit Weibern und Feldern beschenkte und wieder zum Freien machte. Schließlich gründete derselbe Emporkömmling auch noch ein eigenes Dorf, das jetzige Daidotaun, und sein Enkel Jim Akwalla hat es sogar vorübergehend bis zu dem Titel eines „King Daido“ gebracht. Andererseits hört man dann auch wieder, die Daido und die Togoto seien ein und dieselbe Familie.

Im November 1843 kam der Baptisten-Missionar Merrick von Fernando Po nach Belltaun, um mit dem damaligen King Bell wegen Errichtung eines Missionshauses zu unterhandeln, besuchte hierbei auch Akwataun und gelangte bis Biandung (?). In seinem Bericht sind die Namen Daido, John Akwa, Young King und Koan erwähnt. Auch erzählt er von einem Angriff auf ein Kamuu mit Gibaré-Leuten, welche also schon damals angefeindet worden zu sein scheinen. S. Baptist Missionary Herald, Jahrgang 1844.

Am 26. Oktober 1872 machte Doktor Buchholz seinen ersten Besuch bei King Bell und traf ihn in einem Palaver mit den Fof-Leuten. Ein Halbbruder des King Bell hatte gelegentlich eines Tanzvergnügens einen angesehenen Fof-Mann erstochen. King Bell wollte dafür eine Entschädigung in Weibern zahlen, die Fof-Leute aber verlangten, daß der Missetäter hingerichtet werde. Da diese Art Genugtuung nicht gewährt wurde, wanderten die Fof-Leute

nach Akwataun aus. Bell forderte sie als seine Untertanen zurück, sie gehorchten aber nicht und blieben. Die Folge davon war ein Krieg zwischen Bell und Daido einerseits und Akwa und Jofß andererseits. Zwischen Bell und Akwa soll es innerhalb des Gedächtnisses der noch lebenden Kamerun-Weißen drei Kriege gegeben haben.

Anno 1874 starb der alte Black Akwa, durch einen bösen Zufall von einem Daido-Mann erschossen. Zur Sühne wurden ein Daido-Freier und ein Daido-Sklave geopfert, indem man den beiden erst die vier Hauptgelenke zerbrach und sie dann samt dem toten Black begrub.

In demselben Jahr 1874 starb am Fieber Dr. Lüders, ein Begleiter des Dr. Buchholz. Er liegt im Friedhof von Akwataun begraben.

Einem Gesuch des Herrn Johannes Thormählen an das Auswärtige Amt in Berlin um konsularischen Schutz der deutschen Interessen in Kamerun, welches schon im Jahre 1874 geschrieben und abgesendet wurde, entnehmen wir Folgendes:

Im Juni des Jahres 1871 ergab sich die Notwendigkeit, das im hiesigen Flusse liegende deutsche Schiff „Cameroon“ eines der langen Dauer des hiesigen Aufenthalts wegen eingetretenen lecken Zustandes halber an das Ufer zu bringen, um Schiff und Ladung zu retten. Letzteres wurde indessen durch die Eingeborenen verhindert, welche in außerordentlicher Anzahl das Schiff in Besitz nahmen und die Ladung plünderten. Das Schiff wurde dermaßen hiebei zerstört, daß dasselbe gänzlich wertlos für 10¹/₂ Pstrl. verkauft werden mußte, woraus, so wie durch den Verlust der geraubten Waren ein Verlust von 80 000 Mark Banco (= 120 000 M.) erwuchs. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Neger, wenn es sich um ein englisches Schiff gehandelt hätte, es nicht gewagt haben würden, englisches Eigentum in solcher gewalttätigen Weise zu verletzen, zum Belege wofür ich aus meinen Erfahrungen nur zwei Fälle anführen will. Vor zirka zwei Jahren sprang der im Old Kalabar-Flusse liegende Hulk „Mathilda“, den Messrs. T. Harrison u. Co., Liverpool, zugehörend, so stark leck, daß er ans Ufer zur Ausbesserung gebracht werden mußte, ohne daß die dortigen Eingeborenen einen Angriff auf Schiff oder Ladung versucht hätten. Das Schiff wurde reparirt und liegt noch jetzt im Flusse. Ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich im März vorigen Jahres hier in Kamerun selbst, indem der Hulk „Paragon“, Eigentum der Messrs. Chs. Horsfall u. Sons, Liverpool, beide Anker und Ketten verlor und gleichfalls gänzlich auf den Strand geriet, ohne daß auch in diesem Falle derartige Gewalttätigkeiten seitens der Eingeborenen gewagt worden wären. Es ist überhaupt noch kein Fall vor-

gekommen, wo englisches Eigentum hier selbst auf gewaltsame Weise angetastet worden wäre, ohne daß ein vollständiger Schadenersatz seitens der englischen Regierung erhalten worden ist.

Kurz vor Weihnachten 1876 wurde Charly Daido, genannt „der alte Seeräuber“, der Vater des jetzigen Jim Ikwalla, der bedeutendste und mächtigste Daido, den die Überlieferung kennt, auf dem Strande von Belltaun öffentlich hingerichtet. Das nämliche Schicksal erlitt zugleich mit ihm sein Anhänger Teapot Daido. Die Entstehung dieses großen Ereignisses wird folgendermaßen erzählt: Furst Tom Daido hatte den Big Tom Daido wegen eines geringfügigen Zankes getötet. Die öffentliche Meinung verlangte, daß Furst Tom Daido dafür sterben müsse. Charly aber widersetzte sich und schützte ihn. Ganz Kamerun entbrannte darob in Krieg. Denn kurz vorher war der alte Satz „Wer tötet, soll wieder getötet werden“ gelegentlich eines anderen Falles von einem Palaver sämtlicher Kamerun-Häuptlinge zum so und so vielen Male als unabänderliches, für sämtliche Kameruner ausnahmslos gültiges Grundgesetz erklärt worden.

Bell-Leute und Akwa-Leute fielen über Daidotaun her, verbrannten die ganze Stadt, töteten über hundert Daido-Leute und nahmen den Charly gefangen. Es wurde erst nochmal über ihn Gericht gehalten und Alle, mit Ausnahme des King Bell, sprachen das Todesurteil über ihn. Ehe es so weit kam, hatten indeß die Kameruner in den Faktoreien die Meinung der Europäer zu erfragen gesucht.

Im Jahr 1882 gab es einen „Krieg“ zwischen King Bell und Loek Priso. King Bell hatte sich mit seinen Brüdern Aniu und London Bell entzweit, und diese beiden waren deshalb nebst einigen hundert Leuten von Belltaun weg nach Hickorytaun gezogen, wo ihnen Loek Priso Aufnahme gewährt hatte. King Bell verlangte ihre Auslieferung, Loek Priso aber behielt sie in seinem Schutz. Erst mehrere Wochen später entschlossen sie sich zur freiwilligen Rückkehr, und nun wollte sie King Bell nicht mehr haben. Darüber gab es viel Zank und viel Palaver. Schließlich kam es zu Herausforderungen und zu drei blutigen Zusammenstößen. Der erste Kampf fand in Old Hole Krik statt, bei dem sechs Bell-Kanuu gegen ebensoviele Hickory-Kanuu des Loek Priso stritten. Der zweite Kampf entspann sich einige Tage später um einen schließlich erfolglosen Landungsversuch der sechs Loek Priso-Kanuu am Bellstrande. Doch schlug man sich mehr mit Säbeln und Knütteln als mit Feuer-
gewehren. Den dritten Kampf veranlaßte Manga Bell, indem er nach Hickorytaun hinüberfuhr. Sein Kanuu war aber so sehr mit

Steinen, die er als Wurfgeschosse gegen das Dorf der Feinde schleudern wollte, beladen, daß es drüben am Strande umschlug, er selbst mit all seinen Leuten ins Wasser fiel und noch dazu von den Sifory-Leuten arg verhaueu wurde.

**Rechtsfälle, verhandelt vor dem Cameroons Court of Equity
1883 und 1884.**

Daß der im Jahre 1856 gegründete Cameroons Court of Equity zum gütlichen Ausgleich von Streitigkeiten zwischen Europäern und Eingeborenen nicht immer eben so ideal wie er gemeint war, wirken konnte, ist selbstverständlich. Fehlte es ja doch auch unter den Europäern keineswegs an Mißheiligkeiten und Abplitterungen. Derselbe Court of Equity soll bis zum Jahre 1880 zeitweise sehr unregelmäßig gearbeitet und während der Jahre 1880, 81 und 82 seine Tätigkeit ganz eingestellt haben, bis er durch des englischen Konsuls Hewett geschäftereichen Besuch vom 22. März bis 8. April 1883 wieder ins Leben gerufen wurde. Nur von jenem Datum an sind mir die Akten zugänglich gewesen, ja es wurde behauptet, daß andere aus früheren Zeiten in Kamerun selbst gar nicht existierten.

I. Entscheidungen des Konsuls Hewett.

Dieser fällt während seines erwähnten Besuches folgende Entscheidungen, welche ich hiemit laut Auszug aus dem Protokoll, das datirt ist „On board H. M. S. „Pioneer“ 7. April 1883“, nebst Randbemerkungen wiedergebe.

1. King Akwa hatte von dem Agenten Buchan 10 Kru Lootfengeld für ein Schiff verlangt, welches ohne Lootfen den Fluß heraufgekommen war. Buchan hatte dasselbe bezahlt, klagt aber jetzt. King Akwa muß die 10 Kru zurückgeben. Lootfengeld ist nur dann zulässig, wenn wirklich die Dienste eines der beiden Lootfen in Anspruch genommen worden sind, und Lootfenzwang wird nicht anerkannt.

2. King Akwa hatte den Handel mit Abo „gestoppt“. Da King Bell aber trotzdem in Geschäften nach Abo gegangen war, so hatte King Akwa gegen ihn eine Strafe von 800 Bars durchgesetzt, die King Bell auf Bitte der Europäer, um den Frieden zu erhalten, gutwillig bezahlt hatte. Nun wird diese Strafe vom Konsul als inkorrekt bezeichnet und King Akwa aufgefodert, die 800 Bars zurückzuzahlen. Doch will sie King Bell jetzt nicht mehr zurücknehmen, weshalb die Summe zur Verfügung des Konsuls bleibt. So steht im Protokoll. Nach zuverlässigen mündlichen Erkundigungen war der Fall jedoch weniger günstig für Bell. Über Abo war von allen Kamerun-Häuptlingen „Egbo“ verhängt worden, weil ein

Daido-Mann von einem Abo-Mann erschossen worden war. Während alle anderen Händler Abo fern blieben, benutzte King Bell diese Gelegenheit, um mit Waren nach Abo zu gehen und alles Öl, was dort als Trust-Zahlung für die anderen Kamerun-Leute bereit lag, was also eigentlich bereits diesen gehörte, aufzukaufen. Die Strafe von 800 Bars war für das große Unrecht noch viel zu gering. Konsul Hewett beging einen Fehler, und das Motiv der Weigerung Bell's, die einmal gezahlte Strafe zurückzunehmen, war nicht, wie das Protokoll sagt, die Befürchtung, den King Akwa noch mehr zu erzürnen, sondern Schuldbewußtsein und vielleicht auch der Umstand, daß King Akwa als Rückzahlung lauter alte europäische Schundwaren vorlegte, die niemand haben wollte.

3. King Akwa wird dafür, daß er ein Boot des Agenten Schmidt gestoppt und 6 Kru Ladung daraus entnommen hat, um einen Puncheon Öl gestraft und ihm die Rückerstattung der 6 Kru aufgetragen. Ein gesetzliches Puncheon Palmöl ist, wie erwähnt, gleich 160 Gallons.

4. Jim Ikwalla wird dafür, daß er dem Agenten Parnall oben auf dem Fluß ein Boot gestoppt hat, in eine Strafe von $\frac{1}{2}$ Puncheon genommen. Ferner soll er die dabei abhanden gekommenen Gegenstände, nämlich: a. Lebensmittel und Tabak der zum Boot gehörigen Kru-Jungen; b. 4 leere Fässer; c. 1 Demi-john, zurückgeben, oder, falls er das nicht mehr kann, für das erstere und letztere je $\frac{1}{2}$ Kru, für die Fässer je 1 Kru bezahlen.

5. Daß der Vorsitzende des „Court of Equity“ Elfenbein als Pfand für verhängte Strafen an sich genommen hat, wird gebilligt. Alle Pfandzähne müssen aber bis zum 1. Juni ausgelöst sein, widrigenfalls sie verkauft werden sollen. Ergibt der Verkauf ein Plus über den Betrag der Strafe, so soll dieses mit einem Abzug von 10 Przt. zurückgegeben werden.

6. King Akwa hatte in frivoler Weise wegen eines von ihm provozirten Streites Schmidt's Handel gestoppt. Er wird dadurch gestraft, daß ihm auf sechs Monate der Zutritt zu sämtlichen Faktoreien verboten sein soll, ausgenommen den Zweck des Schuldenszahlens oder Sitzungen des „Court of Equity“. Bei gutem Verhalten kann diese Strafe gekürzt werden.

7. Aus Hickorytaun, wo unser englisch gesinnter Hauptfeind Lock Priso hauste, war eine ganze Dorfabteilung namens Bonandalle wegen Streitigkeiten mit Lock Priso nach Soroku am Bumano-Krif ausgewandert. Da dieser Platz schon außerhalb des Gebietes der Kamerun-Leute und nahe den Delmärkten liegt, somit merkantile Vorteile gewährt, so scheint das die Eifersucht der Stammesgenossen erregt zu haben, und der Konsul entscheidet, daß die Bonandalle-Leute nicht in Soroku verbleiben, sondern zu Lock Priso zurückkehren sollen, wogegen dieser verpflichtet wird, die (von ihm wahr-

scheinlich zerstörten) Häuser der Bonandalle-Leute wieder herzustellen und ein ihnen abgenommenes Kanuu zurück zu erstatten. Alle Details der Ausführung stellt der Konsul King Bell anheim, den er überhaupt stets als die erste Person von Kamerun behandelt.

Über diesen Fall schrieb ich seinerzeit, im Oktober 1884, Folgendes nieder: Jene Entscheidung ist noch immer nicht ausgeführt worden, und hoffentlich werden die Bonandalle-Leute bleiben, wo sie sind, denn die Verhältnisse haben sich mittlerweile gänzlich umgekehrt. King Bell, die Hauptstütze des Deutschtums, ist jetzt völlig verfeindet mit Loek Briso, der noch mehr als früher gegen ihn rebellirt und die Hauptstütze der englischen Partei ist; und daß Loek Briso als Gegengewicht die gleichfalls gut deutsch gesinnten Bonandalle-Leute in seinem Rücken hat, ist ebensowohl King Bell als uns erwünscht. Herr Schmidt, der Woermann-Agent, hat wiederholt versucht, in Soroku eine Faktorei zu errichten, was die dortige Position stärken würde, ist aber durch englische Ränke bisher immer wieder daran verhindert worden.

8. Palaver der Brüder King Bells. King Bell war mit seinen Brüdern London, Aniu, Edward Bell und anderen beständig in Zwist gewesen, weshalb er beschloß, dieselben aus seiner Taun gänzlich zu verbannen. Darüber war es am 20. März 1882 in Belltaun zu einem Gefecht gekommen, bei welchem mehrere Personen getötet und der ganze Dorfteil der Bell-Brüder niedergebrannt wurde. Diesen Konflikt beendete ein Palaver, demzufolge die feindlichen Bell-Brüder nach Hickorytaun auswandern mußten. Da begann London Bell nochmals zu schießen und tötete einen Mann des King Bell. So sagen wenigstens die einen; die anderen aber erzählen, London habe aus seinem Fenster geschossen, während die Gegner gerade anzündeten. Kurz, diese Tat wurde von Seite King Bells als Mord aufgefaßt; London Bell wurde von King Bell in Eisen gelegt und zur Verwahrung der deutschen Hülk „Thormählen“ übergeben, die sich nachts eine Wache von 30 bewaffneten Bell-Leuten gefallen lassen mußte. King Bell wollte seinen Bruder damals hinrichten lassen, drang aber damit nicht durch, und London Bell lebte zur Zeit unserer Ankunft scheinbar ausgeföhnt mit King Bell wieder in Belltaun. In Bezug auf dieses Ereignis findet sich nun im Protokoll folgende Erklärung des Konsuls Hewett: „Ich tadle King Akwa und gewisse Häuptlinge von Akwataun sehr stark wegen der Rolle, die sie in dem Streit zwischen King Bell und dessen Brüdern gespielt haben. King Akwa hat als Richter von einem Mann, der im Verdacht des Mordes stand und über den er richten sollte, ein Geschenk (Dasch) angenommen. King Bell hat vollkommen Recht, seine Brüder aus seiner Taun zu verbannen auf so lange, als sie nicht ihre Unschuld bewiesen haben; dieselben sollen bleiben, wo sie sind.“ Nach ihrer Vertreibung hatten nämlich die

rebellischen Brüder Schwierigkeiten gehabt, ein Unterkommen zu finden. London Bell siedelte erst nach Akwa-, dann nach Hickorytaun über. Den Aniu Bell als einen gefährlichen Unruhestifter wollte niemand bei sich behalten. Schließlich hat King Bell auch ihn wieder in Gnaden aufgenommen. King Akwa aber spielte, wie man sieht, schon damals die Rolle des geborenen Schuftes, der er ist und bleibt.

9. John Angua, ein Häuptling der Akwa-Gruppe, hat auf Bell-Land ein Feld angelegt, muß es wieder aufgeben.

10. Jeder Kamerun-Mann, der sich mit Waffen zu einer Faktorei oder Hulf begibt, soll, auch wenn die Waffen im Kanuu bleiben, um 5 Puncheons gestraft werden. Die Kamerun-Leute haben sich niemals um dieses Verbot gekümmert.

11. Den Hickory-Leuten wird eine Strafe, deren Summe im Text nicht ausgefüllt ist, auferlegt wegen „Firing the Mission Premises“. Sie sollen die Mission ihres Dorfes angezündet, eine Strafe dafür aber niemals bezahlt haben.

12. King Akwa hat quer über den Abo-Fluß eine „Fence“ gemacht; er wird ermahnt, dieselbe zu entfernen. Unter „Fence machen“ versteht man das Versperren eines Fahrwassers mittels eines quer darüber gezogenen Zaunes oder Verhaues, eine an der ganzen Küste ungemein beliebte Art, den Handelsverkehr zu stören und Feindseligkeiten zu eröffnen. Das Durchbrechen eines solchen Zaunes würde in sophistischer Weise als Berechtigung zu größeren Gewalttaten aufgefaßt und ausgebeutet werden.

13. Ndunga-Palaver. Die Untertanen des King Akwa beklagen sich, daß er das mit den Ndunga-Leuten (die am östlichen Zufluß des Kamerun-Beckens zu Hause sind) schwebende Palaver nicht beilegen will, sie seien infolge dessen vom Ndunga-Markt ausgeschlossen; er erlaube ihnen nicht, hinzugehen, treibe aber selbst ganz ungestört dort seinen Handel. Er wird zur Beilegung dieser Klage ermahnt.

14. Streit der beiden Lootsen John Mullaby und Morgan Bottle Beer. Der Konsul erklärt, daß er keinen Grund einsehe, das Abkommen zwischen King Bell und King Akwa umzustößen. Wahrscheinlich bezieht sich das auf folgende Tatsachen: John Mullaby gehört zu Belltaun, Morgan Bottle Beer zu Akwataun. Zuerst wurde das Lootsengeld an denjenigen King gezahlt, vor dessen Taun das betreffende Schiff ankerte. In den meisten Fällen war das Belltaun, weil am meisten abwärts gelegen. Dagegen reklamierte King Akwa, und es wurde bestimmt, daß demjenigen Lootsen, der das Schiff heraufgebracht, das Lootsengeld zukomme, gleichviel wo es ankern wolle. Nur bei Segelschiffen soll noch die alte Bestimmung gelten, daß die Bezahlung sich nach dem Ankerplatz richte.

15. Alle entlaufenen Weiber müssen ihrem rechtmäßigen Herrn zurückgegeben werden. —

Außer diesen 15 Entscheidungen bewirkte und verfaßte Konsul Hewett bei Gelegenheit desselben Besuches auch noch einen Vertrag zwischen Bell und Akwa behufs Aufrechterhaltung des Friedens (Siehe III.) Ebenso ging er ins Innere nach Abo und Wuri, um durch sein persönliches Erscheinen mit Marine-Fahrzeugen einen Druck zur Beilegung von Streitigkeiten auszuüben, was einen sehr guten Erfolg gehabt haben soll.

In dem Vertrag zwischen Bell und Akwa, welcher unten folgt, sind zwei Punkte merkwürdig: 1. Eine gewisse Anerkennung der Sklaverei durch Artikel X; 2. Das Recht des Konsuls, eventuell die Todesstrafe zu verhängen, in Artikel III. Als weitere Merkwürdigkeit möge hier erwähnt werden, daß Konsul Hewett bei Gelegenheit eines früheren Besuches einen Missions-Neger namens Epea, der noch zur Zeit unserer Besitzergreifung als Missions-Schulmeister wirkte, wegen Fälschung und wegen niederträchtiger Verleumdung einer europäischen Dame, einer Missionarin, öffentlich und offiziell im Garten des Herrn Schmidt vor versammeltem „Court of Equity“, dem auch Offiziere beiwohnten und vor dem zwei Ehrenposten Wache standen, an eine Palme binden und peitschen ließ. Ofter auch sollen zu demselben praktischen und heilsamen Zweck Kamerun-Neger an Bord englischer Kriegsschiffe einfach über eine Kanone gelegt worden sein. Es verdient das um so mehr Beachtung, als sonst im Allgemeinen gerade die Engländer unter dem Vorwand der Humanität die Eingeborenen der ganzen Erde zum Hochmut und zur Frechheit zu verziehen pflegen.

II. Gewöhnliche Sitzungen unter Vorsitz des Agenten F. Buchan.

1883, 7. Mai. 1. Loek Priso klagt, die Bonandalle hätten eine „Fence“ gemacht und Häuser niedergebrannt. King Bell wird beauftragt und ist bereit, die Angelegenheit zu untersuchen.

23. Juni. 2. Loek Priso weigert sich zu bauen „wegen Nichtbezahlung einer Wette“ (Wettrudern?) S. oben Entscheidung 7. King Bell verspricht, noch einmal nachzusehen.

3. Herr J. D. Holder, Agent, verklagt Eward Joß von Joßtaun, weil dieser ihm ein Boot gestoppt und die darin befindlichen Kru-Jungen geschlagen hat. Eward Joß wird um 20 Kru bestraft, zu bezahlen bis 6. Juli 1883, sonst soll er „geegboet“ werden.

4. Prinz Daido Akwa, sonst gewöhnlich Endenne (der Große) genannt, wird um eine Ziege gestraft, weil er nicht zur Sitzung kommt, und mit einer Strafe von 5 Kru bedroht für den Wiederholungsfall.

5. Herr Barnall klagt, daß Ikwalla ihm zwei leere Fässer vorenthält. Ikwalla ist nicht vertreten, weshalb Aufschub bis zur nächsten Sitzung.

6. King Bell fragt: Ikwalla sollte doch auf Befehl des Konsuls Hewett ein Weib zurückgeben, was er noch nicht getan hat. Wann wird das geschehen?

26. Juli. 7. Nochmals die Lock Priso-Angelegenheit, welche noch immer auf dem alten Fleck steht. Bell verspricht abermals Schlichtung; in den nächsten Tagen soll darüber auf der Hult „Thormählen“ ein eigenes Palaver abgehalten werden. S. oben Entscheidung 7.

8. Josttaun hat noch nicht gezahlt, s. Fall 3, deshalb wird „Egbo“ über diese Taun verhängt auf so lange, bis Zahlung erfolgt ist.

9. Ikwalla rechtfertigt sich wegen der zwei leeren Ölfässer des Barnall. S. Fall 5.

10. Ikwalla wird gefragt wegen des an King Bell zurückzuerstattenden Weibes. S. Fall 6. Er verspricht Remedur. Sollte dasselbe Weib jedoch nicht innerhalb zweier Wochen zurückgegeben werden können, so ist er bereit, King Bell ein anderes, gleichwertiges dafür zu liefern.

11. Ikwalla hat die Sitzung zwei Stunden lang auf sich warten lassen, wird deshalb um 5 Kru bestraft, die er sogleich bezahlt. (Wie?)

12. Der Vorsitzende erklärt, King Akwa dürfe jetzt wieder in die Faktoreien und auf die Hults kommen. S. Entscheidung des Konsuls 6.

21. September. 13. Die ganze Sitzung wird ausgefüllt durch eine Zänkereei zwischen King Akwa und einigen seiner Unterhäuptionge. Der Vorsitzende erklärt, daß sie um 5 Kru jeder gestraft werden sollen, wenn sie die Zeit des Court nochmals in so frivoler Weise verschwenden.

14. Josttaun, s. Fall 3 und 8, hat die Strafe bezahlt mit 20 Stück Zeug = 20 Kru.

28. September. 15. Nochmals Zänkereei des King Akwa mit Ikwalla, Mukuri, John Angua, David Meatom. Gegenseitige Anklagen ohne Ende. Die Weißen ziehen sich zurück, die Häuptionge halten ein achttündiges Palaver. Schließlich erklärt Green Joss, die Angelegenheit sei zu Ende.

8. November. 16. Es wird gefragt, warum der Dibumbari-Markt noch immer „geegboet“ sei. King Akwa verspricht, sich Mühe zu geben, daß er geöffnet werde. Die Dibumbari- und die Kamerun-Leute hatten nämlich ihren Handel gegenseitig eingestellt, weil sie über die Preise sich nicht einigen konnten. Diese Differenz war auch im Mai 1885 noch nicht beigelegt.

17. Herr Holder klagt Kala Bell an wegen Stoppung eines Olfasses; dasselbe wird zurückgegeben.

18. Herr Allan verklagt einen Lock Priso-Mann wegen Fälschung eines Book (Zahlungsanweisung). Zugleich erheben sich gegen denselben Mann von verschiedenen anderen Seiten Klagen. Er leugnet nicht. Lock Priso, sein Häuptling, wird gefragt, ob er ihn festnehmen und seine Festhaltung bis zur Ankunft des Konsuls Hewett garantiren wolle und könne. Lock Priso verneint. Deshalb wird der Angeschuldigte von dem Vorsitzenden in Verwahr genommen. Er soll dann auf der Hult des Buchan lange in Eisen gelegen haben, Buchan aber schließlich froh gewesen sein, als er sich losmachte und entwich.

19. Lock Priso klagt wieder über die Bonandalle und die Fence, die sie gemacht haben; auch haben sie einen seiner Leute geschlagen. Er wird angewiesen, auf King Bell's Entscheidung zu warten, da dieser nicht hier ist.

1884, 6. Februar. 20. Abermals Klage des Lock Priso über die Bonandalle.

21. Die Häuptlinge beklagen sich über die Ungleichheit der Rum-Maße bei den weißen Händlern und verlangen, alle Rum-Maße sollen jenem des Herrn Vorsitzenden gleich gemacht werden.

11. März. 22. Die Herren Schmidt, Voss, Allan und Trott beklagen sich, daß sie wegen ihrer Rum-Maße (Gallons) Schwierigkeiten hätten und daß die Eingeborenen von ihnen keinen Rum mehr kaufen wollten; schon 14 Tage hätten sie keinen mehr absetzen können.

23. Über den Abo-Fluß ist eine Fence gemacht, wie es scheint, weil die Abo-Leute noch immer ein böses Palaver mit Daidotaun haben. Itwalla wird deshalb beauftragt, mit den Abo-Leuten Frieden zu schließen, damit der Handel mit ihnen wieder eröffnet werde. Itwalla aber sagt, er sei so sehr geschädigt, daß er selber eine Fence machen möchte, damit weder Kamerun- noch Abo-Leute passieren könnten. Er wird ermahnt, den Streit zu schlichten und wenn er allein das nicht könne, so möge er die Hilfe King Akwa's und King Bell's in Anspruch nehmen; „Fencing the river“ sei gegen alle Verträge.

24. Abermals Lock Priso und Bonandalle und abermals Beauftragung des King Bell, den Streit zu ordnen.

25. Die Häuptlinge wollen eine allgemeine Preiserhöhung für die Produkte beantragen, namentlich den Wert des Salzes als Zahlungsmittels herabsetzen. Diesem heiklen Palaver entziehen sich die weißen Händler dadurch, daß sie sich einer nach dem andern fortstellen, so daß die Häuptlinge schließlich allein da sitzen und unter allgemeiner Heiterkeit gleichfalls auseinandergehen.

14. April. 26. Abermals Lock Priso und Bonandalle. Letz-

tere haben jenem zwei Mann gestoppt und sollten ihm dafür 200 Bars Strafe zahlen. Die 200 Bars sind bezahlt worden.

7. Mai. 27. Palaver zwischen John Angua und den Daido-Leuten. Die Europäer erklären, daß sie keine Klage gegen John Anguataun hätten. King Bell, Loß Priso und andere teilen mit, sie hätten den Daido-Leuten bereits 5000 Bars Entschädigung offerirt; dieselben seien aber noch nicht zufrieden. Nach langem Palaver wird bestimmt, die Angua-Leute sollen 7000 Bars zahlen, 3000 sogleich, die anderen bis zum 1. Juni 1884. Dies bezieht sich auf folgende Schauer Geschichte, die sich kurz vor unserer Besitzergreifung, im April 1884, zugetragen hatte und in den Erzählungen der Faktorigen als „das Pulver-Attentat von Daidotaun“ fürsirt.

Ewani, ein junger Mann aus der Taun des John Angua, hatte in Wuri ein Weib des Dorfhäuptlings Ndokobafeng entführt. Als er damit heim kam, erschrak John Angua, der in Wuri wichtige Handelsbeziehungen hatte, und befahl ihm, das unrechte Gut sogleich zurückzuerstatten. Ewani jedoch gehorchte nicht, sondern siedelte samt seinem Schatz nach Daidotaun über, wo man ihn bestens aufnahm. Vergebens forderte John Angua die Daido-Leute auf, den Ewani samt jenem Weibe des Ndokobafeng ihm auszuliefern. Die Daido-Leute erwiderten, Ewani sei bereits einer der Ihrigen, und Ewani blieb. Hart war die Bedrängnis des sittlich entrüsteten John Angua. Niemand wollte helfen und die Wuri-Leute rächten sich zunächst an ihm, indem sie ihm ihre Schulden nicht bezahlten.

Drei Jahre vergingen. Ewani war nicht bloß lasterhaft, er war auch jähzorniger und rachsüchtiger Gemütsart. Wieder einmal hatte er Streit angefangen und zwar mit Big Tom Daido, einem der angesehensten Männer von Daidotaun. Big Tom Daido wollte ihn nächsten Tages festnehmen und in Eisen legen. Allein gerade als Big Tom Daido mit seinem Anhang, um ein Feuer gruppiert, den Plan hiezu beriet, war Ewani durch die Finsternis herangeschlichen und erlauschte Alles. Eine namenlose Wut ergriff ihn, rasch eilte er in sein Haus zurück, einen großen Sack Pulver zu holen, um ihn mitten unter die Ahnungslosen ins Feuer zu schleudern. Sieben Menschen, unter diesen der Täter selbst, waren das Opfer der furchtbaren Flamme. Zwei starben noch in derselben Nacht, die übrigen erst später.

Man sollte nun denken, die John Angua-Leute hätten jetzt ein Recht gehabt, froh zu sein, daß ihnen der Ewani, der schreckliche Mensch, von den Daido-Leuten vor drei Jahren so trotzig vorenthalten worden war. Mit Nichten. Das ganze Unglück fiel wieder auf den armen John Angua zurück. Der Verbrecher war aus John Anguataun, John Anguataun mußte bezahlen. Anfänglich wurden für jeden getöteten Daido-Mann, und es waren lauter Freie,

sieben Weiber als Strafgeld verlangt; schließlich einigte man sich für das Ganze auf zwölf. Im Protokoll ist dieses Sündengeld natürlich in einer dezenteren Valuta ausgedrückt. Daß John Angua den Schaden zu tragen habe, darüber war Alles einig. John Angua selber machte keinen Versuch, daran zu rütteln. Nur über die Höhe der Summe stritt man sich.

5. Juni. 28. Palaver zwischen King Bell und Bell Old King. Der letztere weigert sich, zu erscheinen, wird deshalb sogleich samt seiner Taun „geegboet“ auf so lange, bis 5 Kru für die Weigerung bezahlt sind. Im Wiederholungsfalle soll die Strafe verdoppelt werden.

29. Streit der beiden Lootsen. Morgan Bottle Beer hatte von John Mullaby das Lootsen erlernt und als Lehrgeld ein Weib im Werte von 2000 Bars gezahlt. Nun ist dieses bereits über ein Jahr bei John Mullaby, ohne schwanger zu werden, und John Mullaby will es deshalb zurückgeben, was nach Kamerun-Gesetz ganz in der Ordnung ist. Ein unfruchtbares Weib hat keinen vollen Wert. Morgan Bottle Beer bietet als Ersatz seine Schwester an, John Mullaby will aber von einem Weibe nichts mehr wissen und verlangt Geld, was jener verweigert. Die Angelegenheit wird King Bell aufgetragen, war aber im Dezember 1884 noch nicht geschlichtet.

III. Vertrag zwischen Belltaun und Akwataun zwecks besserer Aufrechterhaltung des Friedens im Kamerun-Lande.

King Bell von Belltaun und seine vornehmsten Häuptlinge einerseits und King Akwa von Akwataun und seine vornehmsten Häuptlinge andererseits haben es zur wirksameren Förderung des Friedens zwischen ihren Gebieten für nützlich erachtet, über folgende Artikel einen Vertrag abzuschließen.

Art. I. Jede Streitsache zwischen den beiden Parteien soll in Zukunft, wenn nicht durch die beiden Kings selber oder durch sie und ihre zum Rat versammelten Häuptlinge ein Ausgleich erzielt werden kann, dem Konsul Ihrer Britischen Majestät zur Entscheidung vorgelegt werden, dessen Urteil in der Sache endgiltig und für beide Parteien bindend sein soll. Der Konsul soll befugt sein, der schuldigen Partei eine 300 Puncheons nicht übersteigende Geldstrafe aufzuerlegen.

Art. II. Wenn eine der beiden Parteien gegen die andere Krieg beginnt, bevor der Konsul in der streitigen Sache entschieden hat, so soll über die angreifende Partei oder die betreffenden Individuen dieser Partei für eine solche Handlung vom Konsul eine Geldstrafe bis zum Betrage von 300 Puncheons verhängt werden, mit oder ohne Handelsperre und ohne Rücksicht auf die Strafe oder

Geldbuße, zu der jene Partei oder jene Individuen ohnehin schon verurteilt sind, weil vom Konsul für schuldig befunden in Bezug auf die erste Ursache des Unfriedens zwischen den beiden Parteien.

Art. III. Wenn eine Partei gegen die andere Krieg beginnt wegen einer Streitsache, in welcher der Konsul schon entschieden hat, so kann letzterer der angreifenden Partei eine oder beide der folgenden Strafen nach seinem Gutbefinden auferlegen, nämlich: Eine Geldstrafe, die 300 Puncheons nicht übersteigt und Handelsperre. Auch kann er über jene Individuen der angreifenden Partei, die er als besonders schuldig erkennt, die Todesstrafe oder die Strafe der Verbannung auf unbestimmte Zeit verhängen oder eine 300 Puncheons nicht übersteigende Geldbuße oder Sperrung ihres Handels auf unbestimmte Zeit. Eine Geldstrafe kann vom Konsul auferlegt werden als Zusatz zu den Strafen des Todes, der Verbannung oder der Handelsperre.

Art. IV. King Bell und seine Häuptlinge verpflichten sich, keinen politischen, juridischen oder kommerziellen Vertrag oder Vergleich, der den Handel von King Akwa's Land beeinflussen könnte, mit irgend einem der Häuptlinge des King Akwa ohne Wissen und Willen des Letzteren einzugehen.

King Akwa und seine Häuptlinge verpflichten sich zu demselben Verhalten King Bell gegenüber.

Art. V. Jede Verletzung des Artikels IV soll der Entscheidung des Konsuls unterbreitet werden, in dessen Macht es stehen soll, jede der schuldigen Personen wegen einer solchen Verletzung mit einer 100 Puncheons nicht übersteigenden Buße zu belegen.

Art. VI. Jedes Übereinkommen oder jeder Vertrag solcher Art wie in Artikel IV erwähnt, der etwa existirt und nicht dem King Bell sowohl als auch dem King Akwa bekannt ist, wird hierdurch aufgehoben. Sollte dennoch derartig gehandelt werden, so verfallen die betreffenden Personen den im Artikel V erwähnten Strafen.

Art. VII. Freie Männer von einer der beiden Parteien können nach jeder beliebigen Taun der anderen Partei verziehen und dort wohnen, vorausgesetzt daß sie, ehe sie verziehen,

1. Alle ihre Schulden in jener Taun, aus der sie verziehen, sowie allen Truist, für den der King oder Häuptling oder irgend eine andere Person jener Taun Bürgschaft geleistet hat, bezahlen, wenn sie von ihren Gläubigern oder Bürgen dazu aufgefordert werden;
2. Die Wohnungs-Erlaubnis des Obersten, sei das nun ein King oder ein Häuptling, jener Taun erlangt haben, in welcher sie zu wohnen beabsichtigen.

Art. VIII. Wenn ein freier Mann der einen Partei, während er in einer Taun der andern Partei wohnt, dem Frieden jener

Taun oder des Gebietes, zu dem jene Taun gehört, gefährlich wird, so soll der King jenes Gebietes dem ersteren King, welchem der freie Mann untertan ist, über das Betragen desselben berichten. Dieser erstere King soll den Übeltäter vorladen und ermahnen, sich in gesetzmäßiger und friedlicher Weise zu betragen. Bei fortdauerndem schlechtem Verhalten aber kann ihm der betreffende Häuptling befehlen, die Taun zu verlassen, indem er ihm zugleich eine angemessene Frist zur Wegschaffung seines Eigentums gewährt. Gehorcht er dem Ausweisungsbefehle nicht, so sollen beide Kings sich vereinigen, ihn aus der Taun zu jagen.

Art. IX. Keine neue Taun soll gebaut werden ohne

1. Die Genehmigung desjenigen Kings, welchem das für die Erbauung einer solchen Taun ins Auge gefaßte Land untersteht;
2. Die Genehmigung des Konsuls;
3. Die Genehmigung desjenigen Kings, dem die zum Bau einer neuen Taun geneigten Personen untertan sind.

Art. X. Wenn eine der beiden Parteien auf ihrem Gebiete entlaufene, der anderen Partei angehörende Weiber oder Sklaven findet, so soll sie auf Ansuchen dieser letzteren Partei solche Weiber oder Sklaven ohne Forderung von Bezahlung oder „Dash“ zurückbefördern.

Art. XI. Schulden-Palaver sollen behufs Beilegung in erster Instanz dem King des Schuldners vorgetragen werden. Kann eine Beilegung von dem King nicht zu Stande gebracht werden, so soll die Sache zunächst dem „Court of Equity“ unterbreitet werden. Von dem Urteile dieses „Court“ kann an den Konsul appellirt werden, vorausgesetzt daß die Absicht zu appelliren dem Vorsitzenden mitgeteilt wird, und zwar binnen einer Woche nach Fällung des Urteils.

Art. XII. Das Eigentum eines Verstorbenen soll der Familie desselben gehören. Doch muß diese für die als richtig befundenen Schulden des ersteren aufkommen.

Art. XIII. Dieser Vertrag soll ohne Genehmigung des Konsuls nicht widerrufen werden.

In den Artikeln dieses Vertrages ist unter dem „Konsul“ zu verstehen Ihrer Britischen Majestät Konsul, in dessen Konsularbezirk die Gebiete des King Bell und des King Akwa gelegen sind, oder diejenige Person, die in gebührender Weise ermächtigt ist, ihn zu vertreten.

Unter dem Ausdruck „Puncheons“ sind Puncheons (Fässer) mit gutem Palmöl zu verstehen, die 16 Kru oder 160 Gallons britisches Maß enthalten oder dafür Geld oder Produkte gleichen Wertes, wie es eventuell vom Konsul bestimmt wird.

Urkundlich dessen unterzeichnen wir mit unserem Namen oder durch ein Zeichen das Obige.

Geschehen an Bord Ihrer Britischen Majestät Schiff „Pioneer“ vor Anker im Kamerun-Fluß am 29. Tage des März des Jahres unseres Herrn 1883.

(Sein Zeichen)	× King Akwa	(Sein Zeichen)	× King Bell
×	Jim Ikwalla von Daidotaun	×	Lock Priso von Hickorytaun
×	John Akwa von Akwataun	×	Joß von Joßtaun
×	Endenne Prince Daido Akwa	×	Bell Old King
×	John Angua	×	Hawkin Bell
×	Mufuri	×	Green Joß
×	Jim Akwa	×	Red Joß
×	William Akwa	×	Sam Peter
×	Governor Daido	×	King Fish
×	Red Daido	×	Frank Bell
×	First Tom Daido	×	Muskoto
×	Big Tom Daido	×	Jim Old King
×	Black Akwa	×	Yellow Bell
×	Joe Garner	×	Red Bell
×	William Akwa	×	Old Yellow
×	Manga Akwa	×	Old Barry Bell
(Geg.)	David Meatom.	×	Mpome Bell
		×	Davis Joß
		×	Jim Joß
		×	Edward Bell
		×	Mat Joß
		×	Scott Joß
		×	Akwa Bell
		(Geg.)	Manga Bell
		(Geg.)	Moses Priso

Für obige Unterschriften und Handzeichen von dem des King Akwa bis zu dem des David Meatom und von dem des King Bell bis zu dem des Moses Priso inklusive sind Zeugen:

(Geg.)	Henry M. C. Festing	Lieutenant Comm. U. S. „Pioneer“
"	J. Buchan,	Chairman of the Court of Equity
"	Joh. Voß	Member " " " " "
"	Thos. Dayas	" " " " " "
"	Jas. W. Parnall,	" " " " " "
"	G. Allan	" " " " " "
"	Ed. Schmidt	" " " " " "
"	J. W. Eward	" " " " " "
"	J. D. Holder,	" " " " " "
"	J. J. Fuller,	Missionary Interpreter.

Ich bestätige hierdurch, daß dies eine wahre und richtige Abschrift des in meinem Besitz befindlichen Original-Vertrages ist.

H. M. S. „Pioneer“, vor Anker im Kamerun-Fluß am 3. April 1883.

(Geg.) Edward Hyde Hewett,
Ihrer Britischen Majestät Konsul für die Buchten von Benin
und Biafra u. s. w.

Es liegen ferner vor mir: „Rules and Regulations framed under Her Majesty's Order in Council of February 21. 1872 by Her Majesty's Consul at Old Calabar. London 1873“ und „Rules and Regulations framed under Her Majesty's Order in Council of February 21. 1872 for the settlement of differences and causes of litigation of a civil nature between British subjects, or between British traders and Natives on the West African Coast or the places at which Equity Courts are established. London 1873.“

Das erstere ist unterzeichnet von Charles Livingstone, Ihrer Majestät Konsul in Old Kalabar, Bruder des berühmten Missionars und Reisenden. Beide betreffen allerdings nur die Jurisdiktion des Konsuls über britische Untertanen und Schützlinge, und zwar nicht bloß in Old Kalabar, sondern auch in Bonny, Kamerun, New Kalabar, Braß, Opobo, Nun und Benin, gegen welche er definitive Entscheidungen ohne Apell bis zu Streitbeträgen von 40 Pfund Sterling fällen, sowie Geldstrafen bis zu 20 Pfund Sterling, Verbannung und Festnehmung verfügen konnte.

Zu Seite 82.

Zeitungsnotiz vom 15. Oktober 1886: „Die Basler Missions-Gesellschaft hat nunmehr das englische Reservatgebiet Viktoria in der deutschen Kolonie Kamerun von der Londoner Baptistischen Mission angekauft und dieses ist nun dem Deutschen Schutzgebiet einverleibt. Die Missionsgebäude wurden um 2000 Pfd. St. und das Land ebenso um 2000 Pfd. St. abgetreten. Die Hälfte des abgetretenen Landes wurde unter Vermittlung des deutschen Reichskommissars sofort weiter an einen Privatmann veräußert, der hierfür 1000 Pfd. St. bezahlte. Ferner hat ein deutscher Missionsfreund die Übernahme von Land für 400 Pfd. St. angeboten. Die Gesellschaft hat also noch etwa 2600 Pfd. St. (52 000 Mark) vom Kaufpreis aufzubringen. Mit dem Aufwand für Ausbesserungen, Einrichtungen, Übersiedelung und Unterhalt von Missionaren erwächst dadurch der Basler Missions-Gesellschaft für das Jahr 1887 ein Mehraufwand von 70 bis 100 000 Mark.“ Ursprünglich hatte die Baptisten-Mission verlangt: 2000 Pfd. St. als angeblich 1858 dem King William von Bimbia gezahlten Ankaufspreis für das Land,

2700 Pfd. St. Verzinsung desselben bis 1886, 7000 Pfd. St. für errichtete Gebäude, in Summa 11700 Pfd. St.!

Zu Seite 85.

Früher, zu jener guten alten Zeit, da die englische Tonne Palmöl (2240 englische Pfund) in Europa mit 35 Pfund Sterling bezahlt wurde, berechnete sich der Brutto-Gewinn an einer solchen Tonne Palmöl ungefähr folgendermaßen:

Kaufpreis in Kamerun	30 Kru	=	ungefähr 19 Pfd. St.	10 Sh.
Abnutzungswert zweier Fässer von je $\frac{1}{2}$ Ton	1	"	"	"
Fracht bis Hamburg	2	"	"	"
			Gesamtkosten	22 Pfd. St. 10 Sh.
Verkaufspreis in Europa	35	"	"	"
			Brutto-Gewinn	12 Pfd. St. 10 Sh.

Die sehr erheblichen Faktorei-Kosten schmälern diesen Brutto- zum Netto-Gewinn natürlich noch ganz beträchtlich. Ein Kru war ursprünglich $12\frac{1}{2}$ Imperial-Gallons Palmöl, mithin 25 Kru = 1 Ton. Dasselbe wurde aber allmählig auf 10 Gallons herabgesetzt, mithin sind jetzt 30 Kru = 1 Ton.

Im Jahre 1854 trug die englische Tonne Palmöl dem europäischen Markte sogar 48 Pfund Sterling ein! Dieser Anfangspreis für das damals noch neue Produkt sank bis 1859 auf 45 Pfd. St., bis 1867 auf 42 Pfd. St., zwei Jahre später auf 38 Pfd. St.; dann blieb er eine längere Zeit hindurch auf 35 Pfd. St. stehen, um schließlich bis auf 18 Pfd. St. zu sinken. Jene Zahlen sind ungefähr proportional der Rentirbarkeit einer Kolonialwirtschaft überhaupt ehemals und heutzutage.

Zu Seite 87.

Über die Größe von Import und Export sind Angaben bloss bruchstückweise aufzutreiben. Die nachfolgenden Daten entstammen teils der Hamburger „Börsehalle“ teils Privatberichten.

C. Woermann exportirte in den 6 Jahren von 1868 bis 1874 960 000 Gallons Palmöl, 2800 Zentner Palmkerne, 22 600 Pfund Elfenbein. Im Jahre 1868 wurden von dieser Firma gekauft 57 000 Imperial Gallons Palmöl, 1869 130 000, 1870 187 000, 1871 145 000, 1872 191 000, 1873 220 000, ebenso von 1869 an Elfenbein 2500 Pfd., 4500, 5000, 3000, 7600 Pfd. und 1873 endlich noch 2800 Ztr. Palmkerne, die vorher überhaupt nicht verwertet worden und gar kein Handelsartikel gewesen waren. Die Anzahl der zur Vermittlung dieses Exports eingelassenen Schiffe beläuft sich auf vierzehn, deren Tragfähigkeit je zwischen 350 bis 900 Tons betrug.

Santzen und Thormählen importirten in den 9^{1/2} Jahren von Mitte Juni 1875 bis Neujahr 1885 einen Warenbetrag von 2 230 000 Mark und exportirten innerhalb desselben Zeitraums 980 000 Gallons Palmöl, 2600 Tons Palmkerne, 31 700 Pfund Elfenbein.

Im Jahre 1883 wurden aus Deutschland nach Westafrika 32 000 000 Mark Waren (deutschen Ursprungs?) ausgeführt. Hievon kommen über 12 000 000 Mark auf Spirituosen. Da es sich um einen fremden Import handelt, haben die Engländer in ihren westafrikanischen Kolonien auf diesen Artikel Einfuhrzölle gelegt, welche zwischen 25 und 100 Prozent des Wertes schwanken. Englands Export nach Westafrika, hauptsächlich Baumwollenzeuge, wird auf 40 Millionen Mark angegeben.

Auch in Sansibar sind unter acht europäischen Firmen drei deutsche. Der jährliche Gesamtumsatz beträgt dort 35 Millionen Mark (20 für den Export, 15 für den Import), von welchen aber bloß 4^{1/2} Millionen (3 für den Export, 1^{1/2} für den Import) auf die deutschen Firmen und bloß 1 Million auf deutsche Fabrikate fallen. (G. A. Fischer „Mehr Licht im dunklen Weltteil“.)

Zu Seite 88.

An Gewebe-Sorten kurziren folgende Bezeichnungen und Werte: Satin Stripes, Chilloes, Romals, Maballos; von diesen vier Sorten, welche 29 Inches breit sind, gelten 48 Yards = 1 Kru; Chilloe wollte in der letzten Zeit nicht mehr recht gehen; man legte deshalb zu jedem Kru Chilloe noch eine Dreingabe von 4 Bars; von Romals hat das Stück 16 Yards, von den übrigen drei Sorten 48 Yards. Bafts in verschiedenen Sorten. Small Madras, 16 Faden = 1 Kru. Big Madras, 12 Faden = 1 Kru. Piggin Cloth, 1 Faden = 1 Piggin, 8 Faden = 1 Kru. Big Chins und Keg Cloth, 1 Faden = 1 Keg. Seide in verschiedenen Güten, 1 Faden = 1 Keg bis 1 Kru. Die beste Qualität nach Seide ist das sogenannte Dreifaden-Zeug, 3 Faden = ¹/₂ Kru.

Zu Seite 92.

Die Firma J. F. Nagel, Spirituosenfabrik in Hamburg, liefert die fertige Kiste „Gin“ mit 12 Flaschen, alles wohlverpackt und etikettirt, für den Preis von durchschnittlich 2,50 Mark! Dieser Preis setzt sich folgendermaßen zusammen:

1 Kiste, dunkelgrün bemalt, innen gefächert, zugenagelt	. 0,43 Mark
12 Flaschen aus dunkelgrünem Glas 0,68 „
	Ca. 1,11 Mark

Buchner, Kamerun.

16

	Sa.	1,11	Mark
12 Korfe		0,025	"
12 Metallkapseln darüber		0,035	"
12 Stifetten		0,015	"
12 Strohhiilsen oder sonstige Packung (Spreu z. B.)		0,12	"
Arbeitslohn		0,12	"
Geschäftsunkosten		0,045	"
8 Liter 40 prozentigen Spirit (100 Liter 100 proz. Spirit = 25 Mark)		0,80	"
Wachholder-Essenz (für 100 Liter 40 proz. Spirit = 0,40 Mark)		0,0032	"
1 pZt. Defort (für Verdunstung, Bruch u. dergl.)		0,0273	"
6 pZt. Nutzen		0,1380	"
		<u>2,4385</u>	Mark.

Der eigentliche Inhalt einer Kiste Gin stellt also mit 80 Pfennig noch nicht den dritten Teil des ganzen Wertes dar. Über zwei Drittel kommen auf die äußere Fassung. Nur schade, daß dieser Triumph der Industrie des Herrn J. J. Nagel keinen würdigeren Artikel zum Gegenstand hat. Dabei ist der betreffende Gin gar nicht allzu schlecht und an sich keineswegs gesundheitschädlich.

Es gibt übrigens an der westafrikanischen Küste auch schon Gegenden, in denen die Verfeinerung des Geschmacks der Neger bereits bis zum Konsum von Getränken mit Namen besten Wohlklangs gediehen ist. Für solche höhere Bedürfnisse liefert dieselbe Firma das Duzend Flaschen

Rognaf	für 3,50	Mark.
Liqueur	" 5,50	"
Champagner	" 9,00	"

Kameruner Preisliste für verschiedene Artikel.

(1 Kru = 4 Kegs = 8 Piggins = 20 Bars.)

1 Kru	= 10 Gallons Palmöl,
	= ungefähr 2 Pfund Elfenbein,
	= 16 Faden oder Klafter (à 2 Yards) Common Prints
	= 12 " " " " Big Prints
	(Gedruckte Zeuge)
	= 24 " " " " Chilloes (farvirte
	Gewebe)
	= 4 Säcke Salz à 125 Pfund,
	= 60 Heads Tabak (Büschel von je 5 Blatt).
1 Keg	= 1 Ginkiste voll Palmkerne, etwa 50 Pfund im Gewicht,
	= 1 Faden besten Kattuns oder schlechtesten Seide.

- 1 Piggim = 4 bis 5 Flaschen Rum,
 = 1 Ente,
 = 10 Stränge größerer Perlen à 10 Stück,
 = 25 große Yamswurzeln.
- 1 Bar = 3 Matten von Dibumbari. In Dibumbari selbst kaufen die Dualla das Stück für 1 Head Tabak.
 = 10 weiße Thonpfeifen,
 = 3 Head Tabak à 5 Blatt,
 = 1 Huhn,
 = 8 bis 10 Eier,
 = 1 Flasche Hamburger Bier,
 = 6 Stück Schiffszwieback,
 = 10 Ohrringe, leichteste Ware natürlich. Da sie eben als neuer Artikel aufgefunden waren, gaben sie eine gute Münze zum Ankauf von Eiern ab, 1 Ei = 1 Ohrring. Ohne neue Reizmittel ließen die Weiber ihre Eier lieber verfaulen. Thonpfeifen, die frühere Münze dafür, zogen nicht mehr.

Zu Seite 97.

Die Fracht von Hamburg nach Kamerun betrug früher per Ton Schwergut (Salz zum Beispiel) 40 Shillings und 10 Prozent, per Ton Leichtgut (Gewebe und bessere Waren) 60 Shillings und 10 Prozent vom Werte.

Zu Seite 102.

Stand der Kumi-Angelegenheit vom 19. Februar 1885.

Agent und Firma	Faktorei oder Hult im Bereiche von	Zahlt in Krus an			
		Bell	Akwa	Loß Priso	Jim Skwalla
E. Schmidt C. Woermann, Hamburg	Akwa	—	80	10	10
	Bell	80	10	—	—
	Daido	—	—	—	50
	Daniel Bell	—	—	—	—
J. Voß Janzen u. Thor- mählen, Hamburg	Akwa	10	80	10	10

16*

Agent und Firma	Faktorei oder Hulk im Be- reiche von	Zahlt in Krus an			
		Bell	Akwa	Loek Priso	Sim Skwalla
J. Buchan R. u. W. King, Bristol	Akwa Bell	— 80	80 —	— 10	10 —
J. W. Splatt A. Ashmoll, Liverpool	Loek Priso	10	10	80	10
Thos. Richards Rider Low u. Andrews, Bristol	Bell	80	10	10	10
W. A. L. Harris John Holt u. Co., Liverpool	Bell	80	10	10	10
J. D. Holder A. Herschell, Liverpool	Bell	80	10	10	—
J. S. W. Ewart Lucas Bros., Bristol	Bell	80	10	10	—

Zu Seite 113.

Ein köstlicher Ausdruck des an der westafrikanischen Küste herrschenden Wizes, der zugleich ein charakteristisches Licht auf den Eindruck der Drolligkeit wirft, den der dunkelhäutige Menschenbruder uns erzeugt, liegt in den Namen, die sich die Krus-Jungen aneignen, wenn sie als Jünger der Zivilisation in die Dienste der Weißen treten. Ihre heimischen Namen, ihre „Country names“, genügen ihnen dann nicht mehr, sie wollen englische haben. Zu diesem Zweck ist nun seit lange ein größerer Vorrat von solchen im Umlauf, der

zweifellos dem Humor der englischen Kauf- und Seeleute seinen Ursprung verdankt. Aus einer Kru-Jungen-Liste hebe ich folgende hervor: Bloody fool (Erzesel). Dirty fellow (Schmutzkerl). Pea-soup (Erbsensuppe). Brandy (Kognak). Bottle beer (Bierflasche). Empty bottle beer (Leere Bierflasche). Gladstone (der bekannte Minister). Sixpence (das bekannte Geldstück). Steamer (Dampfer). Steamlaunch (Dampfbarfasse). Tablesalt (Tafelsalz). Mustard (Senf). Teapot (Theekessel). Looking glass (Spiegel). Six o' clock (sechs Uhr). Nine o' clock (neun Uhr). Midnight (Mitternacht). Good evening (guten Abend). Pumpkin (Kürbis).

Auf diese ihre Namen sind die guten Kru-Jungen nicht wenig stolz, und sollte ein jüngerer Kollege sich den eines älteren anmaßen, so entstehen nicht selten ernste Streitigkeiten. Da kommt dann „Bloody Fool“ und klagt: Them boy thieve my name. Them boy no be „Bloody fool“. Them boy no got proper name. I am „Bloody fool“ for true true. (Dieser Bursche hat meinen Namen gestohlen. Dieser Bursche ist gar nicht „Bloody fool.“ Dieser Bursche hat überhaupt gar keinen richtigen Namen. Ich bin Bloody fool und zwar in voller Wahrheit.)

Das ist nun allerdings einer der untersten Grade der Komik, die der Neger auf uns auszuüben pflegt. Sonst im allgemeinen steht er lange nicht so tief, daß wir ihn als ein merkbar niedrigeres Wesen empfinden.

Zu Seite 118.

Was die Konserven-Industrie bei uns heutzutage leistet, wird man am besten an den armfeligen Küstenplätzen Westafrikas gewahr. Man kann in Blechbüchsen eingelötet buchstäblich Alles haben bis zu zwölfgängigen opulenten Dinern für zwanzig Personen. Die Güte solcher altgekochten, nach Monaten wieder aufgewärmten Mahlzeiten läßt freilich viel zu wünschen.

Von sonstigen Eßwaren, auf deren regelmäßige Zufuhr aus Europa der Weiße in dem modernen Eldorado Afrika angewiesen ist, seien als besonders wichtig und empfehlenswert erwähnt: Mehl in schönen Holzzylindern à 100 Pfd., Zucker in viereckigen Blechbüchsen à 5 Pfd., Schmalz in runden Büchsen à 6 Pfd., Schinken und Rauchfleisch in Raff und Spreu eingenäht, Würste aller Art in Blechzylindern, Kartoffel von der Insel Madeira, welche die ganze Westküste damit versorgt, Butter, kondensierte Milch, eingemachtes Obst, Salz- und Essig-Gurken, Schiffsbrote, Zwieback, Biskuits, Makaroni und süße Kuchen aus englischen, deutschen, holländischen und französischen Fabriken.

Zu III.

Zu Seite 141.

Die Firmen C. Woermann und Janzen u. Thormählen haben unter dem Namen „Kamerun Land- und Plantagen-Gesellschaft“ am 23. Juli 1885 eine Kommandit-Gesellschaft mit Anteilen von je 1000 Mark gegründet, welche bei Bimbia Plantagen von Kakaos und Tabak anlegen soll, deren Leitung Herr Theuß, bekannt als vortrefflicher Botaniker zuerst der Roango-Expedition des Majors von Mechow und später der belgischen Assoziation am Kongo, übernommen hat.

Zu Seite 145.

In Bom Jesus am Roansa, wo unser Landsmann Herr Schulze aus Münster die größte Zuckerrohr-Pflanzung Westafrikas besitzt und daraus einen jährlichen Ertrag von 500 bis 900 portugiesischen Pipas (1 Pipa = 423,75 Liter) erzielt (1880), wird das Zuckerrohr zum ersten mal 18 Monate nach dem Einsetzen der Stecklinge (Spitzen mit je 3 Knoten), dann zum zweiten mal 12 bis 14 Monate später geschnitten. In Brasilien soll man in dieser Weise dasselbe Feld durchschnittlich sieben Jahre lang ausbeuten können. Für Bom Jesus liegen endgültige Erfahrungen über die Zeitdauer bis zur Erschöpfung des Bodens noch nicht vor.

Zu Seite 146.

Welche Unterschiede in den Gelderträgen zwischen einer Produktion auf Menge und einer solchen auf Güte bestehen können, dafür liefert uns nach den bezüglichen Untersuchungen von Pott (Dr. C. Pott, Erträge beim Hopfenbau. Nürnberg 1885.) der Hopfenbau ein überraschendes Beispiel. Im Mittel von zehn bis zwanzig Jahren gewinnt man pro Hektar

im Spalter Land, Bayern	9 Ztr. Hopfen à 278 M.	= 2502 M.
in der Holletau	12 „ „ à 192 „	= 2304 „
in den Gebirgsgegenden	12,5 „ „ à 156 „	= 1950 „

Überall, wo große Quantitäten geerntet werden, läßt die Qualität zu wünschen übrig. Die größere Gewichtszahl der Ernte gewährt um so weniger Ersatz für die geringeren Preise, als ein größeres Ernte-Quantum ja auch vermehrte Ernte- und Verpackungskosten verursacht. Besonders lehrreich in dieser Beziehung war das reiche Erntejahr 1885, in welchem man beispielsweise als Ernte-Ertrag pro Hektar

in Spalt	12 Ztr. à 150 M.	= 1800 M.
im Elsaß	30 „ à 25 „	= 750 „

erzielte.

Zu Seite 147.

Ein neuerer Kamerun-Reisender, der Pastor Dr. B. Schwarz, hat vollen Ernstes den Vorschlag gemacht, die Mangrove-Wälder als Fieberbrutstätten auszurotten und das Fahrwasser der Mangrove-Kriks auszubaggern. Da diese Weisheit in einer öffentlichen Sitzung des deutschen Kolonial-Vereines gelegentlich der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zum Besten gegeben worden ist, so sei dieselbe folgender Erwiderung gewürdigt:

1. Wenn die Schlickflächen des Kamerun-Deltas noch nicht mit Mangrove-Wäldern bewachsen wären, müßte man solche auf ihnen anzupflanzen suchen. Denn die gleichmäßige Beschattung der Mangrove-Wälder ist ein ungemein wohlthätiges Schutzmittel gegen den ständigen Wechsel von Austrocknung und Überschwemmung durch Ebbe und Flut, welcher sonst täglich zweimal stattfinden und die Verbreitung der Fieber geradezu fördern müßte. Außerdem wirken die Mangrove-Wälder landbildend. Wenn wir die gleichfalls fiebergiftigen Schlickflächen unserer Nordsee-Ufer mit Mangroven bepflanzen könnten, so wäre das ein wahrer Segen.

2. Um die Mangrove-Kriks mit Erfolg auszubaggern, müßte erst das ganze Kamerun-Delta durch ein System von Deichen und Schleusen dem Einflusse von Ebbe und Flut entzogen werden. Wer soll die hiezu erforderlichen Millionen hergeben? Höchstens darum kann es sich handeln, versuchsweise einzelne Zweige des Deltas zu verstopfen, damit die ausfegende und tiefende Wirkung von Ebbe und Flut auf die wenigen wirklich schiffbaren Wasserwege konzentriert bleibe.

Zu Seite 174.

Die Arbeits-Frage in Westafrika ist eine so wichtige und zugleich so schwierige, daß jeder Beitrag zu ihrer Klärung von Wert sein dürfte, so auch der folgende, obgleich er ein nächstes Interesse für Kamerun nicht hat.

Sehr gute Leute scheinen die Franzosen in Gabun von der Loango-Küste her zu beziehen, namentlich seitdem eine Hungersnot die dortigen Eingeborenen zum Auswandern und Eintritt in fremde Dienste geneigt gemacht hat. Diese Loango-Neger in Gabun erhalten pro Mann monatlich 4 Dollars in Waren, hievon 2 Dollars Angeld voraus, und jeden zweiten Monat 4 Faden Zeug zur Bekleidung; die Vorleute eines jeden Trupps von 8 bis 12 Köpfen erhalten in denselben Zeiträumen je 6 Dollars und je 6 Faden. Die tägliche Verpflegung besteht pro Mann aus 1 Pfund Reis, 1 kleine Wurst Kifoanga (Maniokbrei in Blätter eingebunden), etwas getrocknetem Fisch landesüblicher Herkunft und aus zweimal einem Glas Rum. Wöchentlich empfangen sie dann auch noch Seife und Tabak. Solche

Loango-Arbeiter werden besorgt durch André Rodriguez in Kabinda, Sohn des Tom Jack Fine, welcher der Sohn des großen Kabinda-Häuptlings Mambuku ist. Dabei müssen sowohl dem genannten André Rodriguez als auch den Unterhäuptlingen King Jack Fine und Tom Jack Fine Extrageschenke vorausbezahlt, dem Mambuku aber ein „Kings Dreß“ ein „Königsgewand“, z. B. ein schöner neuer Maskenanzug mit Epauletten, überreicht werden. (Mündliche Mitteilung des Herrn Schran.)

Zu Seite 177.

Die drei größten Firmen in Fernando Po heißen: W. A. Vivour, John Holt und Laureano. Der letztere, ein portugiesischer Mulatte aus San Thome, soll auf seinen Plantagen Arbeiter aus Angola haben. Es sind das ursprünglich Sklaven, die im Innern Angolas gekauft, von den portugiesischen Behörden in Bengella und Dondo durch einen offiziellen Akt zu „freien Männern“ ernannt, dann als „Gente contratada“ (kontrahierte Leute) nach San Thome verschifft werden.

Zu Seite 187.

Ganz streng und logisch gedacht, kann der Krieg gegen den Alkohol doch erst dann für beendet gelten, wenn der Alkohol als menschliches Genußmittel völlig abgeschafft ist. Denn eine Grenze zwischen Gut und Böß läßt sich hier gar nicht bestimmen. Das scheint auch bereits in Missionskreisen klar geworden zu sein, wie ich einer Andeutung aus der Kampfschrift des Bremer Missions-Inspektors Zahn „Der überseeische Branntweinhandel“, Gütersloh 1886, Seite 22, entnehme. Es heißt dort: „Denn wenn das Prinzip der „Total Abstinence“ schon dahin in der Mission gekommen ist, beim Abendmahl nicht nur ungegorenen Wein, sondern auch Zuckermesser zu gebrauchen, wenn man die Kindertaufe verweigert, falls nicht der Vater verspricht, auch den Wein von seinem Tische zu verbannen, wenn eine Synode den Beschluß faßt, von der Kirchengemeinschaft auszuschließen, wer nicht das Gelübde der völligen Enthaltung ablegt, und wenn man eine Art von Interdikt gegen Gemeinden, die Trunkenheit dulden, wieder aufzuleben sucht, so sind das zwar alles Zeugnisse, wie ernst gewissenhafte Männer den Schaden beurteilen, aber doch auch Zeichen, daß wir in der Mission eine Warnung nötig haben, damit wir uns weder auf den Sinai noch nach Rom verirren.“ Ich meine, wenn man einmal streitbar dasteht, sollte man weder vor Rom, noch vor dem Sinai zurückschrecken. Nur die extremsten Standpunkte sind offen und gut zu verteidigen.

Zu Seite 188 u. ff.

Ein gutes, allen ernsthaften Kolonialpolitikern zu empfehlendes Buch ist *Java or how to manage a Colony* by J. W. B. Money, London 1861, welches noch heute Gültigkeit hat, trotzdem daß die allgemeine Krise der Überproduktion und des Preisniedergangs der Bodenerzeugnisse auch über dieses Musterland hereingebrochen ist. Wir heben daraus folgende Punkte hervor:

Batavia ist durch strenge Handhabung hygienischer Maßregeln aus einem berüchtigten Fieberplatz eine verhältnismäßig gesunde Tropenstadt geworden.

Die Holländer scheinen mit den Javanern auch ohne Missionare ganz gut ausgekommen zu sein.

Auch in Java gilt als Wirtschafts- und somit größtenteils auch als Rechts-Individuum die Gemeinde, nicht die Person. Die Engländer wollten während ihrer kurzen Herrschaft 1811 bis 1816 das System des persönlichen Eigentums und der persönlichen Pflicht einführen, gereichten aber damit nur den chinesischen Wucherern zum Nutzen.

Auch in Singapore und schon damals hatte die unselige Gleichheitstheorie der Engländer, übertrieben bis zur Bevorzugung der einheimischen Rassen, die unverschämte Frechheit der Malayen und Chinesen gegen die Europäer dermaßen großgezogen, daß man den frommen Wunsch hören konnte, es möchten doch gegen die Ausschreitungen dieser Mongolen dieselben Polizeimaßregeln angewendet werden, wie gegen Ungehörigkeiten englischer Rowdies.

Eine vortreffliche Schilderung der Not eines gewissenhaften angloindischen Richters, mitten in einem wahrhaft imponierenden, wohl vorbereiteten System von Schuftigkeit, Betrug, Lüge und Meineid, das bei Rechtsstreitigkeiten der indischen Eingeborenen zu herrschen pflegt, findet sich im 2. Band S. 100 und ff. Ohne Lüge glaubt auch der Unschuldige nicht seine Unschuld beweisen zu können. Ganz wie bei den Negern.

Gerade die Haupttummelplätze der Philanthropen waren in Indien die Hauptherde des großen Aufstandes.

Das damalige Gedeihen Javas, mit dem sich höchstens Kuba noch vergleichen durfte, setzte sich zusammen aus den Elementen: Fruchtbare Land, reichliche Arbeitskraft, europäisches Kapital und europäische Aufsicht, vereinigt unter dem Kredit einer starken Regierung.

Die Hauptsache dabei war wohl die reichlich vorhandene Arbeitskraft, die in Afrika fehlt. Denn daß die Neger auf heimatlichem Boden sich eben so leicht zur Arbeit hergeben werden, wie die Javaner, ist nicht anzunehmen, und Menschen, die wohl arbeiten könnten, aber nicht arbeiten wollen, sind eben keine Arbeitskräfte. Die

Javaner scheinen im Allgemeinen gutmütiger oder willfähriger und durch den Islam besser zum Gehorsam erzogen zu sein, trotz der zuweilen auftretenden gefährlichen Wutparoxysmen, die bis zum Amock-Laufen führen. Die Neger dagegen sind mehr andauernd halsstarrig und widerspänstig ohne solche akute Paroxysmen. Will man, daß der Neger nach links gehe, so muß man ihm häufig genug „rechtsum“ zurufen.

Zu Seite 194.

Die deutsche Geldwährung ist in Kamerun durch den Gouverneur mit folgender Verordnung eingeführt worden: „§ 1. Vom 10. Oktober 1886 an gilt die deutsche Reichsmarkwährung im Kamerun-Gebiet. § 2. Von diesem Zeitpunkt ab gelten als gesetzliche Zahlungsmittel: Die Zwanzigmarkstücke, Zehnmarkstücke, Einthalersstücke, Zweimarkstücke, Einmarkstücke, Fünfzigpfennigstücke, Zehnpfennigstücke, Fünf-pfennigstücke, Zweipfennigstücke, Einpfennigstücke. § 3. Betreffs der früher nach Kru abgeschlossenen Verträge wird das Wertverhältnis wie folgt festgesetzt: 1 Kru = 20 Mark = 80 Liter Palmöl = 160 Liter Palmkerne. Vorher war ein Kru = 10 Gallons = 45,3 Liter. Das neue Maß von 80 Liter entspricht dem Unterschied zwischen wirklichem und nominellem Wert eines Kru in Waren. Bei der alten Abmessung wäre der Kaufmann, falls er mit baarem Geld kaufen sollte, arg geschädigt worden.“

Es sind ferner versuchsweise bereits eingeführt: 1. Drei Ausfuhrzölle auf Palmöl, Palmkerne und Elfenbein, die ersteren beiden 5 Mark resp. 2,50 Mark pro Kilogramm-Tonne (1000 Kgm.), der letztere 0,20 Mark pro Kilogramm betragend. 2. Eine Lizenzabgabe für Schnapsverkauf von 2000 Mark für jede Firma.

Zu Seite 196.

Ein Hauptkämpfe der deutschen Mission, Dr. Gustav Warneck, hat sich in seiner Broschüre „Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? Eine Berufung an das christliche deutsche Gewissen“ ausführlicher über seine Wünsche ergangen. Besser präzisiert und kürzer gefaßt lauten dieselben ungefähr so: „Der Staat gibt uns Geld. Er hat uns aber nichts einzureden. Im Gegenteil soll er, ehe er Beamte hinaus-schickt, erst anfragen, ob sie uns genehm sind.“

Zu Seite 200 (Schluß).

In einem Konkurrenzkampf, der mit Schutz- und Differenzialzöllen ausgefochten würde, dürften bekanntlich die Engländer uns viel mehr schaden als wir ihnen. Wie wenig indessen eine wirklich vorhandene merkantile Überlegenheit selbst durch die unglaublichsten

Schitanen unterdrückt werden kann, dafür liefern die Franzosen in ihrer Kolonie du Gabon ein gutes Beispiel. In Gabun sind alle fremden Kauffartei-Schiffe verpflichtet, auf den Flüssen binnenwärts vom Hafen die französische Flagge zu hissen und mit 500 Francs Strafe bedroht, falls sie dort eine andere oder gar keine führen. Die englischen und deutschen Binnendampfer vertauschen demgemäß von einem bestimmten Punkt an ihre eigenen Nationalflaggen mit der französischen.

Alphabetisches Register.

- Abbrennen der Savanne 8.
Abo-Fluß 4.
Abo-Häuptlinge 66.
Abo-Land 66.
Abstammung der Dualla 45.
Ackerbauer 128.
Admiral Knorr 66. 104. 192.
Affen 10.
Agent 108.
Aklimatisirung 128.
Akwa 45.
Akwataun 13.
Akra-Leute 106.
Alkohol 185. 248.
Ameisen 11.
Anarchie 29. 165.
Angestellte 108.
Anhang 203.
Anno Bom 3.
Anpflanzung 142.
Apprentices 177.
Arbeitsfrage 107. 165. 174. 178.
247. 250.
Arbeitslöhne 106.
Arbeitspflicht 184.
Arrestlokal 192.
Arsenik 158.
Arzt 155.
Ästuarium 13.
Aufgeblasenheit 22.
Ausschweifendes Leben 154.
Äußere Einflüsse beim Fieber 130.
Äußere Erscheinung der Dualla 18.
Aussterben der Naturvölker 186.
Auswanderer 127.
Autorität der Häuptlinge 190.
- Bafarami 64.
Bafundu 66. 65.
Bafwiri 61. 65.
Balung 66.
Bananen 16.
Bantu-Neger 66.
Bantu-Sprachen 66. 210.
Baptisten-Missionare 59. 78. 151. 224.
Bar 94.
Barombe 63.
Basalt 5.
Baseler Mission 239.
Bassá 45. 69.
Bassia 143.
Batanga 160.
Bataten 16.
Baumwolle 154.
Baustil 20. 64. 67.
Beherungen 34.
Befehrungen 49.
Belgier 160.
Bell 45.
Belltaun 13.
Beschneidung 27. 34.
Besitzrecht 188. 194.

- Bettelei 23.
 Bettverhältnisse 134.
 Bier 21. 118.
 Bilanz 200.
 Bimbia-Häuptlinge 59.
 Bimbia-Fluß 5.
 Bismarck, Herbert von 61.
 Blac Afrika 55.
 Bodenrechte 194.
 Bom Jesus 145.
 Bonandalle 228.
 Botanisches 8. 119. 209. 210.
 Breitenbestimmungen 161.
 Bretter 39. 146.
 Brew 80.
 Buchholz, Dr. 225.
 Bumano 68.
 Busch-Leute 42. 172.
 Busch-Country 42.
 Butyrospermum 143.

C
 Cameron 205.
 China-Rinde 144.
 Chinin 144. 157.
 Christentum 19. 49. 56. 88. 107. 198.
 Country-Leute 172.
 Court of Equity 77. 96. 227. 231.
 239.

D
 Daido-Familie 224.
 Daido-Häuptlinge 58.
 Dampferlinien 95. 103. 115.
 Datsch (Dass) 54. 99. 222.
 David Meatom 56. 195.
 Delta 5.
 Deutsche Firmen 75.
 Dibamba 68.
 Dibumbari 68.
 Dido s. Daido.
 Diner 116.
 Doktor Krik 13. 69.
 Dollar 194.
 Dorfschaften 13. 65.
 Dualla, die 14. 58.

 Dualla-Name 4.
 Dualla-Sprache 15. 210.
 Düngung 14. 42. 144. 147.
 Dysenterie 127. 131.

E
 Ebenholz 87.
 Edea-Fluß 4. 68.
 Egbo 27. 100.
 Eheliche Verhältnisse 31. 219.
 Eid 190.
 Eigentum 194.
 Eisenbahnen, afrikanische 162.
 Eisvögel 10.
 Ekongolo 26.
 Elami Joß 51.
 Elefanten 10. 86. 164.
 Elfenbein 85.
 Elomba 26.
 Elung 25.
 Endemische Krankheiten 129.
 Endenne 54.
 Engländer 160.
 Englische Einflüsse 22. 49. 52. 77.
 196. 221. 225. 239.
 Englische Firmen 75. 243.
 Erbfolge 194.
 Erdsloh 11.
 Erdnüsse 16. 142.
 Ernährung 153.
 Erregbarkeit 24. 59.
 Erziehung des Negers 81. 166. 181.
 Esel 163.
 Ethnographisches 15. 58. 59.
 Europäische Waren 21. 88.
 Europäisches Geld 95.
 Export 87. 240.

F
 Fahrwasser 103. 247.
 Faktoreien 111. 124.
 Faktorei-Dienst 110.
 Faktorei-Leben 22. 110. 133.
 Fanatiker 176. 186.
 Farrenkraut 6. 10.
 Faulheit 121.

- Fauna 10.
 Faustrecht 24.
 Fehden 24. 42. 227.
 Feldbau 42. 107.
 Felle 41.
 Fernando Po 3. 116. 248.
 Feuchtigkeit 6. 8. 142. 147.
 Feuergewehre 90.
 Feuerwasser 146.
 Fieber 126. 157.
 Fieberpilz 147.
 Firmen 75. 243. 248.
 Fische 11.
 Fischfallen 39.
 Fischfang 39.
 Fleischkost 118.
 Fluß-System 4.
 Forscher 77.
 Forschungen 159.
 Forste 8.
 Franzosen 160. 247. 251.
 Frechheit 22.
 Fremde Arbeiter 175.
 Friedhof 153.
 Frisur der Weiber 19.
 Fruchtbarkeit 42. 141. 159. 205.
 Früchte 119. 153.

G
 Gabun 205. 251.
 Gartenkunst 120.
 Gehälter der Factoristen 109. 157.
 Gekko 11.
 Geld 95.
 Geldwährung 194. 250.
 Gemeinde 188.
 Gemüse 116.
 Gemüts Eigenschaften des Negers 22.
 114.
 Gemütsleben der Negerin 32.
 Gente contratada 177. 248.
 Geographisches 4.
 Geographische Erforschung 160.
 Geologisches 5.
 Geschenke 72. 222.
 Geschriebenes 70.
 Gesellschaftliche Zustände 29.
 Gesetze 187.
 Gesichtstypus 16.
 Gesundheitsdienst 156.
 Gesundheitsverhältnisse 126.
 Getreide 16.
 Gewalttätigkeit 23.
 Gewebe 88. 240.
 Gewinne 97. 242.
 Gewitter 6.
 Gewohnheitsrecht 189.
 Gilka 92.
 Gin 92. 241.
 Granit 5.
 Gras 8. 148. 121.
 Green Joß 52.
 Grenzen 61. 65. 160.
 Greuel der Sklaverei 181.
 Grillen 11.
 Grundeigentum 174.
 Guinea-Golf 3.
 Gynokratien 32.

H
 Hafenverhältnisse 4. 61. 103.
 Haff 4. 68.
 Handel 42. 44. 84. 140. 165.
 Handelsartikel 92.
 Handelsmonopol 44. 97. 173.
 Handelsperre 170.
 Handwerker 39.
 Häßlichkeit der Weiber 16.
 Häuptlinge 188. 190.
 Häuslichkeit 20.
 Haussa-Leute 168.
 Haustiere 122.
 Hautkrankheiten 131.
 Headman 45.
 Heilsarmee 81.
 Heiraten 219.
 Hellfarbigkeit 15.
 Helme 89.
 Hemden 19.
 Herkunft der Dualla 45.

- Herrschsucht der Pfaffen 196.
 Heuchelei 176.
 Heuschrecken 11.
 Hickorytaun 14.
 Hinrichtungen 53. 60. 226. 190.
 Hinterlader 90.
 Hinterländer 3.
 Hitze 7.
 Hoffnungen 158. 165. 175. 201.
 Höhengrenze des Fiebers 151.
 Holländer 195.
 Hölzer, afrikanische 146.
 Holzschnitzereien 40.
 Hopfenbau 246.
 Hosen 19.
 Hosenneger 198.
 Hühner 118.
 Hulks 12. 124. 133.
 Humanität 176. 182. 249.
 Hunger 172.
 Hüte 89.
 Hütten 20. 64.
 Hygienisches 133. 147. 150.

J
 Jabiang 68.
 Jähzorn 22.
 Janikowski 83.
 Janzen und Thormählen 76.
 Japuma 69.
 Java 195. 206. 249.
 Jengo 26.
 Jesuiten 83. 197.
 Jim Jkwalla 46. 57.
 Immunität 128.
 Import 240.
 Indien 249.
 Indigo 144.
 Indolenz 121.
 Innere, das 3.
 Insekten 11.
 John Angua 56.
 Joß-Häuptlinge 51.
 Joß-Leute 90.
 Joßtaun 149.

Z
 Zsubu 59.
 Justiz 101. 192.

K
 Kaffee 143. 205.
 Kakao 86. 144.
 Kalabar-Bohne 87.
 Kalabar-Gebiet 65. 82. 161.
 Kale 45.
 Kamerun-Berg 12. 151.
 Kamerun-Englisch 213.
 Kamerun-Fluß 4.
 Kamerun-Kap 5.
 Kamerun-Name 4.
 Kamerun-Vulkan 3. 13.
 Kanuu-Bau 36.
 Kanuu-Maße 209.
 Kanuu-Schmuck 40.
 Kanuu-Wettfahrten 36. 90.
 Kartoffel 117.
 Kartographische Aufnahme 161.
 Kastriren der Böcke 17. 118.
 Kaufleute 77.
 Kautschuk 83. 86. 144.
 Keg 94.
 Kette 192.
 Kifoanga 17.
 King Akwa 52.
 King Bell 47. 89.
 King Daibo 57.
 King Mangro 107.
 King of Hamburg 75.
 King-Titel 46.
 King William von Bimbia 60.
 Kirchenlieder der Baptisten 81.
 Kleidung 19. 122. 153.
 Kleidungsstücke, fertige 88.
 Klettern 17.
 Klima 6. 83. 125. 152. 206.
 Klima-Wechsel 152.
 Klüftiren der Säuglinge 33.
 Knutson 78. 83. 86. 144. 152.
 Kochen 17.
 Köche 106.
 Koko-Pflanze 16.

- Koko-Volk 68.
 Kokospalme 14. 142.
 Kolonialpolitik 139. 199. 202. 206.
 Kolonialtruppe 167.
 Kolonialverein 247.
 Komfort 20. 124.
 Kongo 163.
 Konkurrenzkampf 96. 198. 251.
 Konserven 118. 245.
 Konsul Hewett 227. 239.
 Kopfbedeckungen 89.
 Kopra 142.
 Körperliche Züchtigung 101. 231.
 Kotto 66.
 Krankheiten 125. 127.
 Krebse 23.
 Kriege 226.
 Krokodil 10.
 Kru 94.
 Kru-Neger 15. 104. 244.
 Kulturen 146.
 Kumi 102. 243.
 Kwakwa-Fluß 4. 68.
- L**andbau 146.
 Landolphia 145.
 Landschaftliches 12.
 Landsmannschaften der Sklaven 28. 69.
 Längenbestimmungen 161.
 Lanzen 38.
 Larvirte Fieber 130.
 Lasttiere 162.
 Laterit 5. 8.
 Lava 61.
 Lebensgewohnheit 152.
 Lebensweise 109. 115.
 Leoa von Manduka 66.
 Libertos 177.
 Lieberlichkeit 42.
 Loanda 7.
 Loango-Neger 248.
 Loch Priso 46. 51.
 Löhne 105.
 London Bell 50.
 Lootsen 103. 230. 235.
- Lüders, Dr. 225.
 Lungasi-Fluß 4. 45. 68.
- M**agazine 111.
 Magenverderbungen 131.
 Mahlzeiten 153.
 Malaria 126.
 Male 27.
 Malimba-Kanal 5.
 Manati 10.
 Manga Akwa 54.
 Manga Bell 48. 49. 195.
 Mangroven 4. 8. 13. 247.
 Maniof 16.
 Maria Theresia-Thaler 194.
 Marine 167.
 Maße 209.
 Maurer 39.
 Medizinisches 33. 156.
 Menschenopfer 27. 28. 55.
 Metalle 141.
 Metall-Kartuschen 90.
 Meteorologisches 6.
 Meuchelmord 50. 60.
 Miasma 129. 147.
 Mineralschätze 141.
 Missionare, englische 77. 182. 196.
 239. 250.
 Missionare, französische 197.
 Missionsneger 19. 56. 81. 198.
 Mohamedaner 168.
 Mondole-Insel 83.
 Monopol 44. 97. 165.
 Moskitos 10. 41. 134.
 Muelle von Miang 67.
 Muemba 28.
 Mukuku 27.
 Mungi 26.
 Mungo-Fluß 4. 9.
 Mungo-Volk 63.
 Münzen 194.
 Muskulatur 15.
 Mützen 19. 89.
 Mysterien 25. 28. 69.

- Nachttheit 19.
 Nähmaschine 82.
 Nahrung 5. 16. 42.
 Nahrungsmittel 91.
 Ndunga-Fluß 4.
 Nebel 6.
 Neger-Englisch 43. 213. 218. 244.
 Neger-Soldaten 170.
 Nehrung 5.
 Nichtsnußigkeit des Negers 108. 166.
 Niengo 26.
 Niger 171.
 Nigger 30. 43.
 Nifoll-Insel 60.
 Nilpferd 10.
 Nußhölzer 146.
 Oapaki 66.
 Ölfarben 40.
 Oliven-Öl 143.
 Ölpalme 14. 142.
 Optimismus 70. 126. 129.
 Orden, geheime 25. 69. 100.
 Ostafrika 129.
 Bagaien-Ruder 41.
 Palaver 24. 30. 218. 229.
 Palissaden-Zäune 65.
 Palmblatt-Ziegel 20.
 Palmenhaine 14.
 Palmerston 205.
 Palmfaser-Zeug 63.
 Palmkerne 85.
 Palmoil Chop 117.
 Palmöl 17. 84.
 Palmwein 17. 21. 210.
 Pandanus 8.
 Papageien 9.
 Paffavant, Dr. 83. 169.
 Pathologie, tropische 157.
 Patronen 90.
 Pauli, Dr. 155.
 Perkussions-Gewehre 91.
 Perniziöse Fieber 130.
 Pessimismus 126.
 Buchner, Kamerun.
 Pferde 163.
 Pflanzen-Masse 209.
 Pflanzung 142. 246.
 Philanthropie 184. 249.
 Phraentum 205.
 Piggin 94.
 Pola-Geschwür 33. 132. 156.
 Polizei 189.
 Portugisen 22. 76. 145. 213. 248.
 Pott, Dr. 246.
 Präfixe 66.
 Preise 31. 96. 107. 242.
 Principe-Insel 3.
 Produkte 84.
 Produktion 140. 246.
 Prostitution 33. 154.
 Prunkwaffen 38.
 Pulver 91.
 Pulver-Attentat 25. 234.
 Raubjucht 22.
 Raphia-Palme 8. 209.
 Rasen 148.
 Rassenunterschiede 183. 191.
 Rat der Häuptlinge 190.
 Raubjucht 22.
 Rebellion 90.
 Recht 188.
 Rechtsfälle 190. 218. 225. 227.
 Rechtsindividuum 188. 249.
 Rechtsprechung 190.
 Rechtswissenschaft 187.
 Reformen 167.
 Regen 6. 121. 206.
 Regenhut 19.
 Regenschirme 18. 89.
 Regierung 166.
 Regierungsgebäude 150.
 Reis 145.
 Reitstiere 163.
 Reittiere 162.
 Religion 25. 197.
 Repetirgewehre 90.
 Reusen 39.

- Rinder 17. 163.
 Ringkämpfe 35.
 Ringwurm 132.
 Rio del Rey 5. 160.
 Rogozinski 78. 83.
 Romantik 115.
 Rotang 8.
 Rotwein 21. 118.
 Rückschläge 200.
 Rum 92. 145. 246.
 Rumbi-Fluß 45.

 Salz 92. 97.
 Sanatorium 151. 163.
 Sandfloh 11.
 Sandstein 5.
 Sanitäts-Polizei 148. 193.
 Sansibar-Leute 168.
 San Thomé 3.
 Savanne 8.
 Schafe 17.
 Schießen 91.
 Schlangen 10.
 Schmieden 38.
 Schmidt, C. 84.
 Schmuckfächer 90.
 Schnaps 49. 92. 145. 185. 241. 246. 248.
 Schnee 13.
 Schneider 123.
 Schulden 100. 191. 194. 195. 237.
 Schulen 195.
 Schund 21. 88.
 Schuster 123.
 Schwarz, Dr. 64. 247.
 Schweden 78. 83.
 Shea-Butter 143.
 Seebrise 7. 150.
 Seife 18. 92.
 Selbsthilfe der Kaufleute 101. 191.
 Senegal 7.
 Sefam 143.
 Sittenlosigkeit 155.
 Sklaven 30. 69.
 Sklavenbefreiung 177.

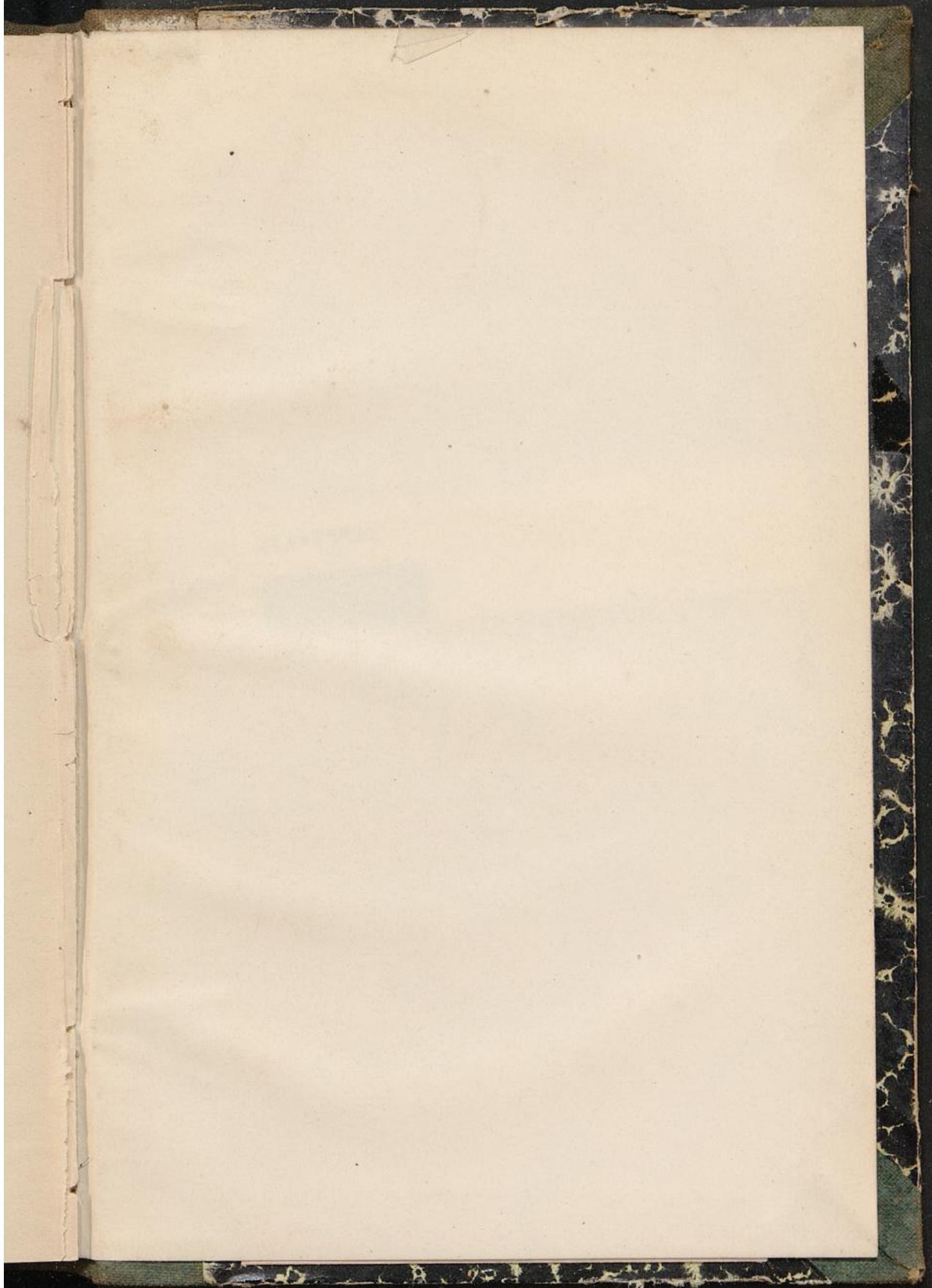
 Sklavenhandel 76.
 Sklaverei 30. 176. 183. 194. 231.
 Skorpione 10.
 Slavetown 22.
 Smallbook 99.
 Sozialdemokratie 30.
 Spirituosen 92. 186. 241.
 Sport 34. 127. 154.
 Sprachengrenze 66.
 Sprachliches 15. 195.
 Stammbaum der Kings 223.
 Stanley 35. 177.
 Steinschloß-Gewehre 91.
 Steuern 193.
 Stoppage of Trade 99.
 Stoppen 24. 100. 102.
 Strafarbeit 192.
 Strafgerichte 192. 236.
 Straßen 162.
 Streife 30. 32.
 Streitigkeiten 24. 236.
 Sturmhaube 19.
 Sudan-Neger 66.
 Suellaba-Kap 5.
 Suffige 66.
 Syphilis 132.

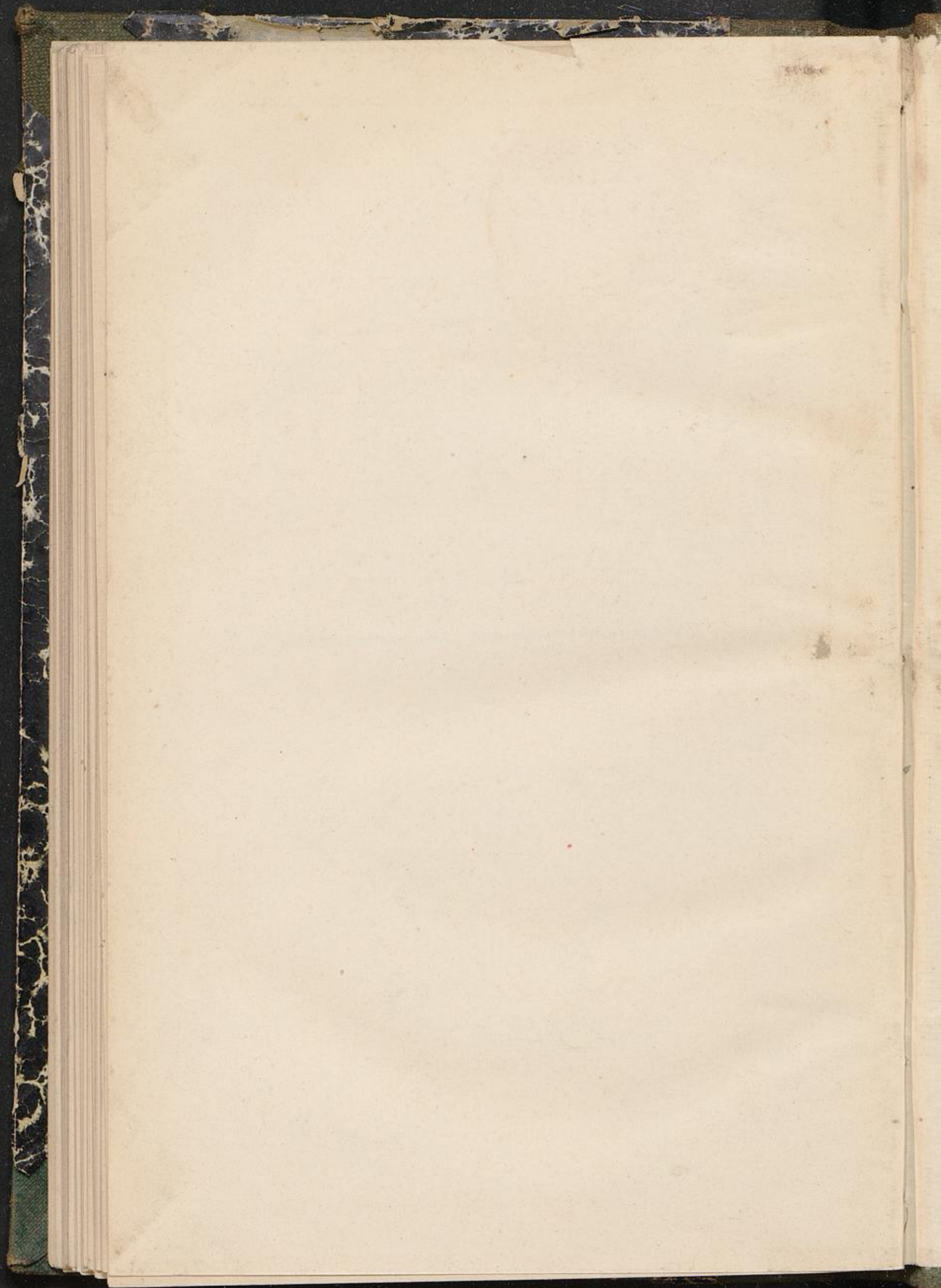
 Tabak 92.
 Tagesordnung der Faktoreien 111.
 Tänze 26. 29.
 Tätowirung 16.
 Tauben 10.
 Tauschhandel 93. 111.
 Taufensüßer 10.
 Temperatur 7. 130.
 Termiten 11.
 Teuernis 117.
 Theuß 246.
 Thormählen J. 76. 225.
 Tierwelt 10.
 Tierwolle 154.
 Todesstrafe 231. 236.
 Togo-Leute 168.
 Töpferei 41.

- Tornados 6.
 Totenbestattung 26. 28.
 Transport-Tiere 163.
 Triangulirungen 161.
 Trinkwasser 133. 153.
 Trockenheit 147.
 Trockenzeit 6. 8. 147.
 Trommeln 37.
 Trommelsprache 38.
 Trunkenheit 146. 185.
 Trunksucht der Weißen 154.
 Truht 98.
 Tsetse-Fliege 163.
 Typhus-Epidemie 152.
- Ü**bertreibungen 125. 176. 186.
 Umgang mit Negern 112.
 Ungeziefen 134.
 Uniformen 19.
 United African Company 171.
 Unreifeheit der Neger 191.
 Umtriebe 84.
 Unsinn 115. 125. 183.
 Urwald 9.
- U**aluta 93.
 Vegetation 8. 62. 119.
 Verfälschung des Palmöles 143.
 Vergiftungen 132.
 Verheirathung 31.
 Verkommenheit 38.
 Versklavung 180.
 Verträge 70. 200. 235.
 Vielseitigkeit 112.
 Viehzucht 163.
 Viktoria 59. 79. 239.
 Vögel 10.
 Vorgeschichte 224.
 Vulkane 3.
 Vulkanischer Boden 141.
 Vulkanischer Spalt 3.
- W**adenlosigkeit der Neger 15.
 Währung 194.
 Waldau 78. 83. 144.
 Waldregion 8.
 Waren 21. 88. 93.
 Warnung 129.
 Wahrscheinlichkeiten des Fiebers 127.
 Waschen des Truht 99.
 Waschmänner 122.
 Waschweiber 123.
 Wasserstraßen 161.
 Weben 63.
 Webervogel 11.
 Wege 161.
 Weiber, europäische 193.
 Weiberkauf 31
 Weiberstreif 32.
 Wellblechhäuser 111. 149.
 Westendarp 86.
 Wetter 6. 206.
 Wild 10.
 Winter 6.
 Wirtschaftliche Zustände 44. 165.
 Woermann, C. 76.
 Wohnen 124. 133. 148.
 Wollbaum 8.
 Wolle 154.
 Wuri-Fluß 4.
 Wuri-Volk 66.
- Z**ähmung der Elefanten 164.
 Ziegen 17. 118.
 Zimmerleute 39.
 Zivilisation 183.
 Zölle 161. 193. 250. 251.
 Zöllner, Hugo 70. 185.
 Zoologisches 10.
 Zuckerrohr 145. 246.
 Zugtiere 163.
 Zukunft 45. 139. 200.
 Zwiebad 91.
 Zwischenfälle 115.

574 (h.)^{17*}

~~~~~  
Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.  
~~~~~





ZKA#7991Z



15. AUG. 1975

7KA#79917



 Ka
7991